Maerz, Engl.

Aus der Kg. Bibliothek Ellwangen
anläßl. der Ausscheidung mehrerer Bücher u. Schrift
käufl. erworben.

Sammlung

von

klassischen Werken

der

neuern katholischen Literatur

Englands

in deutscher Uebersetzung.

Drittes Bändchen.

Köln 1855.

Druck und Verlag von J. P. Bachem,

Hof-Buchhändler und Buchdrucker.

Vermischte Schriften

von

Sr. Eminenz

Nicolaus Cardinal Wiseman,

Erzbischof von Westminster.

Zweite Abtheilung.

Mit Gutheißung hoher geistlicher Obrigkeit.

Köln 1855.

Druck und Verlag von J. P. Bachem,

Hofbuchhändler und Buchdrucker.

Vorwort des Uebersetzers.

Ueber die Grundsätze, welche bei dieser deutschen Bearbeitung der „Vermischten Schriften Cardinal Wiseman's" befolgt sind, hat sich der Uebersetzer in dem Vorworte zur ersten Abtheilung ausführlich ausgesprochen; das dort Gesagte gilt auch von dieser zweiten Abtheilung.

Was die in diesem Bändchen enthaltenen Aufsätze selbst angeht, so unterscheiden sie sich in so fern von denen des vorhergehenden, als die meisten derselben in einem engern Zusammenhange mit einander stehen. Die drei Aufsätze über die Parabeln, die Wunder und die Handlungen des Neuen Testaments bilden Ein Ganzes; sie sind dem ersten Bande der „Essays on various subjects" entnommen. Gleichfalls auf die heilige Schrift bezieht sich der erste Aufsatz dieses Bändchens, welcher, wie auch der letzte Aufsatz, in der genannten englischen Sammlung (und in der Manz'schen Uebersetzung) nicht enthalten, sondern erst später geschrieben ist. — Der fünfte und der sechste Aufsatz gehören gleichfalls zusammen, so fern sich beide auf liturgische Gegenstände beziehen.

Wenn ferner die Aufsätze der ersten Abtheilung größtentheils g e s c h i c h t l i c h e Gegenstände oder Tagesfragen besprechen, so ist diese zweite Abtheilung vorwiegend t h e o l o g i s c h e n Inhalts. Der Uebersetzer erwähnt dieses hier, um dem möglichen Mißverständnisse vorzubeugen, als seien darum diese Aufsätze auch n u r für Theologen von Interesse. Der Grundsatz der Herausgeber dieser Sammlung, solche Schriften nicht darin aufzunehmen, welche bloß für Gelehrte und nicht f ü r g e b i l d e t e L e s e r ü b e r h a u p t entschiedenes Interesse haben, ist vielmehr a u c h b e i d i e s e m Bändchen festgehalten. Die Aufsätze theologischen Inhalts, welche darin aufgenommen sind, behandeln einmal Puncte, die jedem gebildeten Katholiken nahe liegen, — die Grundsätze der Kirche über das Bibellesen, Abschnitte des Neuen Testaments, welche jedem Katholiken aus der biblischen Geschichte und dem Evangelienbuche bekannt sind, Gebete und Gebräuche der Kirche, die Jeder kennt oder kennen sollte. Sind ja auch alle diese Aufsätze zuerst in einer Zeitschrift erschienen, welche keineswegs ausschließlich Theologen oder überhaupt Fachgelehrte zu Lesern hat. Dann gehört es auch nicht zu den geringsten schriftstellerischen Vorzügen Cardinal Wiseman's, daß er seinen Gegenstand immer so zu behandeln versteht, daß seine umfassende Gelehrsamkeit das Lichtvolle und Anziehende seiner Darstellung nicht beeinträchtigt. Der Uebersetzer hat darum keinen Augenblick Bedenken getragen, diese Aufsätze zu den Schriften zu zählen, welche „auch in Deutschland in weitern Kreisen Interesse haben und Nutzen stiften können" und darum zur Aufnahme in unsere Sammlung geeignet sind.

Im Mai 1855.

Inhalt.

Berichtigungen.

S. 119 Z. 1 von oben lies: wurde aber vollendet durch das Wasser, nicht durch das Wasser des Jordan, das Wasser des Johannes, sondern . . . .

S. 126 Z. 7 von oben lies: deine Sünden sind dir vergeben . . . .

S. 152 Z. 7 von oben lies: kommt vom Hören" [1]) und nicht . . . .

S. 152 Z. 17 von oben lies: zwischen Ochs u. Esel, „wahrer Gott . . . .

S. 191 Z. 9 von unten lies: Coleridge's . . . .

S. 244 Z. 1 von unten lies: plebem statt blepem.

I.

Das Lesen der heiligen Schrift in der Volkssprache.*)

Ich glaube, wir Katholiken thun Unrecht, wenn wir uns bei Discussionen über das Lesen der heiligen Schrift auf die Defensive beschränken und uns dazu hergeben, auf boshafte Fragen zu antworten und grundlose Einwendungen zu widerlegen. Ein Protestant, der vielleicht nicht drei Zeilen von dem versteht, was er liest, oder der seine Bibel nicht einmal im Monate aufschlägt, oder der, wenn er sie liest, dies ganz mechanisch thut, ohne auch nur eine einzige Stelle erklären zu können, oder der, wenn er sie liest oder nicht liest, nicht ein einziges ihrer Gebote beobachtet, kurz Jeder, der sich Protestant nennt, mag er auch im Herzen kein Christ sein, hält sich für berechtigt, zu jedem Katholiken, vom Bauer bis zum Bischof, zu sagen: „Warum macht ihr nicht, wie ich, die Bibel zu euerer Glaubensregel, warum übt ihr nicht das Recht aus, sie zu lesen und selbst zu urtheilen?“ Nun weiß ein Katholik, dem diese Frage vorgelegt wird, leider wohl, daß er gegen alle Vor-

*) Aus der „Dublin Review“ von 1852; der Aufsatz ist in den „Essays“ nicht enthalten; aber 1853 als Broschüre aus der „Review“ abgedruckt. In der Uebersetzung ist die Einleitung zu dem Aufsatze, welcher ursprünglich in der Form einer Recension über Dixon's „Allgemeine Einleitung in die hl. Schrift“ erschien, weggelassen, da sie sich nicht auf das Thema bezieht.

urtheile der Nation zu kämpfen hat, und daß man nur auf seine Antwort wartet, um ihn mit der größten Entrüstung anzufahren. Er weiß, es wird als ein unbestreitbares Axiom betrachtet, daß alle Religion darin besteht, daß man die Bibel liest oder behauptet, man lese sie; daß derjenige, welcher sich nicht wenigstens das Recht zuspricht, die Bibel zu lesen, wie er will, wenn er dies Recht auch nie ausübt, ein schrecklicher, heilloser, dem Verderben verfallener Mensch ist, während derjenige, welcher sich dieses Rechtes rühmt, wenn er auch ein lasterhaftes Leben führt und ein verderbtes Herz hat, doch hier auf Erden in religiöser Hinsicht hochsteht und einen Schlüssel zu dem wunderlichen Paradiese hat, wofür er den Himmel hält. All das ist durch die Zeitungen und die Redner in Exeter-Hall*) längst festgesetzt, und wer daran zu zweifeln wagt, ist schlimmer, als ein Ungläubiger. Der Katholik wird darum oft nicht den Muth haben, zu sagen, oder vielleicht nicht zu hoffen wagen, daß man ihn anhört, wenn er sagte, wie er sagen sollte: „Aber ich bitte Sie, mein Herr (oder: mein Fräulein), was wissen Sie denn von der Bibel, oder wo haben Sie das Buch bekommen, dem Sie diesen Namen geben, oder wie wissen Sie, daß es überhaupt die Bibel ist?“ Statt dessen wird er sich weiter auf die an ihn gerichtete Frage einlassen und versichern, — was freilich wahr ist, aber den Gegner nur weiter von der Wahrheit abführt, — daß er persönlich und viele Andere die Bibel lesen dürfen, und daß unsere Kirche es gestattet.

Ich sage, das führt den Gegner nur weiter von der Wahrheit ab; denn wenn er dir glaubt, was von Zehn nicht Einer thun wird, wird er sich nun für seinen Grundsatz über das Bibellesen auch auf dein Zeugniß und vielleicht auf das Zeugniß der katholischen Kirche berufen. Du erkennst gewissermaaßen sein Prinzip an und bestreitest nur die Anwendung, die er davon macht. Du sagst nicht zu ihm: „Ich bestreite überhaupt

*) Das Local in London, wo gewöhnlich die großen Versammlungen der Bibel-Gesellschaften, Missions-Vereine, des evangelischen Bundes u. s. w. gehalten werden. Der Uebers.

dein Recht, die Bibel zu lesen", sondern suchst nur die Behauptung zu widerlegen, die in seinen Augen ein schrecklicher Vorwurf gegen deine Kirche ist (und scheinbar stimmst du dieser seiner Auffassung bei), daß sie das Lesen der hl. Schrift in der Volkssprache ganz verbiete. Und wenn er dir nicht glaubt, so geht er weg und ist noch fester davon überzeugt, daß die Katholiken seine Beschuldigung nicht widerlegen können, und daß sie selbst wissen, daß sie Unrecht daran thun, wenn sie nicht das Lesen der hl. Schrift ausnahmslos gestatten.

Wir sollten uns aber auf einen viel höheren Standpunct stellen. Die Lehre und Praxis der Kirche dürfen wir gar nicht durch diejenigen anfeinden lassen, welche auf die Schrift gar kein Recht haben, welche ihren Canon, ihre Inspiration und ihre Grundlehren gar nicht beweisen können, außer durch die nämliche Auctorität, die sie bestreiten, und durch gänzliche Verleugnung der Grundsätze, zu denen sie sich bekennen. Als ich vor vielen Jahren kühn auf diesen Standpunct hinwies, erhob man dagegen die Beschuldigung, ich wolle die Protestanten zum Unglauben drängen und das Fundament der Bibel untergraben. Eine lange Erfahrung und sorgfältige Beobachtung hat mich nur in der Ueberzeugung befestigt, daß wir auf diesem Wege furchtlos voranschreiten müssen. Wir müssen den Protestanten alles Recht, die Bibel zu gebrauchen, und noch mehr alles Recht, sie zu erklären, absprechen. Wer die Stärke unserer Position und das Zwingende unserer Argumentation nicht begreift, mag dies grausam und hart nennen; es ist viel heilsamer, als wenn man unsere Gegner ruhig in der Sünde fortleben läßt, die sie begehn, indem sie Gottes Braut schmähen und den Glauben unserer armen Katholiken zu untergraben suchen.

Das Geschrei: „Die Bibel! die Bibel! nichts als die Bibel!" ist eben so gefährlich für das Seelenheil, wie das unsinnige Geschrei der Juden: „Der Tempel des Herrn! der Tempel des Herrn! der Tempel des Herrn ist es!"*) Sie hatten

*) Jer. 7. 4.

wirklich den Tempel und die Schechinah und den Altar und das Ephod; und des bloßen Besitzes rühmten sie sich und setzten darauf ihr Vertrauen. Und dieses Vertrauen verleitete sie zur Vernachlässigung gerade der Pflichten, welche der Tempel ihnen einschärfen sollte; des Glaubens, des Gebets, des Opferns und des Gottesdienstes. Wie trat der Allmächtige diesem Mißbrauch Seiner Anordnungen entgegen? Er drohte oder sagte ihnen vorher, daß die Ursache dieser Verkehrtheit zerstört werden solle. Der Tempel sollte Israel weggenommen werden, auf daß es lernte, auf Gott zu vertrauen und nicht auf Sein Haus aus Stein. Der Tempel war zum Idol geworden, darum mußte sein Zauber zerstört werden. Wir müssen es leider wiederholen, das Bibel-Geschrei ist heutzutage im Munde Vieler eben so eitel, hohl und abergläubisch geworden, wie das Tempel-Geschrei der Juden: das bloße Lesen, ja das bloße Besitzen der Bibel wird als Symbol der Religion, als Unterpfand der Seligkeit betrachtet. Und wie soll dieser Verkennung und Verkehrung der Absichten Gottes ein Ende gemacht werden? Auf demselben Wege, einem Wege, auf dem man auch wirklich im Protestantismus schon immer weiter voraneilt. Auf der einen Seite macht der Rationalismus auf dem Festlande, der ganz consequent dem schwarzen Abgrunde des Unglaubens entgegeneilt, die Bibel zu dem Chaos von Verwirrung und Unordnung, welches nur ein Echo der disharmonischen Töne ist, die man in Schulen, Universitäten, Kirchen und Versammlungen der Irrgläubigen hört: Mythen und Accommodationen, Allegorien und Parabeln, Aenderungen der Chronologie und Umdeutung von Geschichts-Erzählung in Dichtung, philologische Illustrationen und kritische Emendationen — mit all dem erklärt man die Bibel und macht sie einem gewöhnlichen Buche, einer nicht inspirirten alten Chronik gleich. Auf der andern Seite trägt die Art, wie dasselbe heilige Buch von ungebildeten und unberufenen Menschen behandelt wird, nur auf andere Weise dazu bei, seine Lebenskraft zu vernichten. Wenn auf dem ersten Wege die Bibel, soweit es die Protestanten betrifft,

in den dunkeln Abgrund der Nacht und des Todes gestürzt wird, so wird sie auf dem andern in den Schmutz menschlicher Laune, Leidenschaft und Thorheit hineingezogen. Das heilige, erhabene, ehrfurchtgebietende Wort Gottes, worüber Heilige in ihren Zellen viele Jahre voll unaussprechlicher Wonne, aber auch voll tiefer Ehrfurcht meditirt, welches Gelehrte, bleich von ihren nächtlichen Studien, mit den Kränzen ihrer Commentarien umwunden, welches die Silberstimmen von Jungfrauen und die tiefen Stimmen heiliger Mönche in stiller Mitternacht gesungen haben, damit kein irdischer Ton ihre tiefen Betrachtungen stören könnte, — dieses Werk des Einen Geistes Gottes, vorher beschlossen in Jahrhunderten, in denen Er allein gelebt hat, dieser Schatz von geistlichem Honig, gesammelt aus tausend Blumen von mannichfaltiger Süßigkeit und Duft, diese Perle von unvergleichlichem Werth, die in zahllosen Formen das stets verschiedene und stets gleiche Bild Gottes abspiegelt, in Seiner Macht und Seiner Milde, in Seinem Zorn und Seiner Liebe, in Seiner Einheit und Seiner Dreiheit, in Seinem Himmel und auf Seiner Erde, auf dem Sinai und auf Golgatha, — dieses erhabenste, größte und göttlichste von allen nicht sacramentalischen Dingen wird unterschiedslos und ehrfurchtslos in Aller Hände gegeben. Der Schulknabe gebraucht es als Lesebuch, der Kerkermeister schenkt es dem Sträfling, der Trunkenbold trägt es in's Pfandhaus, der Narr nimmt daraus seine Citate, der Zotenreißer seine Redensarten, der Fanatiker seine Entschuldigungen für alle Laster, Blasphemien und Profanationen. Denn in Aller Hände muß es kommen, vom Chinesen bis zum Ojibbewa-Indianer, vom Lappländer bis zum Buschmann, vom Kinde bis zum abgelebten Greise, vom stammelnden Bauer bis zur dünkelhaften alten Dame.

Und wenn die Bibel in diese reinen oder unreinen Hände gelegt wird, so geschieht es, — ohne daß auch der Beweis mitgegeben wird, daß sie wirklich ist, wofür sie ausgegeben wird, nämlich das Wort Gottes, — ohne vorhergehendes Studium, ohne Beweis für ihre Aechtheit, Authentie und Inspiration, ohne Belehrung über die Verfasser, ihre Zeit, ihr Vaterland, ihre

Absichten. Irgend Jemand sagt ihnen: „Da, nehmt dies Buch, und leset fleißig darin und lernet daraus, was ihr zu glauben und was ihr zu thun habt; denn es ist das Wort Gottes.“ Der Geber kann ein Geistlicher sein, oder ein Agent der Bibel-Gesellschaft, oder eine wohlthätige Dame. Vielleicht nimmt es Jemand auf ihr Wort als Wort Gottes an, aber er hat keine bessere Auctorität für seinen Glauben, als die eines Wesens, welches dem Irrthum unterworfen ist, wie er selbst. Er hat kein Princip in seinem Verstande oder in seinem Glauben, welches jenes Individuum zu einem Gliede in einer Kette macht, die in einer leicht erkennbaren ununterbrochenen Verbindung bis zu einer Auctorität reicht, von der er weiß, daß sie unfehlbar ist. Das Wort des Gebers, und wenn es auch ein Geistlicher ist, ist kein Beweis und gewährt keine Sicherheit. Wie schwach, wie vage und wie wenig überzeugend muß der Glaube an Inspiration sein, der so mitgetheilt wird! Wenn aber unwissenden und ungebildeten Menschen, die nicht einmal mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet sind, ein gewöhnliches Buch zu verstehen, das heiligste und schwierigste aller Bücher so leichtsinnig in die Hand gegeben wird, so thut man das noch dazu in einer Weise, die der gesunde Menschenverstand bei keinem andern Buche zulässig finden kann: Jedem wird volle Gewalt darüber gegeben; es wird unbedingt der Gnade eines Jeden überlassen und Jeder darf es erklären, wie er will, darf ihm jeden, auch den absurdesten Sinn unterlegen. Wer könnte es für zulässig halten, irgend ein sittliches oder gesellschaftliches Gesetzbuch so behandeln zu lassen? Wer sieht nicht ein, daß man gesetzliche Bestimmungen von untergeordneter Bedeutung nichtig und verächtlich machen und in endlose Verwirrung bringen würde, wollte man so mit ihnen verfahren?

Aber, sagt man uns, zwischen beiden ist der große Unterschied, daß diese Menschen-Wort, die heiligen Bücher Gottes-Wort sind. Zugegeben; aber wenn Gott Sich der menschlichen Sprache bedient hat, so hat Er auch dabei die Thätigkeit des Menschen mit in Rechnung gebracht. Gott hätte uns eine Bibel, so leicht zu verstehen, wie ein ABC-Buch, eine Bibel

in Worten von zwei Silben geben können, aber Er hat uns im Gegentheil ein Buch gegeben, welches vielleicht schwerer zu verstehen ist, als jedes andere. Kein griechischer Classiker, kein arabischer oder persischer Dichter, kein indischer Mystiker ist schwerer. Es ist heller Wahnsinn, das Gegentheil zu behaupten. Was kann ein Bauer, den man seine Bibel durchlesen heißt, aus den Familien- und National-Genealogien der Genesis oder des Buchs Esdras machen, oder aus den architektonischen Angaben der Exodus, der Bücher der Könige und Ezechiel's, aus den genauen Bestimmungen über Opfer, Unreinigkeiten, Krankheiten und Sühnungen im Leviticus, aus den Kriegen, den Gemetzeln und den erbarmungslosen Handlungen in den Büchern Josue, Samuel und der Könige? Was kann er von der Poesie der Propheten verstehen, was sich denken bei dem Weheruf des Isaias über Moabiter, Aethiopier, Babylonier und Syrer, bei den dunkeln, parabolischen Visionen Ezechiel's, bei den Heuschrecken des Joel, den unreinen Ehebündnissen des Osee, dem Murren des Jonas, den dunkeln Andeutungen des Habakuk? Und die Psalmen, und Job, und der Prediger, so tiefsinnig, so dunkel, so gefährlich bei einem einzigen falschen Schritte in der Auslegung, — wer kann ermessen, welchen Unsinn, ja welche Gotteslästerungen ein ungebildeter Mensch darin findet, der sie, ohne sie zu verstehen, liest mit dem stolzen Bewußtsein, daß er eben so berechtigt ist, wie der gelehrteste Professor, Alles, was darin steht, zu begreifen, zu erklären und zu deuten? Und endlich das Hohelied: welche Zartheit des Geistes und Gefühls, welche Kenntniß der Existenz und der Grundsätze der mystischen Auslegung, welche Fähigkeit, von scheinbar sinnlichen Gedanken und Ausdrücken zu abstrahiren und nur an ihren keuschesten Gegensatz, die göttliche Liebe, zu denken, setzt nicht dieses geheimnißvollste, schwierigste und dunkelste Geschenk der göttlichen Inspiration bei dem voraus, der es mit Nutzen, oder auch nur ohne Gefahr lesen will?

Ich wiederhole es unbedenklich, bloß in Hinsicht des Verständnisses ist die Bibel wegen ihrer Ausdrucksweise und ihres Stils schwieriger, als jedes andere Werk. Als prak-

tisches Buch, woraus jeder Leser seine moralischen Gebote und seine Glaubensartikel schöpfen soll, ist sie noch tausendmal schwieriger, um nicht zu sagen gefährlich. Ist es glaublich, daß es für einen ungebildeten, sich selbst überlassenen Menschen ohne Gefahr sein sollte, wenn er Dinge, die jetzt Verbrechen sein würden, berichtet liest, ohne daß sie getadelt werden; wenn er liest, wie Männer, die als Gott wohlgefällig geschildert werden, Handlungen verüben, welche jetzt selbst die bürgerlichen Gesetze nicht ungestraft lassen würden; wenn er unverhüllte Beschreibungen von Vorfällen liest, über welche nach den jetzigen Regeln der Gesellschaft ein Schleier geworfen werden müßte; wenn er liest, wie Bilder und Vergleiche wiederholt gebraucht werden, die jetzt selbst der eifrigste Verehrer der Bibel auf der Kanzel nicht in den Mund zu nehmen wagt? Und was den Glauben angeht, so wäre ich fast bereit, jedes Wort, was ich geschrieben habe, zurückzunehmen, wenn man mir nachweisen könnte, daß auch nur ein Einziger, der darauf angewiesen wäre, seine Religion aus der Bibel zu lernen, daraus die Lehre von der Dreieinigkeit, von dem Einen Gott in drei wahren Personen, gelernt hätte, oder die Lehre von der Gottheit Christi in ihrem wahren Sinne, von seiner Gleichwesentlichkeit mit dem Vater, von seiner Einheit in der Person bei zwei vollkommenen Naturen. Diese beiden Dogmen hält die Kirche für nothwendig zur Seligkeit und für die Grundlehren aller geoffenbarten Religion, und doch bin ich fest überzeugt, daß auch nicht ein Einziger dieselben durch sich selbst in der Bibel gefunden hat, und daß sie von den Bibel-Christen, die wirklich daran glauben, nur in Folge einer Selbsttäuschung geglaubt werden, indem sie sich einbilden, sie glaubten sie auf die Auctorität der Schrift hin, während sie doch in der That dieselben nur glauben, weil sie ihnen in der Kirche vorgetragen sind, also auf die Auctorität ihres Geistlichen hin.

Man könnte mir einwenden, daß ich meinen Beweis auf eine übertriebene Voraussetzung stütze, und daß die Theorie von der „Bibel allein" eine Leitung beim Gebrauche der Schrift nicht ausschließe. Man sehe nur, könnte man beifügen, wie

viele Commentare und Erklärungen der Bibel die Protestanten geschrieben haben und wie fleißig alle protestantischen Geistlichen sie ihren Gemeinden erklären.

Was das Erste angeht, so bemerke ich, daß die Thatsache in directem Widerspruch mit dem Prinzip steht. Und wenn jährlich 100,000 Exemplare der Bibel ohne Anmerkungen und Commentare (das wird ja besonders dem System zum Ruhme angerechnet) vertheilt werden, wie viel Exemplare von Scott's, Clarke's oder Kitto's Commentaren werden in derselben Zeit verkauft? Nicht der hundertste Theil. Die Bibel wird den Armen und Ungebildeten geschenkt, der Commentar von den Reichen und Gebildeten gekauft. „In der schlechtesten Kneipe schlechtestem Zimmer", in der Schiffskajüte, in der Schäferhütte, sieht man den wohlbekannten Einband der Bibel-Gesellschaft, aber wer sucht dort einen Commentar? Daraus dürfte man schließen, daß der Protestantismus die Bibel für ein Buch hält, welches für den Ungebildeten leicht, für den Gebildeten schwer zu verstehn ist, welches ohne alle Erklärung von dem Unwissenden gelesen werden darf, wozu der Gelehrte aber ausführlicher Erläuterungen bedarf, — oder wir müssen daraus schließen, daß alle Anmerkungen und Erklärungen eine Verhöhnung des Buchs sind, welches Gott so einfach gemacht hat, daß es für den Unwissenden und Ungebildeten verständlich und klar ist.

Was das Licht angeht, welches die Auslegung des Predigers über die hl. Schrift verbreiten soll, wo ist das zu finden? Ich habe noch wenig dogmatische Wahrheit in den anglicanischen Predigten gefunden, die ich gelesen habe, und noch weniger irgend etwas, was einem aus der Bibel entnommenen dogmatischen System ähnlich sähe. Aber darauf kommt es hier nicht an. Die Bibel wird Allen als Führerin oder Glaubensregel gegeben. Nun hört aber der Eine des Sonntags eine hochkirchliche, der Andere eine evangelische Predigt, der Dritte geht zu einem Baptisten-Conventikel und der Vierte zu einer Unitarier-Versammlung. In Schottland geht der Eine in die Pfarrkirche, der Andere in eine freie Kirche. Sicher kehrt ein

Jeder mit einer ganz besondern Auslegung der nämlichen Bibel nach Hause, und wenn zwei Nachbarn, von denen der Eine eine puseyitische Predigt gehört hat, der Andere eine socinianische, nach dem Gottesdienst sich treffen, werden sie gewiß nicht finden, daß in den Predigten, die sie gehört haben, die nämliche Bibel in der nämlichen Weise ausgelegt ist: der Puseyit wird z. B. gewiß nicht finden, daß der socinianische Prediger die Auctorität der Kirche oder die Gnadenwirkungen der Sacramente aus der Schrift bewiesen hat, und der Socinianer wird nicht finden, daß sein Freund in der Predigt einen Schriftbeweis gegen die Gottheit Christi gehört hat. Man wird finden, daß die, welche denselben Prediger hören, in der Regel darum unter einander Einer Ansicht sind, weil sie mit ihm Einer Ansicht sind. Ist das aber die Folge des unabhängigen Bibellesens und des protestantischen Privaturtheils? — Die Sache verhält sich demnach so: entweder wird dieses hl. Buch nicht wirklich Jedem dazu gegeben, daß er es selbst lese, sondern der Leser bedarf dabei der Leitung, und diese kann es zum Vehikel der widersprechendsten Lehren machen, — oder diese Leitung ist eine verderbliche Verleugnung des ersten Grundsatzes des Protestantismus und dürfte nicht stattfinden, und dann müßte eine noch größere Mannichfaltigkeit der individuellen Ueberzeugungen als das wahre Resultat der Freiheit begrüßt werden.

Jedenfalls steht fest, daß die Bibel, wenn man sie so der Auslegung der großen Menge überläßt, — auch wenn diese dabei durch Lehrer unterstützt wird, die gelehrter wie sie, aber nicht unfehlbar und unter einander uneinig sind, — biegsam ist und jeder denkbaren Glaubens- und Sitten-Theorie dienstbar gemacht werden kann; sie ist, um den unschicklichen, aber treffenden Vergleich eines alten Schriftstellers zu gebrauchen, eine wächserne Nase, die man in jede Form kneten kann, oder, um den kräftigern und geheiligten Ausdruck eines Apostels zu gebrauchen, sie wird „verdreht", gewaltsam, leichtsinnig und böswillig mißdeutet, „von den Unwissenden und Leichtfertigen", die keine feste und irrthumslose Glaubensregel haben, sondern

von jedem Winde der Lehre hin und her getrieben werden, zu Irrthümern, die „zu ihrem eigenen Verderben"*) führen.

Die natürliche Folge dieses Gebrauchs der hl. Schrift muß sein, daß sie mehr und mehr in Verachtung geräth. Wo es an einem soliden Grund für den Glauben an ihre Inspiration fehlt, kann unmöglich dieser Glaube, ohne den doch die Schrift keine Auctorität für den Menschen sein kann, lange bestehen; er muß immer mehr abnehmen. Wo eine sichere Leitung bei der Auslegung der hl. Schrift mangelt, muß die Meinungs-Verschiedenheit immer größer werden. Wo jede Idee von einem dogmatischen System verschwunden ist, muß die Ueberzeugung, daß die Bibel bestimmte Lehren enthalte, immer schwächer werden. Man sage nicht: „Die Bibel wird schon seit 300 Jahren allgemein gelesen, und so weit ist es doch nicht gekommen". Ich könnte antworten: es ist schon weit genug gekommen, und man fängt bereits an, zu ernten, was man gesäet hat. Aber ich bestreite überhaupt jene Behauptung. Der abstracte Grundsatz von der „Bibel allein", wie ihn der Apostat Chillingworth unumwunden ausgesprochen hat, ist allerdings stets ein Axiom des Protestantismus gewesen; aber erst in unserer Zeit ist er praktisch ausgeführt. Früher ging das nicht an: denn erstens konnte die große Masse der untern Volksklassen nicht lesen und man hatte noch keine Bibel-Vorleser, und zweitens wurde die Bibel dem Volke nicht durch unentgeltliche Vertheilung zugänglich gemacht, bis sich Gesellschaften zu diesem Zwecke bildeten. Erst jetzt wird also im großen Maßstabe der Versuch angestellt, was das unterschiedslose Bibellesen aus einem Volke machen kann. In dem Gebiete der Königin Pomare ist der Versuch bereits mit beispiellosem Erfolge gemacht: unter der eifrigen Leitung evangelischer Missionäre ist dadurch ein sanfter und vielversprechender Volksstamm zu einem Haufen von trägen und verkommenen Ungläubigen gemacht; die letzten Berichte, aus denen leider aus Mangel an Raum hier keine Auszüge gegeben werden können, bestätigen Alles, was schon vor Jahren

*) 2 Petr. 3, 16.

vorherzusehen war. Bei uns kann es langsamer gehen: in England existirt noch eine starke Unterlage von alter Tradition, welche die Reformation, Gott sei Dank! nicht aufwühlen konnte, und welche die Leute zu dem inconsequenten Festhalten von Lehren veranlaßt, von denen sie glauben, sie hätten sie selbst aus der Bibel geschöpft; es ist das eine der bienheureuses inconséquences de l'esprit de l'homme, wie Guizot *) sie nennt. Wir haben eine Civilisation und Institutionen, die mit alten Wahrheiten verwachsen sind und so von ihnen ein künstliches Leben erhalten, und auch noch grünen und blühen werden, nachdem ihre eigenen Wurzeln faul geworden sind. Zudem herrscht in England mehr als in andern Ländern unter dem Volke eine gewisse Achtung vor den höhern Ständen, die ein Anschmiegen an deren Ansichten und Grundsätze veranlaßt. Und endlich besteht auch noch eine Uebereinstimmung der sittlichen Grundsätze und der Anschauung des Volkes mit den Grundsätzen der Bibel, die eine Folge des Christenthums ist, die man aber irrthümlich als Beweis zu Gunsten der Bibel auffaßt, indem man behauptet, es gehe daraus hervor, daß die Bibel mit der menschlichen Seele harmonire.

Vergessen wir aber auch nicht auf der andern Seite, was diesen präservativen und conservativen Einflüssen entgegen wirkt. Auf dem Lande mag dieses Uebel sich langsam verbreiten; dort ist die Gefahr der sittlichen Entartung, der Abstumpfung des Sittlichkeitsgefühls größer und die Vergiftungen, die Kindermorde, die Lockerung der ehelichen Bande, ja die gänzliche Mißachtung der Ehe und die Zunahme der Illegitimität zeigen, wohin es in England auf dem Lande mit der Sittlichkeit zu kommen droht; die Erfahrung mag lehren, wie weit das Bibellesen dem Uebel zu steuern im Stande ist. Bei der intelligenten Bevölkerung der Städte aber hat die Religion mit Potenzen zu kämpfen, die der hl. Schrift direct feindlich sind, und der Protestantismus wird ihnen schwerlich die Spitze bieten können. Ich habe Auszüge aus der Bibel gesehen, die unter dem Volke verbreitet und die ausdrücklich darauf berech-

*) In der Vorrede zu seinen „Etudes morales". 1851.

net sind, es zu verwirren und seinen Glauben zu erschüttern. Darin steht z. B. als Ueberschrift: „Moses war der sanfteste Mann unter allen Menschen, die auf Erden wohnten",*) und dann folgt eine Aufzählung aller Hinrichtungen, welche auf seinen Befehl während des Aufenthaltes der Israeliten in der Wüste stattfanden; oder es heißt: „David war ein Mann nach dem Herzen Gottes",**) und dann folgt eine Aufzählung all seiner Handlungen, die mit unsern sittlichen Grundsätzen in Widerspruch stehn. Noch mehr: es finden öffentliche Debatten und Discussionen über solche Gegenstände statt. Ich habe in einer der Zeitschriften, die darüber ausführlich Bericht erstatten, dem „Reasoner", einen Bericht über eine zahlreich besuchte Versammlung gelesen, in welcher ein Vertheidiger der Inspiration der Bibel seine Beweise vortragen wollte. Er hatte seine Argumentation in 20 Paragraphen getheilt; aber schon mit dem ersten fiel er durch, und er scheint nie wieder aufgetreten zu sein. Allwöchentlich gibt dieses Blatt, welches die hl. Schrift offen bekämpft, eine lange Liste von den antichristlichen Vorlesungen, die in verschiedenen dazu bestimmten Localen gehalten werden sollen. Man sieht, ähnliche Waffen, wie die Polemik vieler Protestanten sie so lange gegen die Kirche gebraucht hat, gebraucht jetzt der Unglaube gegen das Christenthum: Blättchen und Placate mit sophistischen Fragen oder mit gotteslästerlichen Spöttereien, Tractätchen voll schändlicher Verleumdungen und Broschüren, die ein Potpourri aus all diesen Ingredienzien bieten, scheinbare Discussionen, deren Verlauf und Ende vorher abgekartet ist, Reden, die das Ohr kitzeln, von dem „tönenden Erz" bellender Declamatoren bis zu der „klingenden Schelle" von Vorleserinnen (dem gleichen ja die, denen die Liebe fehlt), — und es trifft ein, was die Katholiken längst vorher gesagt haben: daß jeder Stein, den die protestantische Polemik auf die Kirche Christi werfe, sicher werde aufgenommen und auf das gläserne Haus zurückgeschleudert werden, dessen Bewohner thöricht genug waren, ihn zu werfen.

*) 4 Num. 12, 3.
**) 1 Kön. 13, 14; 3 Kön. 15, 3.

Diesen Gefahren und noch vielen andern, die ich übergehen muß, wird die Bibel in der kommenden Generation ausgesetzt sein. Und die Gefahren werden immer zunehmen; denn in den Händen von Halbwissern wird jede neue Entdeckung zu einer Einwendung. Die Geologie, die Physiologie, die ägyptischen und indischen Alterthümer sind den Besuchern der erwähnten Versammlungen noch größtentheils neu und unbekannt; aber die Elektricität und der Mesmerismus bieten ihnen täglich neues Material zu Versuchen, die beiden stärksten Fundamente zu untergraben, worauf die Anglicaner nicht bloß das Christenthum, sondern auch die Inspiration der hl. Schrift stützen, die Wunder und die Weissagungen. Auf der andern Seite kann die Häresie auf keine neue Vertheidigungsmittel rechnen. Es ist nicht zu erwarten, daß irgend eine neue Entdeckung einen directen Beweis für die Inspiration liefern wird, und das ist es, woran es dem Protestantismus ganz fehlt. Bestätigende und indirecte Beweise sind ganz gut zur Verstärkung des positiven Beweises; aber wo dieser fehlt, wie er außerhalb der Kirche fehlt und von Tertullian's Zeiten bis auf diese Stunde immer gefehlt hat, sind alle andern Argumente nutzlos. Man übersehe dabei nicht, daß alle diese Gefahren für den Glauben an die Bibel aus dem Prinzipe entstehen, welches uns entgegengehalten wird, aus dem von dem modernen Protestantismus empfohlenen allgemeinen und unterschiedslosen Bibellesen. Ihr gebt dieses schwer verständliche Buch Jedem in die Hand und fordert ihn zur freien und unbeschränkten Forschung in demselben auf; dabei gebt ihr ihm, wie gesagt, keinen Beweis für euere Behauptung, die Bibel sei ein göttlich inspirirtes Buch, und überlaßt es ihm, sich diesen Beweis, so gut er kann, selbst zu schaffen: ist es zu verwundern, daß er das nicht finden kann, was seine Lehrer ihm nicht geben können? Wird nicht vielmehr sicher diese freie Forschung manche halbgebildete oder scharfsinnige oder verwegene Geister zur Verwerfung der Ansprüche der Bibel führen, für die ihnen keine Begründung geboten ist? So führt das Prinzip des Bibel-Geschreis selbst die Rache für den Mißbrauch dieses göttlichen Geschenkes her-

bei, die Gott Seinem Volke für den Mißbrauch des Tempels drohte, die Strafe nämlich, daß das mißbrauchte Gut für die Mißbrauchenden zerstört wird.

Auf doppelte Weise muß der unbeschränkte und von aller Leitung freie Gebrauch der Bibel dieses Resultat, die Ausbreitung eines Unglaubens herbeiführen, der weniger intellectuell, aber sinnlicher ist, als der deutsche Rationalismus. Einmal fehlt es bei der Vertheilung der Bibel an jedem Beweise dafür, daß sie Gottes Wort ist, außer der Versicherung von Menschen; diesen Beweis findet man nach und nach ungenügend und kommt so zum Zweifel und zum Unglauben. Dann aber muß eine Masse von ungebildeten und unwissenden Menschen, die alle selbstständig urtheilen, auf die verschiedensten, zum Theil abgeschmackten, zum Theil gottlosen Meinungen verfallen; der Begriff des Dogma geht allmälig ganz zu Grunde, aller bestimmte Glaube an die Grund-Geheimnisse des Christenthums verliert sich, bis dieses selbst zum bloßen Namen wird, wenn nicht eine glücklichere Lösung, ein Verschlingen dieses geistigen Todes im Siege dadurch eintritt, daß die katholische Gewißheit an die Stelle der protestantischen Ungewißheit tritt. — Ich brauche einen andern Punct nicht weiter auszuführen, den ich flüchtig berührt habe, daß nämlich der unterschiedslose Gebrauch der hl. Schrift auch dazu Anlaß geben kann, daß man aus derselben Entschuldigungen für die Nachgiebigkeit gegen die Schwachheiten unserer Natur hernimmt. Ich glaube, daß diese Wirkung in einzelnen Fällen nicht ungewöhnlich ist; aber ich weiß nicht, wie weit dieselbe zu einem öffentlichen Scandal werden kann. Es ist sonderbar, daß der englische, wir dürfen vielleicht sagen, der germanische Charakter, der in allen gewöhnlichen Dingen von Natur phlegmatisch, passiv und für Eindrücke nicht leicht empfänglich ist, leichter als jeder andere zum religiösen Fanatismus getrieben werden kann. Von den Wiedertäufern in Deutschland und den Puritanern in Großbritannien will ich nicht reden, — sie gehören einer früheren Zeit an; — wir haben es aber auch in unserer Zeit gesehen, wie jeder wilde Enthusiast einen Haufen von

Anhängern um sich sammeln kann, die leicht zu dem Glauben zu bringen sind, seine Prätensionen seien in der Bibel begründet. Johanna Southcote, Ward,*) Courtenay und Irving gewannen viele Anhänger zu ihrer Zeit, und Joe Smith und die Mormonen werden wahrscheinlich dereinst in der Geschichte der biblischen Illusionen einen bedeutenden Platz einnehmen. Alle beriefen sich auf das nämliche Buch, als auf eine Urkunde für ihre göttliche Sendung, und vielleicht hat der eine oder andere meiner Leser auch schon einmal einen geschriebenen oder gedruckten Brief erhalten, der an alle Pairs, Bischöfe und Parlaments-Mitglieder des Reichs gerichtet und woraus zu ersehen ist, daß in der Nähe von London eine Frau und ein Kind existiren, in welchen alle Prophezeiungen ihre Erfüllung erhalten haben und die Offenbarung des Neuen Testaments ihre Vollendung; denn jeder Text der Schrift bezieht sich auf sie oder auf irgend eine würdige Person, welche bei dem Betruge entweder mithilft oder ein Opfer desselben ist. Das ist kein vereinzelter Fall: in den letzten paar Monaten sind mir mehrere Werke von ihren Verfassern übersandt, worin die verrücktesten Religionssysteme, angeblich aus der Bibel, entwickelt sind. Und was soll ich sagen von jenem widerlichen und scheußlichen Specimen des protestantischen Bibel-Fanatismus, jenem Gemisch von Blasphemie, Infamie, Liederlichkeit und Heuchelei, — der Agapemone?**) Sie ist ein geduldetes Resultat des freien Bibellesens und der freien Bibelerklärung.

Noch ein anderes Geschrei wird gleich erhoben, wenn Katholiken die protestantischen Bibel-Illusionen angreifen: „Seht ihr, daß der Papismus mit dem Unglauben im Bunde steht?

*) Dieser Mensch kam irgendwie in den Kerker; ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Der Text, den er auf sich bezog, und wodurch er manche Anhänger gewann, ist Luc. 2, 14, nach der englischen Uebersetzung: Glory be to God in the highest, and on earth peace to Ward's men, (statt: towards men; „Ehre sei Gott in der Höhe und auf Erden Friede Ward's Männern" statt „den Menschen".)

**) Der Aufenthalt einer kleinen Secte in England, welche Communismus, Weibergemeinschaft u. s. w. praktisch eingeführt hat.

Er verbündet sich mit diesen zur Untergrabung der Bibel." Ich habe Alles vermieden, was zu dieser thörichten Beschuldigung Anlaß geben könnte; ich habe gezeigt, daß die Katastrophe, die man ohne Grund uns zuschreiben möchte, in der Wirklichkeit weit eher durch die unüberlegte „Freiheit des Prophezeiens" herbeigeführt wird, welche unsere Gegner befördern. Wir sind aber nicht gewillt, vor unserer Pflicht zurückzubeben um dieser Anklage willen; wir halten es für nöthig, weil für gerecht und heilsam für Katholiken, ihren obersten Grundsatz festzuhalten, ohne Rücksicht darauf, welche Schlüsse Andere daraus ziehen mögen. „Die Protestanten haben kein Recht auf die Bibel; sie sind nicht im Stande, ihre Inspiration zu beweisen, ohne die Theorie zu verleugnen, deren sie sich uns gegenüber rühmen:" je entschiedener dies hervorgehoben wird, um so kürzer wird der Kampf, oder wollen wir lieber sagen, um so kürzer wird der Weg zur Wahrheit sein.

Doctor Dixon*) hat in seiner jüngst erschienenen „Allgemeinen Einleitung in die heil. Schrift" diese Frage gut behandelt und namentlich hat er einen Punkt in sehr origineller und überzeugender Weise erörtert; nur läßt sich derselbe noch weiter führen. Doctor Bloomfield (der anglicanische Bischof von London,) sagt in einer am 2. Novbr. 1850 in der St. Pauls-Kirche gehaltenen Visitations-Rede: „Die Inspiration der Schrift zu leugnen, ist ein Schritt zur Verwerfung des Evangeliums als einer göttlichen Offenbarung. Vor dieser verderblichen Ketzerei möchte ich meine jüngern Brüder ernstlich warnen: von ihr haben wir bei der jetzigen Stimmung der Geister mehr zu fürchten, als von den Uebergriffen des Papismus."

Ehe ich Doctor Dixon's treffende Bemerkungen zu diesem Satze anführe, mache ich darauf aufmerksam, daß der Prälat damit das bestätigt, was ich gesagt habe. Er erkennt an, daß die Leugnung der Inspiration ein immer weiter um sich greifender Irrthum ist, ja daß er so sehr um sich greift, daß er für seine jüngern Brüder gefährlich wird. Wenn er diese

*) Damals Professor am katholischen Seminar zu Maynooth, jetzt Erzbischof von Armagh und Primas von Irland.

vorzugsweise davor warnt, so erkennt er damit an, daß er ein Uebel der zukünftigen Generation und ein Krebsschaden ist, der auch die Geistlichkeit der Staatskirche anzufressen droht. Denn warum sollte er die ältern Geistlichen nicht eben so gut auffordern, dem Uebel entgegen zu wirken, wenn es nur die Heerde bedrohte? Da aber „die Uebergriffe des Papismus" als für die jüngern Geistlichen gefährlich betrachtet werden, so werden gerade sie auf der andern Seite auch vor dieser nicht minder verderblichen Ketzerei gewarnt. Nun möge man jeden Katholiken aus was immer für einem Lande fragen, ob er es für möglich hält, daß ein Bischof seiner Kirche in einer Rede an seine Geistlichkeit diese, die Priester seiner Diözese, vor der Bestreitung der Inspiration der heiligen Schrift sollte warnen müssen? Er wird ohne Bedenken antworten, jeder Gedanke daran sei lächerlich, das sei ganz undenkbar. Hier aber sehen wir, daß ein Prälat, der in der englischen Staatskirche eine ähnliche Stellung einnimmt, wie ein Bischof in unserer Kirche, es für seine Pflicht hält, seine jüngern Brüder vor dieser verderblichen Ketzerei zu warnen. Bestätigt das nicht Alles vollkommen, was ich gesagt habe, namentlich wenn wir hinzunehmen, was er über die „gegenwärtige Stimmung der Geister" sagt, womit er offen anerkennt, welche Tendenz sich in unserer Zeit in Bezug auf die Bibel geltend macht?

Hören wir nun, was Doctor Dixon darüber bemerkt: „Doctor Bloomfield nennt mit Recht die Bestreitung der Inspiration eine verderbliche Ketzerei. Auf der andern Seite erklärt die englische Kirche in ihrem sechsten Artikel: „„Die h. Schrift enthält Alles, was zur Seligkeit nothwendig ist. Was also nicht in der heiligen Schrift steht und nicht aus ihr bewiesen werden kann, das darf man Niemand als Glaubensartikel zu glauben gebieten und nicht für erforderlich und nothwendig zur Seligkeit halten."" Wir wollen sehen, ob man auf Grund der Lehre dieses Artikels irgend Jemand einer verderblichen Ketzerei überweisen kann, welcher die Inspiration der Schrift leugnet." Doctor Dixon zeigt dann ganz gut, daß die Protestanten diese Inspiration nicht genügend beweisen können.

Die Inconsequenz Doctor Bloomfield's ist ganz einleuchtend. Er nennt es eine verderbliche Ketzerei, wenn man die Inspiration der Bibel leugnet; eine verderbliche Ketzerei kann aber nur die Leugnung eines zur Seligkeit nothwendigen Glaubensartikels sein; nach den Artikeln ist aber nichts ein Glaubensartikel, was nicht aus der heil. Schrift bewiesen werden kann: folglich muß die Inspiration der Schrift aus der Schrift bewiesen werden. Wir haben hier also folgende logische Demonstration: Du bist unter Strafe der Ketzerei verpflichtet, an die Inspiration der Bibel zu glauben. Da es aber keine Ketzerei gibt, wenn nicht die Lehre, welcher dieselbe widerspricht, in der Bibel steht, so folgt, daß du an die Inspiration der Bibel glauben mußt, weil diese Inspiration in der Bibel gelehrt wird. Wenn du aber das, was in der Bibel gelehrt wird, als eine wesentlich nothwendige Wahrheit, welche zu bestreiten Ketzerei ist, glaubst, so setzt das voraus, daß du die Bibel als ein inspirirtes Buch anerkennst. So wirst du von einem Horn auf das andere zurückgeworfen: du glaubst der Bibel, weil sie inspirirt ist, und du glaubst, daß die Bibel inspirirt ist, weil du dieses in der Bibel findest.

Die Wahrheit ist in wenigen Worten: **Keine unfehlbare Kirche, keine Bibel.** Auf keine geringere, auf keine andere Auctorität hin, als die einer unfehlbaren Kirche, kann man die Bibel als das Wort Gottes annehmen, keine schwächere Grundlage kann diese Wahrheit stützen. Ich habe oben von einem eifrigen Protestanten gesprochen, welcher einer Versammlung von Ungläubigen die Inspiration der heil. Schrift durch einige zwanzig Argumente beweisen wollte. Der Versuch erinnert mich unwillkürlich an den Hasen in der Fabel, welcher hundert Weisen aufzählte, wie er den Nachstellungen seiner Feinde entgehen könnte, aber, als die Hunde kamen, gleich gefangen wurde. Wir machen auf nicht mehr Anspruch, als sein bescheidenerer Gefährte, — wir sprechen nur von einem einzigen Rettungsmittel. Wenn wir verfolgt werden, steigen wir gleich auf den Baum der Kirche und sehen aus dem dichten Laubwerk dieses alten Baumes ruhig auf unsere Feinde

herab; auf jedem Blatte dieses Baumes lesen wir die goldenen Worte des heil. Augustinus, die jetzt ein Axiom in den Schulen geworden sind: Ego autem Evangelio non crederem, nisi me Catholicae Ecclesiae commoveret auctoritas, „ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn mich nicht die Auctorität der katholischen Kirche dazu bewöge.“

Wenn wir darum gefragt werden, warum wir nicht die Bibel Allen ohne Unterschied in die Hand geben, und wenn man uns höhnisch das „Verstecken des Wortes Gottes“ vorwirft, so wollen wir nicht dadurch der Frage auszuweichen und den Vorwurf von uns abzuwenden suchen, daß wir denselben als ungerechtfertigt bezeichnen und zu beweisen uns bemühen, daß unsere Grundsätze über diesen Punct mit den protestantischen nicht in Widerspruch stehen. Denn sie stehen mit denselben in Widerspruch und wir rühmen uns dessen.

1. Wir antworten darum erstens: wir geben das Wort Gottes nicht Allen ohne Unterschied in die Hand, weil es Gott selbst nicht Allen ohne Unterschied in die Hand gegeben hat. Er hat das Lesen nicht zu einem wesentlichen Theile des Menschen, nicht zu einer angeborenen Fähigkeit, nicht zur Bedingung der Seligkeit und nicht zur Vorbedingung des Christenthums gemacht, wohl aber das Hören und darum hat Er gesagt: „Der Glaube kommt vom Hören und das Hören vom Worte Gottes.“ *) Er hat nicht „Papier und Dinte“**) zum Symbol der Berufung seiner Apostel gemacht, sondern die Schlüssel Seines Reichs. Er hat der Welt die Mittel, Bücher durch Maschinen zu vervielfältigen, und Material in Ueberfluß, sie darauf zu drucken, erst gegeben, als Seine Kirche schon 1400 Jahre geblüht, Tausende von Martyrern erzeugt, Hunderte von Kirchenvätern und gelehrten Männern gebildet, Myriaden von heiligen Ordensleuten zur Vollkommenheit geleitet und Millionen von einfachen Gläubigen in das himmlische Jerusalem geführt, als sie schon große Nationen bekehrt, blühende Gemeinden gegründet,

*) Röm. 10, 16. 17.
**) 2 Joh. 12.

das Christenthum in der ganzen Welt verkündet und Alles an sich hatte in Erfüllung gehen sehen, was die Propheten Großartiges vorherverkündet, die Typen Majestätisches vorgebildet und der Herr Großes verheißen. Sollen wir glauben, daß keine Vorsehung über die Kirche wachte, während sie Alles das vollbrachte, und einig, schön und heilig vor der Welt war, und daß Gottes Wirksamkeit erst begann, als die Zeit der Zwietracht und der Streitigkeiten und Spaltungen kam, und daß sie nur fortgesetzt ist, — es ist eine Gotteslästerung, es nur zu denken, — um den Streit zu verlängern und zu vergrößern und einer Zeit der Selbstsucht, der Härte, des Zweifels und des Unglaubens den Weg zu bahnen? Er gab Seinen Aposteln keinen Befehl, etwas aufzuschreiben, Er theilte ihnen kein Gesetzbuch mit, welches sie aufzeichnen sollten, Er bestimmte von keiner Formel, von keiner Liturgie, von keinem Gebete, daß es schriftlich abgefaßt werden solle. Er überließ es dem vorübergehenden Impuls des Augenblicks, dem Drange von Umständen, den Bitten von Freunden, localen Bedürfnissen, die Veranlassung, die Form, den Umfang, ja den Inhalt von dem zu bestimmen, was ein Jeder einzelnen Kirchen, Familien oder Personen von dem unermeßlichen, noch unerschöpften Schatze schriftlich mittheilte, der bei ihnen hinterlegt wurde. Wie verträgt sich alles das mit der Ansicht, daß die Abfassung des Neuen Testaments ein wesentliches, ja das einzige wesentliche Requisit Seiner Religion sei? Er ließ die schönste Blüthezeit Seiner Kirche vorbeigehen, ehe ein Wort geschrieben war: die Kirche zu Jerusalem, die Ein Herz und Eine Seele war, war zerstreut; der Stuhl von Antiochien, wo das Christenthum zuerst einen Namen erhielt, war nach Rom übertragen und ließ nur einen Schatten des Primats in jener hochbegnadigten Stadt zurück; die Wiege der Kirche war mit Blut bespritzt, ehe die erste Feder unter den überschattenden Flügeln des heil. Geistes in Dinte getaucht wurde, um die ersten Worte der neuen Inspiration niederzuschreiben. Heilige Männer waren in die Glorie eingegangen, Stephanus war gesteinigt, Jakobus gemartert, ja Maria, die Mutter unseres Erlösers, war in den

Himmel aufgenommen, ohne je dieses Vorrecht jedes Christen ausgeübt, ohne je diese fast nothwendige Bedingung des Christenthums erfüllt, ohne je das ganze Wort Gottes gelesen zu haben. Noch mehr, die Apostel selbst waren weit weg gereist von dem ersten Sitze der neuen Religion, sie durchwanderten Scythien und Armenien und Indien und gründeten Kirchen; sie wußten vielleicht nicht einmal, was ihre Brüder geschrieben hatten, und sicher konnten sie es denen, die sie bekehrt hatten, nicht mittheilen, und doch stand ihr Werk fest auf seiner Grundlage und war eingegliedert in die große allgemeine Kirche. Der Eunuch war freudig von der Straße nach Gaza zur Königin Candace gegangen und hatte das Christenthum nach der africanischen Wüste gebracht; aber Philippus hatte kein Neues Testament, welches er ihm zum Abschied geben konnte und als Inbegriff dessen, was er zu lehren hätte; sein einziges Evangelium war Isaias und die kurze Erklärung desselben, welche ihm Philippus im Wagen gegeben hatte. Und so besaßen viele Nationen das Christenthum, wie der heilige Irenäus sagt „ohne Dinte und Papier". Sollen wir annehmen, daß diese Heiligen, diese Apostel, diese Kirchen in jener Zeit, die vorzugsweise eine Zeit der göttlichen Gnade war, das entbehrten, was allein der Trost, die Stütze, das Fundament, das Bollwerk, der Leitstern, das Steuerruder, die Seligkeit jedes Christen sein sollte?

Wir verwerfen jede Theorie, die zu so entsetzlichen Ideen, zu so viel Stolz und Ruhmsucht führen muß, die eine solche Selbstüberhebung verräth, wo wir allen Grund hätten, uns zu demüthigen und gering zu achten, die so handgreiflich dem offenbaren Verlaufe der göttlichen Heilsökonomie, ja Seinem ausdrücklichen Willen widerspricht. Wir glauben darum, daß Sein heiliges Wort ein Geschenk von unschätzbarem Werthe ist, nicht allein tausendmal werthvoller, als Alles, was Menschen geschrieben haben, sondern so werthvoll, daß nur Gott in derselben Weisheit, die es inspirirt hat, seinen Werth bestimmen kann; aber zugleich glauben wir, daß Gott seine Kirche gegründet und vollendet hat, sowohl in ihrer äußern Gestalt

als in ihrer innern Vollkommenheit, ehe er die erste inspirirte Schrift abfassen ließ, daß er seine Kirche ohne die h. Schrift aufbaute fest in ihrem Plane, schön in ihren Proportionen, glänzend in ihren Verzierungen und so gut und harmonisch zusammengefügt, daß sie ein festes und dauerndes Lebensprinzip hatte. Hätte Gott darum zugelassen, daß in den Wogen der ersten Verfolgungen oder in den Stürmen der spätern Kämpfe mit der Welt eine Seite oder selbst ein Buch von der heiligen Sammlung zu Grunde gegangen wäre, wäre es den Christenverfolgern der ersten Zeit, welche den h. Schriften so eifrig nachforschten, gelungen, sie zu zerstören, wären in der Finsterniß, oder richtiger in der Verwirrung der spätern Zeit Theile davon verloren gegangen, so wäre doch die Kirche und die einmal den Heiligen verkündete Religion unversehrt, vollständig und genügend geblieben. Die verlorenen Documente wären dann eine Doublette, allerdings eine höchst heilige und werthvolle, des Buchs gewesen, welches in der Tradition der Kirche unversehrt erhalten wird; nicht ein Pünctchen oder Jota wäre aus ihren Archiven oder von ihrer Lehre verloren gegangen und derselbe heil. Geist, unter dessen Einfluß die heil. Schrift abgefaßt ist, würde ihren Inhalt unversehrt erhalten haben; denn unabhängig von allem geschriebenen Worte und vor allem geschriebenen Worte, war verheißen, daß Er die Kirche alle Wahrheit lehren werde.

2. Wir sagen weiter: wir gestatten nicht das Lesen der Bibel ohne Unterschied und ohne Leitung, weil Gott der Kirche dazu nicht den Instinct gegeben hat. Er hat ihr dazu nicht die Mittel und den Auftrag gegeben, Er hat ihr aber auch nicht den Drang und den Impuls eingepflanzt, auf diese Weise den Glauben auszubreiten. Er gründete sie auf einem Prinzip der Unterordnung und gab ihr „erstens Apostel, zweitens Propheten, drittens Lehrer.“*) Die Fragen: „sind Alle Apostel? sind Alle Propheten? sind Alle Lehrer?“ hätte man zu allen Zeiten verneinend beantworten können, bis jetzt. Aber dieses Prinzip ihrer Organisation wäre

*) 1 Kor. 12 28. 29.

viel früher aufgegeben, hätte sie gelehrt, was sie nie gelehrt hat, daß Jeder sein eigener Apostel, Prophet und Lehrer sein müsse. Und doch ist dies das Resultat der allgemeinen Erlaubniß, die Schrift nicht allein zu lesen, sondern auch darüber zu urtheilen. Wo sie gilt, da verfällt die kirchliche Regierung, da reißt Insubordination ein, und der Geist der Selbstgenügsamkeit und des Stolzes tritt an die Stelle der religiösen Demuth und Gelehrigkeit. Wenn darum Gott Seiner Kirche den Instinct der Bekehrung gab und ihr das Bewußtsein ihrer Macht einpflanzte, Sein Gebot, alle Völker zu lehren, zu erfüllen, und eine unmittelbare Kenntniß der geeigneten Mittel dazu, so hat Er ihr sicher nicht die Erfindung unserer Zeit mitgetheilt, daß selbst für Andere Jeder ein Lehrer ist und ein Apostel werden kann, — und das ist das Resultat des allgemeinen Bibellesens. Wenn ein Land bekehrt werden sollte, wie Irland, England oder Deutschland, so wurden Bischöfe und Priester hingesandt, die dem Leibe Christi gleich ein neues Glied beifügten durch die Bildung einer anfangs kleinen, aber vollständig organisirten Gemeinde. Es wurden nicht Colonien von Handwerkern mit Weib und Kind eingeschifft, alle unter dem Titel von Missionären zur Bekehrung der Heiden, um Geld gedungene, ungebildete, ungeistliche und ungeeignete Menschen. Und warum that man das früher nicht, während man es jetzt thut? Weil man jetzt solche Menschen für genügend qualificirt hält, wenn sie nur einen hinlänglichen Vorrath von Bibeln in einer erbärmlich schlechten Uebersetzung mitnehmen, und wenn sie selbst soviel von der biblischen Phraseologie gelernt haben, daß ihre Sprache ein wahres Kauderwälsch ist. Und nicht minder sehen wir jetzt in England selbst, wie das Amt des Bischofs von Vereinen von Herren und Damen usurpirt wird, welche ohne Rücksicht darauf, daß es eine besoldete und angestellte Geistlichkeit gibt, es sich zur Pflicht machen, Bibel-Vorleser anzustellen.*) Sollen wir nun also, die wir noch an

*) Man lese nur folgenden, eben veröffentlichten Prospectus. Nicht ein einziger Geistlicher ist Mitglied des Vorstands oder Beamter des Vereins. Ja in diesem Prospectus werden offenbar Missionäre

der alten Weise festhalten, davon ablassen, und dem Instincte unserer Religion zuwider ein System annehmen, welches die ganze Verfassung der Kirche stört, alle bestehende Ordnung untergräbt, neue Aemter schafft und neue Aufträge ertheilt, wovon die Kirche in ihren schönsten Tagen nichts wußte? Gott hat dem Herzen Seiner Kirche den Instinct der Einheit eingepflanzt, ja Er hat die Einheit zu einem Gesetze ihrer Existenz, zu einem Zeichen ihrer Wahrheit, zu einem Merkmal ihres göttlichen Ursprungs gemacht. Darum hat in ihr in jeder Hinsicht diese Einheit stets bestanden: sie ist mit vielen Opfern und mit derselben strengen und entschiedenen Zähigkeit festgehalten, womit ein Mensch sich ein Glied abschneiden läßt, um sein Leben zu retten. Die Einheit ist das Leben der Kirche,

und Bibelvorleser, nicht die Geistlichen als die Werkzeuge zur Beseligung betrachtet; es wird darin von dem Volke so gesprochen, als wäre ihm das Evangelium noch gar nicht verkündigt:

„Die Londoner City-Mission will unverzüglich Sorge tragen, daß allen Familien der armen und arbeitenden Classen in den Kirchspielen Marylebone, Paddington und St. Georg das Evangelium verkündet wird.

„Für jeden Bezirk in den genannten Pfarren, die nicht schon von Missionären oder Bibel-Vorlesern der City-Mission besucht ist, soll unverzüglich ein Missionär angestellt werden.

„Es werden alsdann 52 Missionäre beschäftigt sein, 100,000 Seelen zu besuchen, um ihnen die heilige Schrift zu erklären, um ihnen den Weg der Beseligung durch den Herrn Jesus Christus zu zeigen und um Alle zu ermahnen, irgend ein gottesdienstliches Local zu besuchen, wo das Evangelium gepredigt wird, — auch verwahrloste Kinder in verschiedene Tags- und Sonntagsschulen zu sammeln, Bibeln zu vertheilen und in jeder andern möglichen Weise das geistige Wohl derjenigen zu fördern, welche gewöhnlich die öffentlichen Gnadenmittel nicht benutzen.

„4400 Pfund Sterling alljährlich sind erforderlich, um die nöthigen Ausgaben zu bestreiten; Beiträge bis zum Belauf von 2700 Pf. jährlich sind bereits gezeichnet; es fehlen also noch 1700 Pf.

„Ueber 20,000 Pf. jährlich sind erforderlich, um auch die übrigen bedürftigen Bezirke der Hauptstadt mit Missionären zu versehen. Der Vorstand des Hülfs-Vereins für die obengenannten Kirchspiele fordert seine Freunde und diejenigen, welche bisher sich nicht betheiligt haben, dringend auf, ihn durch Beiträge und Gebet zu unterstützen, um dieses große Werk fortzuführen und über diese ganze große Stadt auszubreiten."

Subordination und Gelehrigkeit sind die Mittel, wodurch dieselbe eifersüchtig bewahrt wird. Soll sie, nachdem sie achtzehn Jahrhunderte hindurch dieses Gut ununterbrochen bewahrt hat, jetzt dasselbe wegwerfen und der Spaltung und Desorganisation Zugang gestatten? Sie sieht, daß überall, wo das protestantische Princip zur Geltung gelangt ist, die Einigkeit verschwunden ist; eine stufenweise Auflösung aller zusammenhaltenden Elemente, ein Loslösen von jedem Mittelpuncte der Einheit, ein Zerspalten, Zerbrechen und Zermalmen in immer kleinere Stücke ist die sichtbare und logische Consequenz dieses „reformirten" Systems. Die Trennung großer Massen von der mächtigen Nationalkirche, die weitere Spaltung dieser dissentirenden Secten in mehrere kleinere, bis selbst Familien durch die religiöse Uneinigkeit gespalten werden, das ist die offenbare Folge des unterschiedslosen Bibellesens. Wenn wir also die Einheit hochschätzen, wären wir nicht wahnsinnig, wenn wir aufgeben wollten, was bis jetzt ihr Hort, und versuchen wollten, was ihr Ruin gewesen ist? Die katholische Kirche macht keine Experimente.

3. Wir können in der That auf die erwähnte Frage kühn antworten, daß wir das protestantische Verfahren nicht annehmen können und dürfen, weil wir keinen Grund haben, die Früchte zu bewundern, die es gebracht hat und die es verspricht. Wir sehen keinen Grund, weßhalb uns der kühne Versuch, den Andere anstellen, besonders gefallen sollte. Wir sehen nicht, daß die Sittlichkeit zunimmt oder die Verbrechen abnehmen: eher das Gegentheil. Wir sehen, wie ein Dogma nach dem andern verschwindet: die Lehre von der Wiedergeburt durch die Taufe ist aufgegeben;[1]) an die Eucharistie wird kaum noch geglaubt; selbst die Lehre von der Gottheit Christi wird nur noch schwach festgehalten und zwar in der Regel noch entstellt durch Nestorianismus oder eine andere alte Ketzerei. Niemand wird sich einbilden, daß der

[1]) In dem bekannten Gorham'schen Streit wurde entschieden, daß Gorham, der dies Dogma bestritt, dadurch nicht unfähig werde, Pfarrer einer anglicanischen Gemeinde zu werden. Der Uebers.

Glaube an diese großen Wahrheiten durch das Allgemeinerwerden des Bibellesens wieder lebendig gemacht werden wird. Die hochkirchliche Partei, welche sich noch der Illusion hingibt, die Staatskirche zeige Symptome eines neuen Lebens, findet diese nicht in der weitern Verbreitung der Bibel, sondern in dem Grundsatze, welcher derselben entgegengesetzt ist, in dem katholischen Princip der Auctorität, von dem sie sich einbildet, es gewinne an Kraft und Geltung.

Man wird uns vielleicht sagen: „Aha! ihr gesteht, daß ihr die Bibel fürchtet, — ihr traut euern Leuten nicht, wenn sie die Bibel haben. Ihr anerkennt, daß sie, wenn sie die Bibel läsen, die Einheit der Kirche verlassen und sich zu der Freiheit des Evangeliums wenden würden.“ Wir antworten, daß wir Alles fürchten, von dem wir sehen, daß es Andern Verderben bringt. Die Zeit ist vielleicht nahe, wo eine furchtbare Seuche [die Cholera] wieder ausbricht; dann werden die Aerzte uns manche angenehme und sonst gesunde Speisen verbieten, bloß darum, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß diejenigen, welche sie genießen, der Seuche leicht erliegen. In alten Zeiten bedurfte man keiner Gesetze über das Bibellesen: das allgemeine Bibellesen war eine Unmöglichkeit; nur Wenige konnten lesen; die Handschriften waren selten und theuer, und selbst der h. Augustinus wußte bei seiner Bekehrung nicht, wie er sich zu Mailand eine Abschrift verschaffen könnte. Wie unprotestantisch muß die Stadt des Ambrosius gewesen sein! Die Gläubigen hörten das Wort Gottes in der Kirche vorlesen und vernahmen dann diese glänzenden oder einfachen, aber stets orthodoxen, erbaulichen und praktischen Homilien, in welchen Bischöfe oder Priester dasselbe erklärten. Jeder, der einen Augustinus, Chrysostomus oder Ambrosius hörte, hörte ihn nicht bloß als einen gelehrten, beredten oder heiligen Mann, sondern wie die Heerde auf den Hirten, der Schüler auf den Lehrer, der Laie auf den Priester hört. Er glaubte und wußte, daß er in ihm einen Vertreter der Kirche Christi, einen autorisirten Dolmetscher ihrer Lehren hörte, der nur vortrug, was der heilige Geist die Kirche gelehrt hatte, der nur aus dem

Schatze der rechten Lehre schöpfte, welcher durch die Tradition seiner Hut anvertraut war. Wenn er außerdem zu Hause die Bibel las, so that er es mit dieser Ueberzeugung und unter der Leitung und dem Schutze, welchen sie ihm gewährte. Er dachte nicht daran, selbst zu urtheilen. Wenn Einer dieses that und eine Lehre vortrug, die von der überlieferten und von der Kirche vorgetragenen abwich, und Andere beredete, seine Ansicht anzunehmen statt der Lehre des Hirten, so war er ein Häresiarch, seine Ketzerei mochte nun im Keime erstickt werden oder zu einem großen Baume heranwachsen und sich auch über andere Länder verbreiten. So gelangten Novatus und Helvidius und Vigilantius und viele Andere zu ihrer traurigen Berühmtheit dadurch, daß sie ein Dutzend Schriftstellen nach ihrem Sinne auslegten. Solche Charaktere waren aber Ausnahmen, es gab ihrer vielleicht ein halbes Dutzend in einem Jahrhundert. Was hätte aber die Kirche wohl gethan, wenn sie statt dessen gesehen hätte, was der Protestantismus jetzt als die Regel betrachtet, daß Jeder, der die Schrift las, ein Häretiker geworden wäre, d. h. seine eigenen Privatansichten über die Schrift unabhängig oder im Widerspruch mit der Auslegung und Lehre der Kirche festgehalten und verkündigt hätte, daß das Lesen des Wortes Gottes Jemand von ihrer Gemeinschaft trennte und zu einem Schismatiker machte?

So blieb es in der Kirche Jahrhunderte hindurch, und als die zunehmende Finsterniß der Zeiten, in die sie eintrat, die literarische Bildung verschüttete, wurde eine eigenwillige Auslegung der Schrift noch schwieriger; die Gelegenheit dazu wurde seltener bei einem Geschlechte von gepanzerten Kriegern, und mit verdoppeltem gläubigen Vertrauen schlossen sich die Kinder an ihre Mutter an.

Dann begann der große Principienkampf mit dem kühnen Geiste, den eine wiederaufgelebte Civilisation über die Welt ausgoß. Es war, wie wenn plötzlich die Gesundheit einem hinsterbenden jungen Manne wiedergegeben wird: mit ihr kehrt die Fluth der Leidenschaften wieder, die lange geebbt, und der Drang der Wünsche, die lange geschlummert haben. Mit der

Gelehrsamkeit der Heiden kam auch ihr hochmüthiger Geist wieder und suchte die Herrschaft wieder zu erringen, die ihm vor Jahrhunderten das Christenthum entrissen.

Der Sensualismus Luther's, der Fatalismus Calvin's, die Ueppigkeit und die Philosophie des alten Roms, sein Epikureismus und Stoicismus begannen den Kampf mit der Kirche: es war der Kampf der Sittlichkeit, gekämpft auf dem Gebiete des Glaubens.

Wir brauchen unsere Leser nicht mit den Eingeständnissen der „Reformatoren" zu ermüden, daß alle Laster in furchtbarer Weise zugenommen, seit sie das Joch der Kirche abgeworfen hatten; die betreffenden Stellen sind bei Milner und Treverne [1]) zu finden.

Luther und Calvin stimmten in Einem Mittel, Anhänger zu gewinnen und die Kirche zu zerstören, überein, darin daß sie das Privaturtheil, d. h. den Hochmuth jedes Einzelnen dem gegenüberstellten, was bisher einen unbestrittenen Einfluß über alle Geister ausgeübt hatte: „nicht die Kirche," schrieen sie, „sondern die Bibel, nicht der Priester, sondern die Vernunft."

Es war leicht vorherzusehen, daß Viele, welche ihrer Aufforderung Folge leisteten, um ihr Joch abzuwerfen, in der Bibel finden würden: daß die Enthaltsamkeit unmöglich, die Jungfräulichkeit keine Tugend, Verletzung der Gelübde keine Sünde sei. Da hörten denn auch auf Beichten und Fasten und Abtödtung, und Mönchthum und Cölibat und Bußübungen und Restitution, und Unauflöslichkeit der Ehe und evangelische Räthe und priesterliche Ermahnungen und kirchliche Censuren und so Vieles, was bis dahin für die Unsittlichkeit ein so fester Damm und für die Tugend eine so starke Stütze gewesen war, — das goldene Geflecht der religiösen Sitte, welches das schwache einen Schatz bergende Gefäß umgab, es vor dem Zerbrechen zu bewahren. Wer die Bibel las,

[1]) Auch in dem neuen ausgezeichneten Werke von August Nicolas: „der Protestantismus und alle Häresien in ihrem Verhältniß zum Socialismus," Paris 1852.

konnte sich all dieses Zwangs, und all dieser heiligen Regeln entschlagen und nach einer selbstgemachten Regel in der Freiheit leben, welche seine Leidenschaften seinem Gewissen abtrotzten.

Und wie sollten alle Menschen zum Genusse dieser Rechte gelangen? Die Bibel sollte in alle Sprachen übersetzt werden, nicht, wie bereits in fast allen Ländern geschehen war, unter der Sanction und Aufsicht der Kirche, sondern von Jedem, der Lust dazu hatte.

So stand es, als die Kirche sich veranlaßt sah, gegen die neuen in Deutschland aufgetauchten Irrlehren einzuschreiten. Sie that, was auch die alte Kirche gethan haben würde: sie griff das Uebel bei der Wurzel an, sie trat dem Princip desselben entgegen. Es handelte sich um die Frage: hat jeder Einzelne das Recht, nicht allein die Bibel zu lesen, sondern auch, sie nach seinem Privaturtheil zu erklären und diesem, nicht der Lehre der Kirche zu folgen? Darauf antwortete sie entschieden mit Nein.[1]) Aber wie sollte dem Uebel in der Praxis gesteuert werden? Dadurch, daß beides, Lesen und Erklären, von einander unterschieden, und das erstere nur da gestattet wurde, wo von dem zweiten keine Gefahr drohte.

Um diese Scheidung durchzuführen, ist dreierlei nöthig: erstens eine genaue Uebersetzung, zweitens Anmerkungen, welche den Leser an die Lehre der Kirche bei Stellen erinnern, welche die Häresie mißdeutet hat und welche am leichtesten mißverstanden werden können; drittens so viel gesunder Menschenverstand, Bildung und Frömmigkeit, daß man Bürgschaft dafür hat, daß der Leser nicht zur Classe der „Unwissenden und Leichtfertigen"[2]) gehört und nicht seine eigenen Einfälle über die autorisirten Auslegungen der Kirche stellt. Allen, welche diese Bedingungen erfüllen, wird das Lesen der Bibel in der Landessprache gestattet und ist es immer gestattet worden: über

[1]) Conc. Trident. Sess. 4. decretum de editione et usu sacrorum librorum. — [2]) 2 Petr. 3, 16.

das Vorhandensein der Bedingungen können nur die Hirten der Kirche zu urtheilen haben. [1]) Hätte die Kirche mehr gestattet, so hätte sie das Princip anerkannt, welches man zur Zerstörung ihrer Auctorität benutzte. Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß in Ländern, wie das unserige, wo schon der Antagonismus zwischen Katholiken und Protestanten die beiden entgegengesetzten Grundsätze der kirchlichen Auctorität und des Privaturtheils stets in ihrem scharfen Gegensatze deutlich hervortreten läßt, eine Beschränkung weniger nöthig ist und kaum existirt. Andererseits dürfen in katholischen Ländern diejenigen, welche können und wollen, die lateinische Uebersetzung ohne Beschränkung gebrauchen.

Aber obwohl das Lesen der h. Schrift in solchen Fällen gestattet wird, drängen wir sie den Leuten nicht auf, ermahnen sie nicht, sie zu lesen und bemühen uns nicht, sie allgemein unter ihnen zu verbreiten. Gewiß nicht; und mit einigen Bemerkungen über diesen Punct wollen wir schließen.

Was Gottes Werk ist, wird auf einmal vollkommen gemacht; Gott „ruht davon,“ [2]) wenn Er es vollendet hat. Untergeordnete Theile mögen daran geändert und modificirt werden, aber die Organisation ist gleich vollkommen. Es hat Ihm gefallen, Zeit zu der Erschaffung des Himmels und der Erde zu gebrauchen; aber als sie vollendet waren, schuf Er nicht mehr. Die Gesetze, welche jetzt für sie gelten, galten von Anfang an. Die Sündfluth verwüstete und veränderte die Oberfläche der Erde und änderte die Proportionen und die Stellung mancher Dinge; aber es ist noch dieselbe Erdkugel, die vorher da war, Meer und Land, Berg und Ebene, wie Gott sie im Anfange geschaffen. Keine Bemühungen oder Erfindungen der Menschen können ihre Productionsgesetze, ihre Jahreszeiten, ihre Beziehungen zu dem Thier- und Pflanzenleben ändern. In gleicher Weise bildete Er den Menschen und hauchte ihm eine lebende Seele ein, und machte ihn vollkommen für den Zweck seiner Erschaffung: keine Entwickelung

[1]) Regulae de libr. prohib. 4. — [2]) 1 Mos. 2, 2.

seiner geistigen Kräfte, keine Erfindungen seines Scharfsinns haben in Jahrtausenden die Organe seines Leibes und die Vermögen seines Geistes um ein einziges vermehrt. Die Schönheit, Kraft und Fähigkeit beider hat sich entwickelt, aber in ihrem Wesen und Princip haben sie von Anfang an existirt. Der Wilde in den Wäldern ist ein Mensch, eben so vollständig für das Leben organisirt, wie das verfeinertste Kind der Civilisation. Nahrung und Luft und alle andern Lebensbedürfnisse waren dem Menschen vom ersten Augenblicke seines Daseins an gegeben: es wäre Unrecht, es wäre eine Sünde gegen die Gesellschaft und gegen die Vorsehung, die neuen Güter zu verschmähen, die sich um uns angesammelt haben: Nahrung, Kleidung, Obdach, Arznei, Werkzeuge, Geschicklichkeit, Gelehrsamkeit, Künste, Erholungen, die den ältesten Völkern unbekannt waren; aber diese lebten und genossen das Leben ohne sie in genügendem Maaße, weil sie Alles besaßen, was zum Leben wesentlich nothwendig war; das konnte ihnen die Macht, die sie geschaffen hatte, nicht vorenthalten.

Was Gott in der physischen Welt thut, ist ein Seitenstück zu Seinem Wirken in der geistigen Ordnung. Erstere schuf Er, daß der Mensch leben, letztere hat Er begründet, daß er ewig leben könne. In beiden muß die zu ihrem Leben nöthige Organisation vollständig sein. Wenn Gott eine Organisation für das geistige und ewige Leben gibt, so geschieht das durch eine Offenbarung: die erste vollständig entwickelte Offenbarung war die des Alten Bundes. Wir wollen sie kurz prüfen.

Gott führte Israel nicht bloß darum aus Aegypten, daß die Kinder Abraham's das Land Kanaan besitzen könnten, sondern darum, daß eine Nation ausgesondert würde, in welcher durch die Erkenntniß und Verehrung Gottes das Heil gewirkt werden könnte. Das ganze dazu nöthige System wurde in einigen Tagen angeordnet: Moyses ging zweimal vierzig Tage auf den Berg und brachte es von dort dem Volke mit. Das Gebot, Gott allein zu lieben und anzubeten, ein kurzes Gesetzbuch von 10 sittlichen Vorschriften die alle Pflichten gegen Gott und den Nächsten umfassen, ein vollständiges System des kirchlichen

Rechts, eine genaue Erklärung des besondern Charakteristicums der Religion, — die Lehre von dem Reinen und Unreinen, — ein Priesterthum, eine Ordnung des Gottesdienstes, ein Ritual, ein Kalender, — Alles wurde auf einmal gegeben, und mit Ausnahme einiger im Laufe der Zeit hinzukommenden Erinnerungsfeste wurde nichts Neues hinzugefügt. Die für das religiöse Leben, das heißt für die Seligkeit nöthige Organisation war gleich vollständig, sie entstand aus Einem Gusse (fu fatto di getto, sagen die Italiener sehr bezeichnend) und wurde nicht allmälig fertig gehämmert und gemeißelt. Wer zweifelt daran, daß der fromme und gesetzeseifrige Israelit gleich im vollen Besitze Alles dessen war, was er bedurfte, um selig zu werden? Und doch konnte damals höchstens das Buch Genesis und vielleicht das Buch Job geschrieben sein. Nach Ablauf der 40 Jahre war der Pentateuch vollendet; dann folgte eine Reihe von Menschenaltern, in welchen nur einige geschichtliche Bücher hinzukamen: die Bücher Josue, der Richter, Ruth, Samuel und der Könige. Wie konnten unterdessen die Leute selig werden? Wie konnte der Gottesdienst gehalten werden ohne die schönen Gesänge Davids? Wie konnte der Büßende seine Reue aussprechen ohne die Bußpsalmen des reuigen Königs, wie der Elende um Hülfe rufen ohne seine herrlichen Gebete an den gerechten und barmherzigen Gott, wie der Herzensfrohe, die Priester und Leviten bei ihren Processionen, die Eroberer bei ihrer Heimkehr aus einem heiligen Kriege Gott lobpreisen ohne Psalmen? Und doch vergingen 400 Jahre, ehe dieser uns wesentlich scheinende Theil des Alten Testaments verfaßt und seiner noch dünnen Rolle beigefügt wurde, ja ehe überhaupt das Gebet und das geistliche Lied in der göttlichen Offenbarung deutlich hervortrat. Und wie viele waren doch mittlerweile selig geworden! Moyses selbst und Aaron und Phinees und Josue und Kaleb und Gedeon und Booz und Ruth und Jesse und Samuel, dürfen wir hoffen, und viele Tausende, von denen die Geschichte schweigt: dazu bedurfte es also bloß des am Sinai geoffenbarten Religionssystems, nicht des Lesens der hl. Schrift.

Jeder Christ sagt, daß der, wenn auch dunkele Glaube an einen zukünftigen Erlöser die Seele eines Religionssystems bildete, welches sich in einem so mystischen Cultus verkörperte. Aber wie unbestimmt sind die Andeutungen dieses wesentlichen Punctes in den ältesten biblischen Büchern! Selbst die Psalmen geben nur das erste Zwielicht des kommenden Tages in Vergleich mit der schönen Morgenröthe, die bei den Propheten sich zeigt. Jetzt, wo wir gewohnt sind, auf das Alte Testament als ein Ganzes zurückzublicken, wo wir es nicht über eine Periode von mehr als tausend Jahren, worin es abgefaßt wurde, ausgebreitet, sondern in einen Band zusammengestellt sehen, betrachten wir natürlich die Propheten, in Bezug auf dogmatische Bedeutung, Belehrung, Erbauung und Erhabenheit der Gedanken, als einen der wesentlichsten Theile desselben. Und doch mußten die Juden noch weitere 300 Jahre ohne sie fertig, ja selig werwerden. Drei Jahrhunderte nach David und sieben nach der Gründung der jüdischen Religion schrieb Isaias, 100 Jahre später Jeremias, nach ihm Ezechiel und Daniel und mehrere der kleinern Propheten. Und auch so ist das Alte Testament noch nicht vollständig. Als 1304 Jahre nach Moyses und nur 187 vor Christus Jonathan an die Spartaner schrieb: „Wir bedürfen keines dieser Dinge, da wir zu unserm Troste die heiligen Bücher haben, die in unsern Händen sind",[1]) da dachte er vielleicht nicht daran, daß das, was er schrieb, einige Jahre später in das erste Buch der Makkabäer aufgenommen werden, und so selbst einen Theil dieser heiligen Bücher bilden würde. Etwa 25 Jahre nachher, 160 vor Christus, wurde den inspirirten Schriften des Alten Bundes das Siegel aufgedrückt und das Buch geschlossen, welches Moyses über 1330 Jahre vorher begonnen hatte.

Wir haben hier also zwei wichtige Thatsachen vor uns: die Gründung der jüdischen Religion war das Werk weniger Stunden, die Abfassung ihrer heiligen Schriften das Werk eines Jahrtausends; die erstere glich der Erschaffung des Men-

[1]) 1 Makk. 12, 9.

schen, letztere der Geschichte seiner Civilisation; erstere war Leben, letztere Cultur. Was zum Leben, d. h. zur Seligkeit nothwendig war, war gleich vollständig da, und diesem Organismus wurde Nichts hinzugefügt. Der später lebende Jude konnte sich an den heiligen Liedern des königlichen Sängers erbauen; seine Kinder konnten Weisheit lernen aus den Sprüchen Salomo's; seine Nachkommen konnten frühere Generationen bemitleiden, daß sie nicht die erhabene Schönheit und die tröstlichen Weissagungen der Propheten gekannt: das alles war wie der zunehmende Reichthum eines glücklichen, von Gott geleiteten Systems, aber das Leben war auch ohne diese Schätze vollkommen und seine wesentlichen Bedingungen waren auch vor ihnen vorhanden. „Das Heil war bei den Juden" [1]) von Moyses bis auf Christus durch die Beobachtung des von Gott in der Wüste gegebenen Gesetzes seinem Geiste nach.

Sehen wir nun, inwiefern es sich bei der zweiten und höhern Offenbarung ähnlich verhält.

Wie der Geist Gottes im Anfange auf die chaotischen Elemente der materiellen Welt herabkam und sie befruchtete und zu ihrer organischen Existenz zubereitete, so kam Er am Tage der Pfingsten, dem Jahrestage der Verkündigung des ersten Gesetzes, mit derselben belebenden Kraft herab auf die Elemente und Keime einer neuen, geistigen und göttlichen Schöpfung. Er berührte sie und sie wurden lebendig. In den Aposteln, furchtsam und muthlos, ungebildet und beschränkt wie sie waren, lagen die Keime der zukünftigen Kirche, ihr Primat, ihr Episcopat, ihr Priesterthum, ihre Sakramente, ihre Vollmachten. Das Alles war ihnen gegeben, schien aber noch gleichsam bloß ein Fötus in ihrem Busen zu sein. Da lagen auch noch verschlossene Aufträge von unendlich großem Umfange, — daß sie die Lehrer der Gelehrten, die Ueberwinder der Starken, die Besieger der Stolzen, das Salz der Erde, das Licht der Welt sein sollten. Da schlummerten noch Titel von der höchsten Würde, — Apostel, Martyrer, Fürsten des Reichs Gottes,

[1]) Joh. 4, 22.

Väter der Jünger Christi, Richter Israel's und der Engel, Grundsteine und Thore des himmlischen Jerusalem. Da waren, noch machtlos und unbenutzt, Gnadengaben, die der Welt unendlich großen Nutzen bringen sollten: die Schlüssel des Himmelreichs hingen noch ungebraucht an Petrus Gürtel; die reichen Gefäße der Liebe, die er von dem Busen seines Meisters mitgenommen, waren in Johannes' Herz noch nicht aufgebrochen und ihr süßer Wohlgeruch noch nicht ausgeströmt; die evangelische Feder hatte Matthäus noch unbenutzt in der Hand; die Wunderkraft, die selbst ihrem Schatten verliehen war, die Gewalt über Leben und Tod, die wunderbare Beredtsamkeit, Prophezeiung und Unterscheidung der Geister lag noch schlummernd in den Seelen Aller, gleich Samson's Stärke, auf den Geist wartend, der sie erwecken sollte. Es war wie die Vorbereitung zum Opfer unter Nehemias: der Altar war aufgebaut, das Holz zurechtgelegt, das Opferthier geschlachtet, darüber aber war ausgegossen, was nur schlammiges und trübes Wasser zu sein schien, dem Feuer eher hinderlich als förderlich. Sobald aber Ein Strahl der Sonne auf das so zubereitete Material fiel, verkündete eine helle Flamme und ein Freudengeschrei, daß das Werk des Glaubens mit Erfolg gekrönt sei.[1]) So auch hier: die festgesetzte Stunde ist gekommen; ein gewaltiger Sturm verkündet das Nahen des göttlichen Geistes; sein Feuer kommt über Alle herab; ihre latenten Kräfte werden lebendig, ihre Gnadengaben wirksam; die Kirche Gottes in ihrer ganzen Vollkommenheit und Schönheit ist für die ganze Welt und für alle Zeiten geboren. Außer Maria und den Andern, die bei den Aposteln waren, sind in wenigen Stunden 3000 Laien zu dem Klerus hinzugekommen. So vollständig wie das Kind Eines Tages mit dem Manne von zwanzig Jahren identisch ist, ist die Kirche des Pfingstfestes identisch mit der Kirche des dritten oder des neunzehnten Jahrhunderts. Ihre ganze lebendige Maschinerie ist vollständig da, sie hat schon Alles, was zur Seligkeit nothwendig ist; wer ihr heute

[1]) 2 Makk. 1, 21.

beitritt, kann morgen in Frieden sterben. Die Hierarchie, welche sich in harmonischer Ordnung über die Welt verbreiten soll, ist da: Petrus ist schon ihr Haupt und der Mittelpunct ihrer Einheit; gelehrige und gehorsame Gläubige sammeln sich um sie, nicht um zu disputiren, sondern um zu lernen. Ehe der Abend kommt, ist schon Vielen das erste Sacrament, die Taufe, gespendet, und der Vers, welcher auf den folgt, der uns dieses meldet, sagt uns, daß „sie verharrten im Brodbrechen", [1]) d. h. in der Feier des eucharistischen Opfers und Sacraments. Bald kamen Viele zu den Aposteln und bekannten ihre Sünden, um Vergebung zu erlangen; bald legten sie den Getauften die Hände auf und gaben ihnen den heiligen Geist; bald ordinirten sie neue Priester und bald wurden die Kranken mit Oel gesalbt zur Heilung der Seele und des Leibes.

So trat die Kirche, das neue Heilsmittel, in's Leben in ihrer hierarchischen und sacramentalen Organisation, so vollständig wie die jüdische Religion unter Moyses. Von Anfang an waren in ihr alle Lebenskräfte, und es fehlte ihr nicht ein einziges Mittel, um zur Vollkommenheit in der Gnade und zur strahlendsten Krone der Herrlichkeit zu gelangen. Ich frage wieder, wodurch konnten die Menschen damals selig werden? Dadurch, daß sie sich an die Hirten der Kirche anschlossen, daß sie übten, was diese lehrten, durch die Taufe, durch die Eucharistie, durch die Vergebung der Sünden. Und die Lehre der Apostel enthielt Alles, was zu glauben nothwendig, ohne daß etwas schriftlich aufgezeichnet war. Was immer auch später geschehen mochte, konnte diese ursprüngliche Einrichtung nicht ändern, dem zuerst begründeten System Nichts beifügen. Für eine weitere Offenbarung war kein Raum mehr: was von einem inspirirten Apostel geschrieben wurde, konnte nur eine Aufzeichnung dessen sein, was schon bekannt war und schon geglaubt wurde, — allerdings eine sehr wichtige, heilige und unschätzbare Aufzeichnung, ein Schatz von Weisheit, eine Gabe Gottes, aber nicht der Art, daß dadurch der der treuen Hut

[1]) Apstg. 2, 42.

der Kirche anvertrauten Hinterlage des Glaubens etwas hätte beigefügt werden können.

Zwölf Jahre vergehen und noch ist keine Zeile für die Dauer aufgezeichnet. Da erscheint das erste Evangelium, aber weitere fünfzig Jahre verfließen, bis das vierte erscheint. Johannes ließ mehr als sechszig Jahre nach dem Tode seines göttlichen Meisters vergehen, ehe er Sein Leben beschrieb. Wer sieht nicht, daß, wenn dieses Evangelium, gewiß das schönste und lehrreichste, einen Theil eines zur Seligkeit nothwendigen Planes gebildet hätte, Johannes nicht eine so lange Zeit hätte verfließen lassen, nicht würde gewartet haben, bis er ein sehr alter Mann geworden war, sich nicht darauf verlassen hätte, daß er lebend aus dem heißen Oele, worin ihn Domitian werfen ließ, hervorgehen, das heißt, daß er nicht so vollständig, wie sein Bruder Jakobus, den Kelch des Martyriums auszutrinken haben würde, den ihnen der Herr beiden verheißen hatte. Eine neue Ketzerei war es, die ihn veranlaßte, sein Evangelium zu schreiben; wäre sie einige Jahre später entstanden, oder hätte Johannes nicht länger gelebt, als die übrigen Apostel, so hätten wir vielleicht sein himmlisches Evangelium gar nicht.

Die göttliche Güte hatte es jedoch anders beschlossen und gab uns diesen und die vielen andern großen Gnaden-Erweise, deren Archiv das Neue Testament ist. Was wir in diesem besitzen, die Kenntniß des Lebens, des Charakters, der Handlungen, der Worte und der Leiden unseres Herrn, die Geschichte der ältesten Kirche mit ihren Leiden und Siegen, die Weisheit des Kreuzes und die erhabene Belehrung über schwierige Lehrsätze, wie die einfachen Unterweisungen in unsern täglichen Pflichten in den Briefen des hl. Paulus; den Strom von Liebe, welcher, wie der Balsam aus dem Balsamstrauch, unerschöpflich und unaufhörlich ausströmt aus jeder Zeile des hl. Johannes; die besondern kostbaren Belehrungen in den katholischen Briefen; die dunkeln, aber trostreichen Visionen der Apokalypse, welche die Herrlichkeit des neuen Jerusalems unserer irdischen Vorstellung zugänglich macht — das Alles können wir nicht für ein zufälliges und unwesentliches Geschenk, wir müssen es für eine

Nothwendigkeit für die Kirche halten. Wir sind an den Genuß aller dieser Gaben so gewöhnt, wie an das Sehen; wir können uns nicht denken, was wir thuen würden, hätten wir sie nicht, oder welches andere Organ oder Werkzeug Gott für die Wahrnehmung äußerer und fernliegender Gegenstände hätte an ihre Stelle setzen können: aber wir können vielleicht eben so wenig begreifen, wie für den Juden ein geistiges Leben möglich war, ehe die Psalmen, die Sprüche oder die Weissagungen ihn erleuchtet hatten, und eben so wenig können wir uns vorstellen, wie Schaaren von Christen zur Vollkommenheit gelangten und für den Glauben starben, ehe eine Zeile des Neuen Testaments niedergeschrieben war. Sie hörten ohne Zweifel von den noch in frischem Andenken stehenden Worten und Thaten des Herrn, aber sie hörten sie nur von glaubwürdigen Zeugen, nicht unter der Bürgschaft der Inspiration. Hätten nicht diese Erinnerungen, gleich niedergeschrieben mit der Sorgfalt und Genauigkeit eines hl. Lukas auch ohne Inspiration, auch der Frömmigkeit späterer Zeiten genügen können? Und was den Glauben angeht, so hatte Jesus Christus den Aposteln für ihre Schriften keine Inspiration versprochen, aber ihre Lehre unfehlbar gemacht, und diese Gabe der Unfehlbarkeit sollte durch Seine eigene Gegenwart und Leitung bis zum Ende der Welt dauern. Und doch, mit einer Dankbarkeit, die nie zu groß, mit einer Ehrfurcht, die nie zu tief, mit einer Gelehrigkeit, die nie zu einfach sein kann, nimmt die Kirche Gottes und jedes ihrer Kinder das glorreiche Geschenk Seiner Worte an und schätzt es hoch und hält es werth. Es ist die Urkunde ihrer Auctorität, die Vorrathskammer ihrer Beweise, das Arsenal ihrer Vertheidigungsmittel, die unerschöpfliche Bibliothek für ihre dogmatischen und moralischen Unterweisungen, der Schatz, aus welchem sie Altes und doch stets Neues für unsere Belehrung schöpft. Es ist ihr Rath, ihre Weisheit, ihr Ruhm. Wenn sie das Buch aufschlägt und daraus feierlich ihren Kindern den kleinsten Abschnitt aus dem Leben ihres Bräutigams vorliest, so läßt sie die Leuchter des Heiligthums vor demselben anzünden und mit dem Duft des Weihrauchs die Luft durchdringen,

in welcher die Worte ertönen sollen, und wenn der Priester das Evangelium küßt und spricht: Per evangelica dicta deleantur nostra delicta, so spricht er ein größeres Vertrauen auf das Evangelium Jesu aus, als alle Reden in Exeter-Hall bewirken können. Nichts kann in der That den Werth übersteigen, den die Kirche diesem unschätzbaren Erbtheile stets beigelegt hat und bis zum Ende der Zeiten stets beilegen wird, welches ausschließlich ihr gehört und dessen Beglaubigung und Schlüssel nur in ihrem Besitz ist.

Aber sie würde von ihrer Pflicht und von der Wahrheit abweichen, wollte sie den Menschen die hl. Schriften als die nothwendigen Kanäle des Heiles bezeichnen. Diese waren vollständig vorhanden im Alten Bunde, ehe die Bibel, im Neuen Bunde, ehe das Neue Testament geschrieben war. Nichts, was nach dem Pfingstfeste geschah, konnte die vollkommene Organisation der Kirche ergänzen, welche die Hoffnung und die Mittel zur Erlangung des ewigen Lebens darbietet. Diese Heilsmittel empfehlen wir dem uns anvertrauten Volke. Wir drücken ihnen freilich nicht mit Gewalt die Bibel in die Hand, aber wir sagen zu ihnen: höret die Lehre der Schrift, wie sie allein richtig verstanden und sicher gelehrt wird von der wahren Kirche Gottes, der allein die Unfehlbarkeit einer göttlichen Leitung verheißen ist. Wir sagen zu ihnen: benutzt die Gnadenmittel, die Er ihr allein anvertraut hat; hört auf die Ermahnungen, Warnungen, Belehrungen und Zurechtweisungen ihrer Priester; empfangt andächtig die Sacramente, mit deren Ausspendung sie beauftragt ist, namentlich die Sacramente der Buße und des Altars; übt das Gebet, die Betrachtung und die Wachsamkeit über euch selbst. Das sind die Mittel, durch welche die Erlösungsgnade Anfangs erlangt wurde und auch in Zukunft erlangt werden muß; mit dem Bibellesen ist keine solche Gnade verbunden.

Noch ein Bedenken könnte man erheben: „So wie ein neues Buch dem Kanon des alten Testaments beigefügt wurde, wurde auch eine neue Verpflichtung aufgelegt, dieses Buch anzunehmen und zu glauben, und so eine neue Bedingung der Seligkeit dem Gesetze beigefügt. Ebenso brachte die Abfassung des

Neuen Testaments einen neuen Glauben an seine Inspiration und Wahrheit mit sich, und so wurden die ursprünglichen Bedingungen der Seligkeit modificirt." Unsere Antwort ist kurz und einfach. In beiden Fällen war das, was später eintrat, gleich Anfangs vorgesehen. Im Alten Bunde lehrt Moyses das Volk, daß Propheten aufstehen würden, und daß es auf ihre Worte hören müsse. Obwohl die Stelle hauptsächlich auf den Messias Anwendung findet, bezieht sie sich doch offenbar auf alle Propheten, weil sie die Kennzeichen angibt, wodurch man die wahren von den falschen unterscheiden kann: „Ich will ihnen einen Propheten erwecken, und ich will meine Worte in seinen Mund legen, und er wird zu ihnen reden Alles, was ich ihm befehlen werde. Und wer seine Worte nicht hören wird, ... den werde ich strafen". [1]) Das Hören auf den, der ein wahrer Prophet war, war also ein Gebot des Gesetzes, und in der Annahme des Gesetzes lag implicite der Glaube an alle zukünftigen Prophezeiungen. Esdras, der den ersten Kanon abschloß, war ein Prophet.

In gleicher Weise hat der neue Bund seine Bestimmungen in Bezug auf zukünftige Inspirationen. Und worin? In dem Glauben an die Auctorität, welche allein die Inspiration bezeugen und einen Kanon sanctioniren konnte. Was die Linie der Propheten im Alten Bunde war, das ist die ununterbrochene Fortdauer der göttlichen Auctorität im Neuen. Wenn ich sagte, es seien sechszig Jahre verflossen von dem Tode des Heilandes bis zur Vollendung des Neuen Testaments, so hätte ich beifügen können, daß noch eine längere Zeit verfloß bis zur schließlichen Festsetzung des Kanons. Der hl. Paulus schrieb außer denjenigen Briefen, die wir in der hl. Schrift haben, mehrere andere, welche nicht in dieselbe aufgenommen sind: wer entschied darüber, welche ein Theil des Wortes Gottes waren? Diejenigen, welche aufgenommen sind, waren an einzelne Kirchen gerichtet und verbreiteten sich nur langsam von Land zu Land: wer dehnte sie auf alle Länder aus? Einige

[1]) 5. Mos. 18, 18.

Kirchen lasen den Hirten des Hermas und den Brief des Barnabas mit der hl. Schrift: wer machte, daß sie verworfen wurden? Viele apokryphische Evangelien kamen in sehr früher Zeit in Umlauf: wer schied den Weizen von der Spreu und verwarf sie? Wer gab überhaupt der ganzen Christenheit einen übereinstimmenden Kanon und verlieh jedem Buche desselben Auctorität durch Verbürgung seiner Inspiration? Nur die Kirche, und dieses Werk war erst nach einigen Jahrhunderten, in der Zeit der Concilien, vollendet. Ganz allein auf den Glauben an die Entscheidung der Kirche gründeten die Christen die Annahme der Bücher, die das Neue Testament bilden. Dieses Princip aber, zu glauben, was die Kirche entscheiden würde, ist gerade das erste und Grund-Princip der Organisation der Kirche, wie sie von Anfang an festgesetzt wurde. „Wer euch hört, hört mich", — „Wenn er die Kirche nicht hört, soll er dir sein, wie ein Heide": das sind die Axiome dieser Organisation des Glaubens. Der Glaube der ältesten wie der spätern Kirche an die Schrift und die Annahme ihres Kanons ist also nicht eine neue Bedingung der Seligkeit, sondern nur die Anwendung einer Bedingung, die gleich bei dem Entstehen des Judenthums und des Christenthums festgesetzt war.

Was mich persönlich angeht, so habe ich gewiß eine eben so große Liebe und Ehrfurcht vor dem geschriebenen Worte Gottes, wie jeder Protestant. Es ist mein Lieblingsbuch gewesen von meiner frühesten Jugend an; denn es war mir gestattet, es zu lesen, lange bevor ich zum Manne gereift war. Es ist mir der Gegenstand jahrelanger Studien gewesen, und Mühe und Unruhe und Zeit habe ich für Nichts geachtet, wenn sie mir dazu helfen konnten, es kennen zu lernen und daraus Nutzen zu ziehen. Tage und Nächte habe ich damit zugebracht, mir Kenntnisse zu sammeln, die dazu von Nutzen sein könnten, und ich habe nicht Weniges gelesen und geschrieben, um nach meinen schwachen Kräften zur Vertheidigung, Erklärung und Anwendung desselben beizutragen. Aber Alles dieses und mehr noch hat mir nicht die Ueberzeugung verschafft, daß ich es ergründet

und erfaßt hätte, mich vielmehr veranlaßt, mich mehr und mehr an die eingeborene und instinctartige Weisheit der Lehre unserer Mutter, als an die sicherste Leitung für das Kind, anzuklammern. Immer tiefer und größer erschien mir diese Weisheit, je weiter ich auf diesem Ocean himmlischer Wahrheit voransegelte; denn überall fand ich diese leitende Hand, die mich unterstützte und führte in Sicherheit und Freude. Die hl. Schrift mit der Kirche ist ein Buch des Lebens, ohne sie kann sie ein Buch des Todes sein. Denn „der Buchstabe tödtet“ und nur den Buchstaben besitzt der Mensch ohne den Geist des Lebens, den sie allein in den Aposteln empfangen hat.[1])

[1]) 2 Kor. 3, 6: Denn der Buchstabe tödtet, der Geist aber macht lebendig.

II.

Die Parabeln des Neuen Testaments

als Erläuterung der katholischen Lehre. [1])

Es ist meine feste Ueberzeugung, daß das Feld der Erklärung der heiligen Schrift ausschließlich den Katholiken gehört und daß sie allein es in der rechten Weise behaupten könnten. Was ist auch mit all den gepriesenen Untersuchungen der Neuern erreicht? Was sind die Commentare von Kuinöl, Rosenmüller, Campbell oder Bloomfield? Saftlose, herzlose, salbungslose, bloß kritische und philologische Noten, die den Leser nicht in den Stand setzen, die Süßigkeit der göttlichen Worte zu kosten oder ihren wahren Sinn zu erfassen. Es fehlt ihnen an umfassender Anschauung und an tieferm Eindringen; sie halten den Leser an der Oberfläche und erschweren ihm nur das Wahrnehmen der innerlichen und verborgenen Schätze, der reichen Goldadern, die unter den Buchstaben liegen. Und so muß es mit aller protestantischen Schrifterklärung sein. Die zarten Geheimnisse von des Erlösers Geburt und heiligen Kindheit in der Gesellschaft Seiner gebenedeiten Mutter, Seine Güte gegen die Sünder und Seine Liebe zu den Armen, die angstvollen Scenen Seiner Passion in ihren Einzelheiten, wie

[1]) Aus der „Dublin Review" von 1849, abgedruckt in den „Essays on various subjects". Band I., S. 101 ff.

sie von katholischen Heiligen meditirt sind [1]): alles das kann ein protestantisches Gemüth nicht mit der Innigkeit und Liebe erkennen und betrachten und besprechen, die ein katholisches Herz verlangt. Und was kann der Protestant mit den evangelischen Räthen machen, mit der Armuth und Keuschheit und Verzichtleistung auf alles Besitzthum, mit den Aposteln, die ausgesandt wurden ohne Geldbeutel und Stab, den Heiden zu predigen, mit Fasten und Wachen, mit der Sündenvergebung und dem Genießen des Leibes Christi, mit den Wundern und Zeichen, die in der Kirche gewirkt werden sollten? Er muß zu beweisen suchen, daß Einiges nur figürlich gesagt ist und Anderes nur auf die apostolischen Zeiten Anwendung findet, und daß alle diese Dinge uns eigentlich nichts angehen. Nur der Katholik kann vollkommen und mit Liebe in das Innere des Wortes Gottes eindringen und seine ganze Wahrheit und vollkommene Bedeutung fühlen; die Andern müssen stets darüber raisonniren, während wir uns damit begnügen, Eindrücke von ihm zu empfangen.

Ich bin darum fest überzeugt, wenn wir nur von der hl. Schrift vollkommenen Besitz ergreifen und sie denjenigen, welche sie lieben oder zu lieben vorgeben, in ihrem wahren und katholischen Lichte darstellen und daraus in katholischem Geiste die practischen Folgerungen ziehen wollten, so könnten wir leicht unsere Gegner überzeugen, daß unsere Religion allein die Religion der hl. Schrift, und daß die Erklärung der hl. Schrift allein unser Erbtheil ist. Ich werde diese meine Gedanken am besten an einem Beispiele klar machen können, und wähle dazu einen charakteristischen Punct der Lehre des Herrn. Ich werde an diesem zeigen, daß eine katholische Anschauung dazu gehört, um denselben vollkommen zu fassen und zu würdigen. Das

[1]) Es wäre interessant, einmal zu untersuchen, wie viel das Verwerfen bildlicher Darstellungen durch die Protestanten zur Unterdrückung der Meditation, die ein geistiges Anschauen ist, beigetragen hat. Ich glaube sehr viel. Könnte sich z. B. wohl Jemand, der nie ein Crucifix gesehen hat, die Kreuzigung recht klar und lebhaft vorstellen?

schließt die Erklärungen, wie sie jeder Gelehrte geben kann, nicht aus; aber diese bedürfen der leitenden Hand der orthodoxen Religion, wenn man sie mit Sicherheit anwenden will.

Würde Jemand gefragt, worin der eigenthümliche Charakter der Lehrweise des Herrn, wie wir sie aus den Evangelien kennen, bestehe, so würde er gewiß antworten, in der beständigen Anwendung von Parabeln und Gleichnissen, und diese Antwort wäre ohne Zweifel richtig, sofern man Seine Lehrweise mit andern uns bekannten Lehrweisen vergleicht. Nicht allein befolgen die Väter und die spätern Lehrer in der Kirche ein gewissermaßen entgegengesetzes System, sondern selbst bei den Aposteln, die doch den Geist ihres heiligen Meisters sich aneigneten und Ihm gleich zu werden suchten, finden wir keine Spuren von dieser Lehrweise. Das kann nicht die Folge von Mangel an Geist, Phantasie oder dergleichen sein; denn sie schrieben unter dem Einflusse der göttlichen Inspiration, und der heilige Geist, der sie durchdrang und leitete, hätte ihnen eben so gut Parabeln und Gleichnisse, als einfache dogmatische Unterweisungen eingeben können. Wenn er es nicht that und sie veranlaßte, von dem Vorbilde ihres Herrn und Meisters in dieser Hinsicht abzugehen, so muß es Gründe geben, weßhalb diese Lehrweise Sein heiliges Eigenthum bleiben sollte und nicht als auch für sie angemessen erachtet wurde. Es kann auch nicht darin seinen Grund haben, daß die Apostel ihre Schriften an eine verschiedene Classe von Schülern richteten. Mehrere ihrer Briefe sind an das nämliche jüdische Volk in seinem Vaterlande oder in seiner Zerstreuung in fernen Ländern gerichtet. In jeder Hinsicht ist diesen Schriften ein jüdischer Typus aufgedruckt, in Bezug auf Stil, Beweisführung, Citate und Reihenfolge der Gedanken; und der stärkste innere Beweis für ihre Echtheit liegt in diesem deutlichen Kennzeichen ihres Ursprungs, verbunden mit der Neuheit ihrer Lehre und ihrem Zusammenhange mit der Lehre der Evangelien. Hätte also der Herr die parabolische Lehrweise mit Rücksicht auf den jüdischen Geschmack und um jüdische Gemüther zu gewinnen, gewählt, so dürften wir wohl erwarten, daß Seine

ersten Schüler Seinem Beispiele gefolgt wären. Und wenn wir sagen wollten, die Apostel hätten mehr für die Kirche der spätern Zeit geschrieben, so können wir doch auch nicht anders sagen, als daß auch jedes Wort des Herrn ebensowohl für Seine Braut, als für die ungläubigen Juden gesprochen war.

Wir können uns nicht darüber wundern, daß die Thatsache, daß der Herr gerade diese Lehrweise wählte, die Aufmerksamkeit religiöser Gemüther und kirchlicher Schriftsteller auf sich gezogen hat. Man hat gute und triftige Gründe dafür angeführt; die Schönheit Seiner verschiedenen Parabeln ist von manchem beredten Schriftsteller entwickelt und die Lehren, welche jede enthält, sind auf die mannichfaltigste Weise erläutert und vorgetragen. Eine jede derselben kann man mit einem einfachen Thema in der Musik vergleichen, worüber viele Componisten viele Variationen schreiben; in allen klingt das Thema durch, mag auch die eine in schwermüthigen Moll-Accorden und einem langsamen Zeitmaße sich fortbewegen, die andere in brillanten und wilden Sätzen dahinrollen. Ueber jede Parabel haben wir Predigten, Commentare, Betrachtungen und Abhandlungen, über mehrere fast ganze Bücher; ihr buchstäblicher, allegorischer, mystischer, doctrineller und ascetischer Sinn ist vollständig entwickelt, bald zu einem wahren Drahtgeflecht von Erläuterungen, bald zu schönen „Ketten von Gold, eingelegt mit Silber“,[1]) so daß die zarte Einfachheit des Commentars den reichen Glanz des Textes deutlicher hervortreten läßt. Auf einem Felde, wo schon eine so reiche Ernte gehalten ist, scheint für uns kaum mehr eine Nachlese übrig geblieben zu sein. Oder dürfte ich mir wohl einen Augenblick schmeicheln, dem Reichthume früherer Erklärer noch einen neuen Gedanken beifügen, oder nach Allem, was schon darüber geschrieben ist, über die parabolische Lehrweise selbst noch neues Licht verbreiten zu können?

Ich würde solche Fragen meinen Lesern nicht vorlegen, wollte ich sie selbst direct beantworten, wäre es nöthig; sie entweder mit einem anmaßenden Ja zu beantworten und dadurch das Vertrauen des Lesers zu verlieren, oder durch ein muth-

[1]) Hohel. 1, 10.

loses Nein das Recht, noch eine Zeile weiter über den Gegenstand zu schreiben, aufzugeben. Ich thue keins von beiden und hoffe, im Vertrauen auf die gütige Nachsicht meiner Leser, sie auf dem schon so viel betretenen Wege so voranführen zu können, daß sie noch auf das Eine oder Andere aufmerksam werden, was sie bisher übersehen haben. Das ist kein hochmüthiges Unterfangen. Es kann ja sein, daß ich den Weg öfterer zurückgelegt habe, als mein freundlicher Leser, weil mein Amt und meine Pflicht mich regelmäßig des Weges führt; es kann sein, daß ich mehr Muße gehabt habe, darauf zu wandeln als er, und darum langsamer und behaglicher gehen und mich besser umsehen konnte; es kann sein, daß ich darauf gewandelt bin in der Gesellschaft von solchen, die weiser sind, als ich, und die, um einen orientalischen Ausdruck zu gebrauchen, die Perlen ihrer weisen Worte darauf ausgestreut haben, und daß ich noch weiß, wohin diese gefallen sind, und sie beim Vorangehen auflesen kann; oder es kann sein, daß ich auf dem Wege einige alte Bücher in der Hand hatte, worin die Geschichten, Traditionen und Merkwürdigkeiten desselben gesammelt waren: und wenn dem so ist, so unternehme ich wohl nichts zu Großes, wenn ich versuche, die auf so leichte und angenehme Weise gewonnenen Resultate zusammenzustellen und Andern mitzutheilen. Ich erlaube mir diese einleitenden Bemerkungen mit der offenen Erklärung zu schließen, daß nach meiner Meinung diese Lehrweise nach einigen Seiten hin, die sehr interessant sind, noch nicht vollkommen erläutert ist, daß ihr System in seinen Grundsätzen und seinen einzelnen Theilen von großer Wichtigkeit ist für die Beweise für die Wahrheit des Christenthums im Allgemeinen und des Katholicismus insbesondere, und daß zudem viele von den Hülfsmitteln, um die ganze Schönheit der Lehrweise des Herrn zu erkennen, in Werken, welche gewöhnlichen Lesern nicht leicht zugänglich und darum wenig bekannt sind, verschlossen oder aus Quellen, die ihnen fern liegen, geschöpft, und noch nicht so gut, als es geschehen könnte, benutzt sind, um diese Theile der heiligen Schrift interessanter und eindrucksvoller zu machen.

Wenn wir irgend einen Theil der Reden des Herrn in den drei ersten Evangelien nehmen, so muß gleich die Pracht der Darstellung unsere Bewunderung erregen. Er gleicht einer schönen Stickerei, die aus prächtigen Bildern besteht, von denen jedes an sich schön ist, aber in das nächste hinübergreift, während den Mittelpunkt ein noch vollendeteres Bild einnimmt, zu welchem die andern die Einfassung bilden. Es gibt kaum einen Satz darin, den man prosaisch nennen möchte: jeder Gedanke ist in einer sententiösen, sprüchwörtlichen und leicht zu behaltenden Form ausgedrückt, — ein schönes und vollkommenes Gleichniß, eine Vergleichung mit Gegenständen der Natur oder des gewöhnlichen Lebens, wodurch die Lehre populär und zugleich eindringlich gemacht wird, oder eine ausgebildete Allegorie, die Punct für Punct der erhabenen Wahrheit entspricht, welche vorgetragen wird. Auf alle diese Darstellungsweisen findet die Bezeichnung Parabel Anwendung; denn die Ausdrücke Sprüchwort und Parabel sind im biblischen Sprachgebrauche fast gleichbedeutend. In den drei ersten Evangelien heißen diese Belehrungen des Herrn παραβολή; bei Johannes kommt dieses Wort keinmal vor, sondern immer παροιμία.[1]) Letzteres bedeutet allerdings eben so gut ein Gleichniß, wie ersteres; aber es ist in der Septuaginta der Titel des Buchs der „Sprüchwörter" Salomo's, und diese werden im Text[2]) wieder παραβολαί genannt, obwohl sie genau dem entsprechen, was wir Sprüchwörter nennen würden. Außer den philologischen Gründen für diese Verwechselung der Ausdrücke[3]) läßt sich noch ein sehr natürlicher anführen, daß nämlich Sprüchwörter, Gleichnisse und Parabeln nur mehr oder weniger gedrängte Formen Einer und derselben Redeweise sind.

[1]) Nur bei Lucas wird das Wort παραβολή in der Vulgata 7 oder 8 mal mit similitudo übersetzt, bei Matthäus und Marcus nie. — [2]) Sprüchw. 1, 1; 25, 1. — [3]) Der hebräische Name der Sprüchwörter Salomo's, maschal, entspricht dem arabischen maçalun (gleich.) Es ist merkwürdig, welchen Einfluß das entsprechende lateinische Wort auf alle neuern europäischen Sprachen geübt hat. Von fabula, Fabel, kommt fabulari, plaudern, sich unterhalten; daher alt-spanisch fablar, jetzt hablar, portugiesisch fallar, italienisch

Ein Sprüchwort oder eine Sentenz, worin eine tiefe Bedeutung liegt oder eine praktische Wahrheit ausgesprochen ist, kann man als die Moral einer Fabel oder Parabel ansehen und ihre oft figürliche Fassung gab gewiß sehr häufig Anlaß zu einer solchen Erläuterung. Dieses Aufbauen von Geschichten auf Sprüchwörtern ist etwas so Gewöhnliches, daß ich nicht weiter darüber zu reden brauche. Wenn darum der Herr zu Seinen Mitbürgern sagt: „Ohne Zweifel werdet ihr mir dieses Gleichniß (*παραβολήν*) sagen: Arzt, heile dich selbst!“ [1]) —, so entspricht das genau dem, was wir ein Sprüchwort nennen würden; aber wer sieht darin nicht zugleich eine vollständige Parabel, die kaum noch entwickelt zu werden braucht? Ein Arzt prahlt mit seinem Geschick, jede oder eine bestimmte Krankheit zu heilen: ein Kranker läßt ihn rufen, sieht aber gleich, daß der Arzt eben so krank ist, wie er selbst, und daß seine gerühmte Heilmethode an ihm selbst erfolglos geblieben ist. Natürlich weist er ihn zurück und heißt ihn erst sich selbst heilen mit seinen Medicamenten, ehe er sie an Andern versucht: „Arzt, ruft er aus, heile dich selbst!“ Es kommt nichts darauf an, ob der Ausdruck durch eine Fabel entstand, oder eine solche veranlaßte; ob er die Frucht oder die Saat ist, bleibt sich ganz gleich.

Wenn also bei den Juden Sprüchwörter, Gleichnisse und Parabeln nur als verschiedene Grade derselben Ausdrucksweise betrachtet wurden, und wenn die Reden des Herrn fast ganz aus diesen drei bestehen, so sehen wir leicht, wie buchstäblich die Worte der heiligen Schrift zu verstehen sind: „Alles dieses

parlare, französisch parler, und davon das englische parlour und parliament. Daraus folgt, daß überall, wo die lateinische Sprache Umgangssprache war, fabulari als das gewöhnliche Wort für „sprechen“ gebraucht wurde. Das weist darauf hin, daß der gewöhnliche Gebrauch von Fabeln und erdichteten Erzählungen bis in die älteste Periode der Sprache hinaufreicht. So nennt denn auch Livius die bekannte Fabel des Memmius am mons sacer „priscum et horridum dicendi genus.“

[1]) Luc. 4, 23.

sprach Jesus in Parabeln zu der Menge und ohne Parabeln redete er nicht zu ihnen."[1])

Es läßt sich von vornherein erwarten, daß in Bezug auf die Neuheit ein bedeutender Unterschied bestehen werde zwischen den kürzern sprüchwörtlichen Ausdrücken und den poetischen Vergleichungen, wodurch der Heiland einfachere moralische und und dogmatische Wahrheiten ausdrückt, und den längern Parabeln, welche ein vollständiges Lehrsystem enthalten. Niemand wird, und wäre er auch noch so weise, im Umgange mit gewöhnlichen Menschen stets originelle Ausdrücke gebrauchen oder auch nur stets originelle Ideen aussprechen. Er muß, um verstanden zu werden und um das Interesse seiner Zuhörer rege zu erhalten, Manches sagen, was schon vor ihm einmal gesagt ist. Sprüchwörter, worin die Gedanken und Erfahrungen guter und weiser Männer enthalten sind, sind ein Gemeingut geworden; sie werden von den Besten und Weisesten benutzt, aber passender, glücklicher und treffender benutzt werden, als von Andern — und was noch mehr ist, sie werden in ihrem Munde eine neue Kraft und eine höhere Bedeutung erhalten, so daß sie eine neue große Wahrheit aussprechen. Wenn man die kürzern Parabeln des Herrn prüft, hat man sich vor zwei Extremen zu hüten, einmal davor, Alles als neu zu betrachten und so alle Erläuterungen aus andern Quellen zu verwerfen, anderseits davor, zu viel Gewicht auf das Licht zu legen, welches diese darauf werfen können. Letzteres war der Fehler der erbärmlichen Exegeten-Schule, die sich im vorigen Jahrhundert in Deutschland bildete, welche sich in diesem Jahrhundert zum offenen Rationalismus entwickelte, die letzten Fasern des Glaubens, woran der Protestantismus noch hing, vergiftete oder vielmehr vertrocknen machte, dann unser Vaterland mit einem Gift inficirte, welches sich noch nicht vollkommen entwickelt hat, und darauf vergangen zu sein scheint, wie ein schädlicher Dunst, der für einige Zeit aus einer höllischen Flamme emporstieg. Bei ihrem verderblichen Treiben war dies einer der schlimmsten

[1]) Matth. 13, 34.

Irrthümer, daß sie, mit Nichtbeachtung oder Verwerfung der kirchlichen Lehre und Tradition, mit verkehrter Erudition alle Erläuterungen des Wortes Gottes aus diesem selbst und aus den natürlichen Quellen der Interpretation zu schöpfen suchte. Wollte man aber auf der andern Seite die Hülfe solcher secundären Erläuterungsquellen ganz verschmähen, so würde man nicht nur auf das Licht verzichten, welches sie auf den heiligen Text werfen können, sondern auch das ausschließen, was sehr dazu beiträgt, den Charakter des Herrn selbst in seiner wahren Würde erscheinen zu lassen. Betrachten wir einige Beispiele.

Der Herr wendet eine sehr passende Vergleichung an in der Stelle: „Wie sagst du zu deinem Bruder: laß mich den Splitter aus deinem Auge ziehen, — und siehe, ein Balken ist in deinem eigenen Auge. Du Heuchler! ziehe erst den Balken aus deinem eigenen Auge und dann magst du sehen, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehen kannst.“ [1]) Es ist kaum zu bezweifeln, daß dies ein sprüchwörtlicher Ausdruck bei den Juden war; denn wir finden ihn als solchen bei den Rabbinen citirt, aber in einem sehr verschiedenen Sinne. „Es steht geschrieben, daß in der Zeit der Richter, wenn Jemand sagte: „„ziehe den Splitter aus deinem Auge,““ der Andere zu antworten pflegte: „„ziehe den Balken aus dem deinigen.““ [2]) „Rabbi Tarphon sagt: Ich weiß nicht, ob es in dieser Zeit Jemand gibt, der eine Zurechtweisung annehmen will; denn wenn Einer zu einem Andern sagt: „„Ziehe den Splitter aus deinem Auge,““ so antwortet dieser: „„ziehe den Balken aus dem deinigen.““ [3]) Aehnliche Stellen kommen bei den Rabbinen auch sonst vor. Der Ausdruck ist, wie er hier gebraucht wird, offenbar ein solcher, wodurch ein Vorwurf zurückgegeben wird, und der, welcher sich desselben bediente, wird getadelt. Die hochmüthigen Pharisäer, die ungläubigen Sadducäer, die lasterhaften Priester hielten oft Andern ihre Sünden vor, — sie waren ja nicht, „wie andere Leute“

1) Matth. 7, 4, 5. — 2) Bava Bathra f. X, 2. — 3) Erachin f. XVI, 2.

— und ihre Vorwürfe mochten oft und mit Recht in dieser Weise abgewiesen werden. Der Herr knüpft daran an, geht aber noch weiter und spricht die Worte im Namen Gottes aus und brandmarkt mit dem furchtbaren Namen „Heuchler“ denjenigen, welcher sich der Ungerechtigkeit schuldig macht, Andere zurecht zu weisen, während er selbst noch größere Sünden auf sich hat. Sein Benehmen den Anklägern des auf einem Ehebruch betroffenen Weibes gegenüber [1]) ist die beste Erläuterung dieser Bedeutung. Aber die Anwendung, welche Christus von diesem gewöhnlichen Sprüchworte macht, geht noch weiter; sie lehrt, woran kein jüdischer Lehrer je dachte, gegenseitige Nachsicht, Milde den Fehlern Anderer gegenüber und die Pflicht, eher die eigenen Fehler, als die Anderer, strenge zu prüfen und sich selbst zu bessern, ehe man das schwierige Amt, Andere zu leiten, übernimmt. Wie der Herr also in der Bergpredigt Stellen des Alten Gesetzes hervorhob und sie für das Neue verbesserte, so benutzte er nicht weniger diese unter den Lehrern des Volks gebräuchlichen Redensarten in ähnlicher Weise.

Nehmen wir ein anderes Beispiel, welches manche sonderbare Erörterungen veranlaßt hat: „Es ist leichter für ein Kameel, durch ein Nadelöhr zu gehen, als für einen Reichen, in das Himmelreich einzugehen.“ [2]) Selbst in alten Zeiten war man, wie aus Randbemerkungen in alten Handschriften hervorgeht, vielfach geneigt, diese scheinbar harte Stelle zu modificiren. Den Ausdruck, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehen solle, hielt man für beinahe ungereimt, und suchte darum durch die Veränderung von *κάμηλος* (Kameel) in *κάμιλος* (Tau) eine natürlichere Verbindung zwischen den beiden Ausdrücken herzustellen: „ein Tau geht durch ein Nadelöhr.“ Drusius [3]) hat diese Lesart eifrig befürwortet und Andere sind ihm gefolgt. Aber kein verständiger Exeget wird jetzt mehr einen so unnützen Emendations-Versuch billigen. Ohne

[1]) Joh. 8. — [2]) Matth. 19, 24. — [3]) Zu dieser Stelle und in seiner Abhandlung über die hebräischen Sprüchwörter im 5. Bande der Critici sacri.

Zweifel war der Ausdruck eine sprüchwörtliche Redensart, um eine Unmöglichkeit zu bezeichnen. Denn ähnliche Sprüchwörter waren auch in Mittel- und Ost-Asien in Gebrauch; nur war in diesen Ländern der Elephant das größte Lastthier und darum wurde von ihm der Vergleich hergenommen. In der Bava Metsia,[1]) einem der talmudischen Tractate, sagt Jemand zu einem Manne, der sich mit Wundern abgab: „Vielleicht bist du aus der Stadt Pumbeditha, wo man einen Elephanten durch ein Nadelöhr gehen macht.“ Und in einem andern Werke heißt es: „Sie zeigen nicht eine goldene Palme, noch einen Elephanten, der durch ein Nadelöhr geht.“ [2]) Dr. Frank führt ein ähnliches indisches Sprüchwort an: „Wie wenn ein Elephant versuchen wollte, durch ein kleines Loch zu gehen.“ [3]) Was der Elephant für das östliche Asien, das war das Kameel für das westliche, und darum trat dieses hier in dem Sprüchworte an die Stelle des Elephanten; in dieser Form findet es sich bei den Arabern, z. B. im Koran (Sure 7, 38): „Denjenigen, welche unsere Zeichen falsch nennen und verwerfen, sollen die Pforten des Himmels verschlossen werden, und sie sollen nicht in das Paradies eingehn, bis ein Kameel durch ein Nadelöhr geht.“ — Aber welche furchtbare Strenge, welche bestimmte und einschneidende Schärfe erhält diese vage und allgemeine Bezeichnung einer eher unglaublichen, als unmöglichen Sache, wenn sie der Herr anwendet, um auszudrücken, wie schwer es für den Reichen sei, in Sein Reich einzugehen! Und wie sehr wird die Kraft dieses Bildes verstärkt durch die darauf folgende Berufung auf Gottes Allmacht als die einzige Macht, die im Stande ist, diesen Urtheilspruch aufzuheben oder zu ändern! „Bei Menschen ist dies unmöglich, aber bei Gott ist Alles möglich,“ [4]) also auch dieses. Die beiden Theile des Satzes sind im Munde des Heilandes so fest mit einander verkettet, daß keine Macht sie jemals wieder wird trennen können; es wäre eine Profanation, wollte man eine

[1]) Fol. XXXVIII, 2. — [2]) Beracoth, Fol. LV, 2. [3]) 50. Fortsetzung der Berichte der ostindischen Missionäre. Halle 1742. — [4]) Matth. 19, 26.

allgemeine Bezeichnung, wie „es ist sehr schwer, es ist menschlicher Weise unmöglich," an die Stelle des Ausdrucks setzen, den Er dazu gewählt hat, um die furchtbarste sittliche Wahrheit Seiner göttlichen Religion auszusprechen.

Wir können uns leicht vorstellen, wie diese Bekanntschaft mit den bei den Rabbinen und gelehrten Männern Seines Volks üblichen sprüchwörtlichen Redeweisen, diese geschickte und zierliche Anwendung ihrer Lieblings-Ausdrücke und diese Macht, ihnen eine neue und eigenthümlich schöne Beziehung zu geben, dem Herrn gleich die Achtung und das Vertrauen des Volkes gewann, Ihm seinen Platz neben den anerkannten Lehrern des Volks sicherte, der Eifersucht dieser den Mund verschloß und Alle entzückte und bezauberte, so daß sie Tage lang, ohne an Essen und Trinken zu denken, bei ihm ausharrten. Darum gaben Ihm selbst an dem Orte, wo Er kein Prophet war, „Alle Zeugniß und sie wunderten sich über die gnadenreichen Worte, die von Seinen Lippen flossen, und sagten: Ist das nicht des Joseph Sohn?" [1]) — Was aber ohne Zweifel die Schönheit und Lieblichkeit Seiner Ausdrucksweise noch bedeutend erhöhte, war die Geschicklichkeit, womit Er Seine Bilder und Vergleiche von Dingen, die Ihn gerade umgaben, oder die sonst ganz bekannt waren, herzunehmen wußte. Wie wichtig dieser Umstand ist, wenn wir die ausführlichen Parabeln des Herrn studiren, werden wir später sehen; aber bei den kürzern Bildern, den fabellae breviores, wie sie Quintilian nennt, muß dieser Umstand namentlich dazu gedient haben, sie treffender und interessanter zu machen. Die gelben Kornfelder erinnern Ihn an die geistige Ernte, die für die Sichel reif ist; [2]) der Feigenbaum, welcher seine Früchte ansetzt, bietet Ihm Anlaß zu einer Belehrung über das Kommen des Reiches Gottes: „Seht den Feigenbaum und alle Bäume, wie sie jetzt Frucht bringen." [3]) Als Er Seine Predigt auf dem Berge hält, wie glücklich benutzt Er die umherfliegenden Vögel zu einem schönen Bilde: „Seht die Vögel des Himmels;" und

[1]) Luc. 4, 22. — [2]) Joh. 4, 35. — [3]) Luc. 21, 29.

die Lilien, welche, wie die Reisenden uns berichten, an eben diesem Orte wachsen, geben Anlaß zu dem noch lieblichern Gleichnisse: „Betrachtet die Lilien des Feldes, wie sie wachsen: sie arbeiten nicht, und spinnen nicht; aber ich sage euch, selbst Salomon in all seiner Pracht war nicht gekleidet, wie eine von ihnen.“ [1]) — Ferner bietet jede Handlung und Beschäftigung des gewöhnlichen Lebens, — das Mahlen in der Mühle,[2]) das Durchsäuern des Teiges,[3]) der Geldvorrath der guten Hausfrau,[4]) die Besorgung des Hauswesens, [5]) die Bebauung des Weinberges vom Pflanzen [6]) bis zum Fruchttragen,[7]) das Bestellen des Feldes [8]) und des Gartens,[9]) das Hirtenleben bis in seine kleinsten Einzelheiten, [10]) — Alles das bietet Ihm Stoff zu den schönsten Bildern und passendsten Gleichnissen. Zugleich ist das verfeinertere und üppigere Leben der höhern Stände nicht weniger fruchtbar in Seiner Hand: die Verwaltung eines Gutes, [11]) die Vertheilung der Pflichten und Arbeiten unter die Diener, [12]) die prächtigen Feste, [13]) die

[1]) Matth. 6, 26. 28. Salomon ist der Crösus der orientalischen Poesie. Der Fürst der persischen Dichter, Hafiz, hat ein ähnliches Bild: „Wenn die Rose in der Luft schwebt (prächtig) wie Salomon.“ Die Rose ist in der persischen Poesie, was die Lilie in der hebräischen. — [2]) Matth. 24, 41. – [3]) Luc. 13, 21. — [4]) Luc. 15, 8. — [5]) Luc. 12, 35. — [6]) Matth. 20, 1; 21, 33; Marc. 12, 1; Luc. 20, 9. — [7]) Joh. 15, 1—6. „Jede Rebe, welche Frucht bringt, wird er reinigen, daß sie mehr Frucht bringe.“ V. 2. Dasselbe Bild findet sich in sehr schöner Anwendung bei dem persischen Dichter Saadi: „Vertheile in Almosen den Zehnten deines Reichthums; denn je mehr der Gärtner die Auswüchse des Weinstocks wegschneidet, desto mehr Frucht bringt er.“ Gulistan 2, 49. — [8]) Matth. 13, 3. 24; Marc. 4, 3. 26; Luc. 8, 4. — [9]) Luc. 13, 6. — [10]) Matth. 18, 12; Luc. 15, 4; Joh. 10, 1; — [11]) Luc. 16, 1. — [12]) Matth. 25, 1; Luc. 19, 12. — [13]) Matth. 22, 12; Luc. 14, 16. Ich erlaube mir, hier eine andere Erläuterung eines wichtigen Zuges in dieser Parabel aus orientalischen Quellen beizufügen. Die Gäste sind alle mit einem hochzeitlichen oder festlichen Kleide (denn *γάμος* bedeutet auch Fest) angethan, entsprechend dem römischen Coenatorium. Nur Einer trägt dies Kleid nicht. Da er dafür getadelt und bestraft wird, daß er kein Festkleid trägt, da doch er und alle andern Gäste arm waren, so müssen wir annehmen, daß ihnen die Festkleider gegeben

Festzüge bei Hochzeiten,[1]) das Verfahren bei gerichtlichen Verhandlungen,[2]) selbst politische Ereignisse aus der letzten Zeit[3]) dienen Ihm als Grundlage zu eindringlichen und schönen Belehrungen. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß auch so ausgeführte und ins Einzelne gehende Parabeln, wie die vom reichen Manne und dem armen Lazarus, eine thatsächliche Grundlage hatten und auf bekannte Personen und Vorfälle anspielten.

Nehmen wir noch dazu, daß in fast allen Fällen diese Parabeln nicht vorher ausgearbeitet sein konnten, sondern in Vorträge, die durch zufällige Ereignisse veranlaßt waren, oder in Antworten auf plötzliche Fragen eingeflochten wurden, so können wir uns nicht wundern, wenn Seine Zuhörer darüber entzückt waren und Seine Worte wahrhaft schön und treffend fanden. Das Gesagte setzt uns auch in den Stand, die schöne Beschreibung zu verstehen, welche der Herr selbst von Seiner Lehrweise gibt. Nach der merkwürdigen Reihe von Parabeln im dreizehnten Capitel des Matthäus, wo die Kirche mit einem Felde, einem Schatze, einer Perle und einem Netze vergli=

waren und daß also dem Gaste ohne Festkleid eine grobe Nachlässigkeit oder ein noch schlimmerer Fehler vorgeworfen werden konnte. Nun berichtet uns Fakr-Eddin Razi (in de Sacy's arabischer Chrestomathie,) wie Jaffar, der Sohn des Yaya, in den Tagen des großen ägyptischen Khalifen Harun Al Raschid in seinem Palaste heimliche Gelage zu halten pflegte. Die Gäste trugen alle Kleider von verschiedenen Farben, rothe, gelbe oder grüne, und der verbotene Becher ging fleißig von Hand zu Hand. Eines Tages hatte er alle seine Zechbrüder bei sich in seinen Gemächern mit Ausnahme des Abd-el-melik, und er befahl dem Pförtner, Niemand einzulassen, als diesen. Es gab aber zufällig am Hofe noch einen andern Abd-el-melik, einen Mann von strengen Sitten, den Jaffar vergebens zur Theilnahme an seinen Zechgelagen hatte zu bewegen gesucht. Dieser kam nun in Geschäften zu Jaffar, nannte dem Pförtner seinen Namen und wurde eingelassen. Die Gäste waren bei seinem Erscheinen sehr betroffen; aber er setzte sich ganz ruhig zu ihnen und sagte: „Bringt mir auch eins von diesen prächtigen Kleidern," und erst nachdem er es angelegt hatte, forderte er einen Becher Wein.

[1]) Matth. 25, 1. — [2]) Matth. 25, 25. — [3]) Luc. 19, 14.

chen wird, sagt der Heiland zu Seinen Jüngern, nachdem Er ihnen die Parabeln erklärt hat: „Habt ihr alles das verstanden? Sie sprachen zu Ihm: Ja. Und Er sprach zu ihnen: Darum ist jeder Schriftgelehrte [oder Lehrer], der vom Himmelreiche wohl unterrichtet ist, einem Hausvater gleich, der aus seinem Schatze [seinem Vorrathe] hervornimmt Altes und Neues.“ (V. 51. 52.) Nachdem der Herr verschiedene Parabeln vorgetragen hat, einige von Dingen des gewöhnlichen Lebens, wie von dem Besäen des Ackers und von dem Fischfange, andere von ungewöhnlichern Vorfällen, wie von dem Finden eines Schatzes oder einer unschätzbaren Perle, fragt Er Seine Apostel, ob sie alle diese Gleichnisse verständen. Sie bejahen die Frage. Darum, antwortet Er, das heißt, da ihr diese verschiedenen Bilder so klar findet, so seht ihr darin die Geschicklichkeit des erfahrenen Lehrers; er gleicht einem guten Hausvater, der sorgsam Gegenstände jeder Art, alte und neue, angesammelt hat, und immer gerade das zu finden weiß, was er braucht; so wird auch der gute Lehrer, der in seinem Geiste einen reichen Vorrath mannichfaltiger Kenntnisse hat, stets gerade das auszuwählen wissen, was er braucht, Altes oder Neues: das Alte, indem er seiner Lehre alte Maximen, Sprüchwörter, weise Sprüche und historische Ereignisse anzupassen weiß, das Neue, indem er an die Ereignisse des Augenblicks oder an Dinge, die gerade gegenwärtig sind, anknüpft und sie zur Belehrung seiner Schüler verwendet.

Wir haben gesehen, in wie wunderbarer und vollkommener Weise Christus dieses that. Aber Seine Zuhörer fanden Seine Reden nicht allein schön, sondern sie bemerkten auch einen Unterschied zwischen Seiner Lehre und der ihrer gewöhnlichen Lehrer, den sie in den Worten beschrieben: „Er lehrt, wie einer der Macht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer.“[1]) Abgesehen von dem bemerkenswerthen und höchst wichtigen Sinne, den wir später in diesen Worten finden werden, läßt sich der Gedanke der Juden leicht erkennen, wenn man auf die Zu-

[1]) Matth. 7, 29.

sammenstellung mit der Lehre der Pharisäer und Schriftgelehrten sieht. Wir dürfen annehmen, daß wir ein treues Bild ihrer Lehrweise in dem haben, was jüdische Schriften über die Parabeln und Aussprüche der ältern Rabbinen berichten. Es fehlt mir an Zeit und Raum, dies zu beweisen, aber es wäre nicht schwer. Ich könnte zeigen, daß der h. Hieronymus sich auf traditionelle jüdische Erklärungen, die sich in talmudischen Schriften finden, bezieht und sie selbst in seiner Uebersetzung berücksichtigt; man lese z. B. nur seinen Commentar zum Propheten Osee. Ebenso finden sich bei Ephräm einige eigenthümliche, offenbar traditionelle Angaben, die in merkwürdiger Weise mit dem Koran übereinstimmen, der sie sicher aus jüdischen Quellen schöpfte.[1]) Jakob von Edessa, der eine dieser Erzählungen über Melchisedech citirt, bemerkt ausdrücklich, sie beruhe auf einer jüdischen Tradition;[2]) ebenso Jakob von Sarug.[3]) Wenn wir also die jüdischen Geschichten, welche sich bei spätern Schriftstellern finden, als Traditionen viel früherer Perioden betrachten dürfen, so dürfen wir auch die Lehrweise des Herrn mit der Lehrweise vergleichen, wie sie sich dort findet; und das Resultat dieser Vergleichung wird das sein, welches das Volk in den angeführten Worten ausspricht. Die Lehre der jüdischen Lehrer und Gesetz-Erklärer war frivol, trivial und kindisch und bezog sich auf alle Arten von spitzfindigen Distinctionen und Streitigkeiten über das Moral- und Ceremonial-Gesetz. Es ist mir kein Beispiel bekannt, wo große Grundsätze mit kräftiger Hand aufgestellt oder das ganze Gesetz oder ein einzelnes Gebot in einer erhabenen und gründlichen Weise aufgefaßt wird. Der Charakter ihrer Lehrweise kann nicht wohl treffender geschildert werden, als wenn der Herr ihnen vorwirft, sie mäßen den Zehnten von Münze

[1]) Z. B. daß Jacob wußte, daß der Bericht seiner Söhne über Joseph's Tod unwahr war, was auch der Koran (in der Sure Jusuphu) behauptet; und daß die Felsen, an welche Moyses schlug, zwölf Quellen hervorströmen ließen (Ephr. Opp. t. 1, p, 263,) was sich gleichfalls im Koran (Sure 2) findet. — [2]) Ephr. Opp. t. 1. p. 273. — [3]) Ib. p. 274.

und Kümmel und übersähen die wichtigern Puncte des Gesezzes, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Glauben, sie seihten Mücken und verschluckten Kammele.[1]) Wie gesund, kräftig, edel und erhaben mußte in Vergleich damit die Lehrweise des Herrn erscheinen! In Seinen Reden wurde der Geist des Gesetzes klar aufgefaßt und dargelegt, und das neue und höhere Gesetz, welches in der Bergpredigt, worauf sich die Juden bezogen, darauf eingepfropft wurde, war offenbar seine richtige Folge und seine natürliche Vervollkommnung. Und jede Seiner Erläuterungen, statt zu verwirren und das Gewissen noch mehr zu beengen, wie die rabbinischen Lehren, vereinfachte und erklärte Seine Lehre in der glücklichsten Weise und entwickelte eine erhabene und großartige Auffassung des Gesetzes.

Das Gesagte wird uns der Beantwortung der Frage wenigstens einen Schritt näher bringen, mit der wir begonnen haben: warum lehrte der Herr in Parabeln und warum thaten es die Apostel nicht? Weil es für Ihn nöthig war, Sich den Titel eines Meisters in Israel, eines öffentlichen Lehrers zu sichern und so die falschen Lehrer aus dem Felde zu schlagen, welche das alte Gesetz so durch und durch entstellt hatten, daß es nöthig war, dieses von ihren Entstellungen zu reinigen, ehe das neue daran angeknüpft werden konnte. Dieser Theil des Amtes des Herrn, den ich den aggressiven, den angreifenden nennen möche, ließ sich nicht ohne große Kraft, Entschiedenheit, ja Gewaltsamkeit durchführen, und zu ihm gehören die kräftigen und großartigen Strafreden, worin Er ihre Heuchelei, Lieblosigkeit und verborgene Lasterhaftigkeit entlarvt. Wie konnte dieses schwere Werk ausgeführt werden, wenn Sich nicht Christus ihnen in Allem ebenbürtig erwies, was das von ihnen irregeleitete Volk für Weisheit ansah, ja wenn Er nicht in ihrer eigenen Lehrweise Sich ihnen überlegen erwies? In der That sehen wir denn auch, wie Er, obwohl Er nicht in ihren Schulen gebildet war, obwohl Er keiner ihrer Secten angehörte und mit keiner derselben befreundet war, obwohl

[1]) Matth. 13, 23.

darum Pharisäer, Sadducäer, Herodianer, Priester und Schriftgelehrten sich gegen Ihn verbündeten, so herzlich sie sich auch einander haßten, — wie Er trotzdem den Namen erlangte, den sie am höchsten schätzten,[1]) den Namen Meister,[2]) Lehrer[3]) und Rabbi[4]). Wenn dieses aber für Ihn nöthig war, so war es nicht mehr nöthig für Seine Apostel; vielmehr wurde, da sie „nur Einen Meister, Christus," haben sollten, ihnen verboten, diesen Titel zu führen.[5])

Außer der Stellung, die der Herr so einnehmen mußte, um die christliche Religion auf der Basis der früheren Offenbarung zu begründen, gibt es aber noch einen andern Grund, weshalb Er das System der Belehrung durch Parabeln annehmen mußte, den nämlich, daß das Reden in Parabeln im ganzen Orient mit der Idee der Weisheit enge verbunden war. Salomon, der eigentliche Typus der Weisheit, war der große Parabeln- oder Sprüchwörter-Schreiber der Juden.[6]) Die Königin von Saba kam zu ihm gerade in der Absicht, seine Weisheit durch Räthsel zu erproben,[7]) die in jenen Zeiten Parabeln gleich waren.[8]) Und folgendes ist die Beschreibung eines weisen Mannes bei Jesus Sirach: „Der weise Mann forscht nach der Weisheit aller Alten, . . er merkt sich die Sprüche berühmter Männer und dringt zugleich in den Sinn ihrer Parabeln. Er forscht nach der verborgenen Bedeutung der Sprüchwörter und weilt bei den Geheimnissen der Gleichnisse."[9]) Jeremias lobt die Weisheit der Bewohner von Theman, der Hauptstadt der Idumäer,[10]) und Baruch sagt uns, worin diese Weisheit bestand, wenn er spricht von „den Kin-

[1]) Matth. 23, 7. — [2]) Matth. 8, 19; 12, 38; Luc. 9, 38; 20, 21. 28. 39; Joh. 8, 4 und oft. — [3]) Luc. 5, 5; 8, 24. 45 und oft. Dieses Wort ἐπιστάτης, kommt so im N. T. nur bei Lucas vor. — [4]) Matth. 26, 25. 49, Marc. 9, 4; Joh. 1, 38; 3, 2. 26 u. s. w. — [5]) Matth. 23, 8. 10. — [6]) 3 Kön. 4, 32. — [7]) 3 Kön. 10, 1. Menander und Dius, die Geschichtschreiber von Tyrus, von denen uns bei Eusebius Fragmente erhalten sind, erzählen, Salomon und Hiram hätten den freundschaftlichen Verkehr mit einander dadurch unterhalten, daß sie einander Räthsel zu lösen schickten. — [8]) Vgl. Richter 14, 14. — [9]) Sir. 39, 1—3. — [10]) Jer. 49, 7.

dern Agar's, die nach der irdischen Weisheit forschen," von den „Kaufleuten von Merrha und Theman, den Fabeldichtern und Forschern nach Klugheit und Wissenschaft." [1]) Ich könnte noch viele Beispiele anführen; aber es war so im ganzen Orient. Die Geschichte des Oedipus beweist es für Aegypten; Aesop ist die Personification dieser orientalischen Weisheit bei den alten Griechen, und seine Fabeln lassen sich durch die arabischen Fabeln Lokman's (die diesem den Beinamen „der Weise" erwarben) und die persischen von Bidpai auf das Hitopadesa der Indier znrückführen, eine Genealogie, die so klar ist, wie die Abstammung unserer Ziffern von den arabischen und dieser von den indischen. Armenien ist in dieser Kette durch die Fabeln von Vartbran vertreten. Der Gulistan oder Rosengarten von Saadi, eins der schönsten orientalischen Gedichte, besteht ganz aus einer geordneten Reihe von kurzen Parabeln oder Erzählungen, die oft nur einen Ausspruch irgend eines Weisen enthalten, und worauf jedesmal eine oft ausgesucht schöne Strophe folgt, welche die Moral oder Anwendung enthält. Um nicht die Beispiele zu vervielfältigen, erwähne ich nur noch, daß diese Lehrweise bei den Muhammedanern in solchem Ansehen steht, daß das Verbot des Weintrinkens, welches jetzt einen so hervorstechenden Zug ihres Sittengesetzes bildet, nicht auf dem Koran, sondern bloß auf einer Parabel in dem Taalim, ihrem zweiten Religionsbuche, beruht. So lange also in dem Lande und in der Zeit, worin der Heiland lebte, die Idee der Weisheit so innig mit dem Lehren in Gleichnissen und Parabeln verbunden war, und zwar nicht willkürlich, sondern im Einklange mit den Aussprüchen der h. Schrift und dem Charakter anerkannter Weisen, war es für Ihn angemessen, Sich dieser allgemeinen und tief eingewurzelten Auffassung anzuschließen, soweit es nöthig war, um Sich die große und ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit, wie sie einem weisen Manne gezollt wurde, im höchsten Grade zu sichern. Ja es war durchaus nothwendig, daß Er Salomon selbst in der diesem

1) Bar. 3, 23.

eigenen Form der Weisheit übertraf, um so den Juden kühn und zuversichtlich sagen zu können: „siehe, mehr als Salomon ist hier.“ [1]) Diese Worte haben eine tiefe Bedeutung; denn da die Gabe der Weisheit diesem Könige in Worten verliehen war, die es für unmöglich erklärten, daß ein Mensch ihm gleich kommen könne, [2]) so war die so kühn und zuversichtlich ausgesprochene Behauptung, daß Er mehr sei, als Salomon, zumal im Munde Dessen, welcher zuerst zeigte, daß Demuth ein Haupttheil der Weisheit sei, mit der Erklärung Seiner höhern und göttlichen Natur gleichbedeutend; denn Niemand, als der, welcher Salomon die Weisheit gegeben hatte, konnte mehr Weisheit besitzen, als er.

Diese Gründe dafür, daß der Herr in der Weise lehrte, die allein bei den Juden Anklang finden und ihre Achtung gewinnen konnte, werden zum Theil die Stellen erklären, wo Er anzudeuten scheint, Er lehre sie darum in Parabeln, damit sie ihn nicht verstehen könnten.[3]) Wir sehen, daß dies ihre eigene Schuld war und daß ihre Taubheit und Blindheit die Frucht ihres hartnäckigen Festhaltens an einer so unvollkommenen Lehrweise war.

Der Sinn solcher Stellen wird aber vielleicht durch die folgende Betrachtung besser aufgehellt werden, die uns zu dem Hauptpuncte dieser Abhandlung führt. Wenn wir das ganze parabolische Lehrsystem, wie es der Herr befolgte, betrachten, so sehen wir, daß es den Prophezeiungen im Alten Bunde entspricht, daß sich in den Parabeln im Keime das ganze christliche System findet, wie die Geschichte von Israel und Juda und von Christus und Seinem Reiche in den Propheten. Wie wir in diesen selten einmal eine zusammenhangende Darstellung dieser Gegenstände finden und nicht ohne Mühe aus Bruchstücken und einzelnen Theilen das Ganze zusammenzustellen haben, so haben wir auch in den Parabeln eine Menge von

[1]) Luc. 11, 31. — [2]) „Ich habe dir ein weises und verständiges Herz gegeben, so daß Niemand vor dir gewesen ist, der dir gleich wäre, noch nach dir Einer sein wird.“ 3 Kön. 3, 12. — [3]) Matth. 13, 13. ff.

scheinbar abgerissenen Belehrungen, die uns, wenn wir sie einzeln betrachten, nur theilweise Resultate geben, die aber, mit einander verglichen und verbunden, ein wunderbares Licht über die ganze Theorie der Religion und der Kirche verbreiten. Wie darum die Prophezeiungen, als sie zuerst vorgetragen wurden, in der Regel für den Zuhörer oder Leser sehr dunkel, oft unverständlich waren, und sogar dazu führten, daß die Zuhörer erbittert[1]) und noch mehr verhärtet wurden, so waren auch die Parabeln, welche sich auf ein noch nicht vollkommen ins Leben getretenes System bezogen, nur noch insoweit verständlich, als sie, wie Weissagungen von Ereignissen der nächsten Zukunft, sich auf den Anfang des Systems bezogen. Und da dieser Anfang nothwendig die Zerstörung des bestehenden Zustandes involvirte, so wurden die Anhänger desselben natürlich gereizt und erbittert und wegen ihrer hartnäckigen Verkehrtheit selbst verhärtet. Zugleich konnte es vorkommen und kam es vor, daß eine Parabel, worin eine Frage beantwortet wurde, sehr treffend und für ihren nächsten Zweck geeignet war, dabei aber auch Schätze von Weisheit für die Kirche enthielt, welche dem Auge des ersten oberflächlichen Beobachters verborgen bleiben mußten. Ich will diese Gedanken durch ein Beispiel erläutern.

Im dreizehnten Capitel des Matthäus haben wir eine Reihe von Parabeln, die sich auf das „Himmelreich," das ist die Kirche, beziehen. Sie brauchen nicht gerade zu derselben Zeit gesprochen zu sein. Die erste derselben, die Parabel vom Säemann, kommt in den drei ersten Evangelien vor, und alle Evangelisten bemerken, sie sei vor einer großen Menge Volkes vorgetragen.[2]) Sie kann auch als die Einleitung zu der ganzen Reihe der Parabeln angesehen werden; denn sie gibt die Dispositionen an, welche nöthig sind, um die Worte Christi mit Nutzen aufnehmen zu können, und beschreibt insbesondere Sein Amt. Die andern Parabeln lassen sich in folgende Ordnung bringen: 1. Der von Christus auf Seinen

[1]) Jer. 37 und 38. — [2]) Matth. 13, 3; Marc. 3, 3; Luc. 8, 4.

Acker ausgestreute Samen, selbst der Theil desselben, welcher auf gutes Erdreich fiel, wird bald durch den Feind gestört werden. Ein schlechter Samen wird darunter gestreut werden und mit dem guten aufgehen; das heißt: in der Kirche selbst und unter den Gläubigen wird Verderbniß, Laster und Aergerniß vorkommen, — die Parabel vom Unkraut unter dem Weizen[1]). — 2. Das Säen dieses Samens ist ein doppeltes, einmal in Bezug auf den einzelnen Menschen, dann in Bezug auf die Kirche oder die Welt im Allgemeinen. Das Herz und die Disposition derjenigen, welchen die Lehre vorgetragen wird, ist nöthig zum Gedeihen des Samens im ersten Falle; wenn Viele sie aufgenommen haben, sollen sie zusammen die Kirche bilden. Für jeden Einzelnen ist diese Saat der wahren Lehre von unendlicher Wichtigkeit und dem größten Werthe; sie ist der Schatz, die kostbare Perle, die um den Preis alles Andern erkauft werden muß.[2]) Wenn sie einmal ins Herz aufgenommen ist, ist sie ein Sauerteig, der seine Eigenschaften nach allen Seiten hin mittheilt und die ganze Masse durchsäuert.[3]) — 3. Diese Saat, welche anfangs so klein, verborgen und beschränkt sein wird, wird sich über die ganze Erde verbreiten; das lange vergrabene Samenkorn wird zu einem großen und prächtigen Baume werden.[4]) — Nur ein Theil von all diesem galt für die Juden, die Pflicht nämlich, Christi Lehre anzunehmen, zu beherzigen und bereit zu sein, Alles für ihren Besitz zu opfern. Das Uebrige ist prophetisch, geht die Zukunft an, und weder Freund noch Feind konnte es damals verstehen. Es bedurfte erst der Erfüllung und da Niemand, als der Herr selbst, wußte, was Sein Reich, die Kirche, werden würde, so konnte auch, bis die Zeit gekommen war, Niemand die Schönheit der Parabeln vollkommen erkennen. Die Zeit kam endlich, und wir werden sehen, wie wunderbar die Weisheit ist, welche der Herr in diesen Parabeln für uns niedergelegt hat.

Es hat nie einen Gründer einer falschen Secte gegeben,

[1]) Matth. 13, 24. — [2]) Das. 44. 45. — [3]) Das. 33. — [4]) Das. 31.

mochte er nun selbst durch Fanatismus verblendet sein oder böswillig Andere hintergehen, der nicht versprochen und geglaubt hätte, ein vollkommenes Religionssystem zu begründen: die Welt soll, wenn sie seine Lehre annimmt, neu gestaltet werden; nur die Auserwählten sollen herrschen oder gar am Leben bleiben, Sünde und Uebel sollen verschwinden. So lehrte Muhammed und suchte seine Lehre mit Feuer und Schwert auszubreiten; diese Lehre war die Grundlage der sogenannten Reformation von den Behauptungen Wycliffe's und Hus' an, daß die Sünde alle Rechte aufhebe, bis zu der mörderischen Raserei der deutschen Wiedertäufer, dem brutalen Fanatismus der Cromwell'schen Puritaner und den wilden Träumereien der Mormonen und Agapemoniten. Sicher hätte der Beginn der Kirche die Menschen leicht zu demselben Traume verleiten können: der Anblick der Kirche von Jerusalem, die Ein Herz und Eine Seele war, und der in Liebe vereinten Gemeinde von Antiochia hätte sanguinische Gemüther zu der Hoffnung veranlassen können, daß nun ein Zustand reiner Tugend auf der Erde zu herrschen beginne. Eifersucht und Streitigkeiten mußten bald diese Illusion zerstören. Erst viele Jahre später nahm dieses falsche Princip die Gestalt einer eigenen Ketzerei an. Es ist in jeder Häresie wesentlich; es lag den Secten der ältesten Zeit zu Grunde; es zeigte sich deutlich im Novatianismus und Montanismus; seine eigentliche Incarnation aber ist der Donatismus. Die Basis dieser Ketzerei war der Grundsatz, daß die Kirche nur aus reinen Mitgliedern bestehen könne, und daß jeder Theil derselben, welcher diejenigen, die sich eines großen Verbrechens schuldig gemacht, dulde oder ihnen vergebe, nicht mehr zur Kirche gehöre. Der Protestantismus ist wesentlich donatistisch, sowohl bei der hochkirchlichen Theorie von einer vom Stamme getrennten Zweig-Kirche, wie bei der gewöhnlichen „evangelischen" Idee von einer unsichtbaren Kirche. — Wo war nun die Widerlegung dieser gefährlichen Theorie zu finden? In den Parabeln, die ich oben aufgezählt habe, und in derjenigen, welche darauf folgt und nur eine Bestätigung einer vorhergehenden ist, in der Parabel, worin das Himmel-

reich mit einem Netze verglichen wird, welches alle Arten von Fischen aufnimmt, die erst am Ufer ausgesucht werden.[1]) Wenn der Herr dabei die Engel als diejenigen erwähnt, welche die Guten von den Bösen scheiden, so deutet Er damit an, daß diese Parabel in derselben Weise zu erklären sei, wie Er selbst die Parabel von dem Unkraut unter dem Weizen erklärt. — Um die Wichtigkeit dieser Parabeln in der angeführten Beziehung zu begreifen, braucht man nur eins der Werke des heil. Augustinus gegen die Donatisten aufzuschlagen; man wird kaum eine Seite finden, wo nicht diese zwei Parabeln erwähnt werden oder das ähnliche Gleichniß Johannes des Täufers, daß auf der Tenne Weizen und Spreu mit einander vermischt liegen, bis am Ende die Zeit der Aussonderung mit der Wurfschaufel kommt.[2]) Novit Dominus triticum suum, novit et paleam, „der Herr kennt Seinen Weizen, er kennt auch die Spreu," ist ein stehender Ausdruck bei diesem Kirchenvater. Er wird nicht müde, immer dieselben Argumente zu wiederholen: diese Bilder werden immer und immer wieder angeführt, von allen Seiten betrachtet und bald zu vollständigen Argumenten entwickelt, bald als Erläuterungen seiner eigenen Sätze benutzt. Offenbar liegt in ihnen der Kern der ganzen Frage, und offenbar hatte der Herr in ihnen sorgsam eine Saat von Lehren niedergelegt, die erst reifte, als die, welche die Parabeln aus Seinem Munde hörten, längst dahingegangen waren.

Nehmen wir nun ein anderes Beispiel von Parabeln, welche scheinbar nur für eine besondere Gelegenheit gesprochen waren, aber in der Kirche eine große Bedeutung erlangt haben. Eine der Gefahren, welche den Jüngern des Herrn drohten, lag in ihrer Geneigtheit, den Ton des falschen Eifers anzunehmen, welcher in ihrer Zeit so gewöhnlich war und als Kennzeichen großer Tugendhaftigkeit betrachtet wurde. Es ist schwer für den Menschen, namentlich den eingebildeten, sich von nationalen Eigenthümlichkeiten frei zu machen; das zeigte sich auch

[1]) Matth. 13, 47. — [2]) Matth. 3, 12; Luc. 3, 17.

bald bei den Jüngern: es entstanden kleine pharisäische Streitigkeiten um den ersten Platz unter ihnen;[1]) sie waren schnell mit dem Wunsche der Bestrafung derjenigen bei der Hand, welche sich ihrem Meister feindlich zeigten,[2]) und sie wiesen die Kleinen zurück, welche sich, wie sie meinten, zu vertraulich Ihm näherten.[3]) Die Pharisäer zählten, wie kaum beigefügt zu werden braucht, den Heiland einfach zu denjenigen, welche sie verachteten, zu den Sündern und Zöllnern, weil er liebevoll mit ihnen umging. Beiden, Seinen Aposteln und den hochmüthigen Pharisäern, erzählt Er, wie es scheint bei verschiedenen Gelegenheiten, dieselbe Parabel, die von dem Manne, welcher hundert Schafe hat, und da er eins derselben verliert, die 99 in der Wüste, d. h. auf der Weide läßt, und das verlorene aufsucht. Bei Matthäus erzählt Er diese Parabel, um den Werth der Seele des geringsten Kindes in den Augen Gottes zu zeigen, als Antwort auf eine der erwähnten thörichten Fragen Seiner Jünger: „Damals kamen die Jünger zu Jesus und sprachen: Wer, glaubst Du, ist der größte im Himmelreich? Und Jesus rief ein kleines Kind zu Sich“ u. s. w. Von der Sünde, ein Kind zu ärgern, d. h. an seinem Verderben Schuld zu sein, geht Er zu dem sehnlichen Wunsche Gottes über, daß Alle selig werden möchten. Dann folgt die Parabel von dem verlorenen Schafe mit dem Schlusse: „So will auch euer Vater, der im Himmel ist, nicht, daß eines dieser Kleinen verloren gehe.“[4]) Bei Lucas haben sich Zöllner und Sünder um den Heiland gesammelt, und die Pharisäer sagen murrend: „Dieser nimmt Sünder auf und ißt mit ihnen.“ Er antwortet mit derselben Parabel, macht von ihr aber eine andere Anwendung: „So wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße thut.“[5]) — Die Parabel ist also zunächst vorgetragen, um zwei für jenen Augenblick nöthige Belehrungen auszusprechen: erstens, daß seine Jünger, statt nach dem Vorrange zu streben und die Kinder zu verachten, sich diese zum Muster nehmen müssen, da sie die besondern Lieb-

[1]) Luc. 22, 24. — [2]) Luc. 9, 54. — [3]) Matth. 19, 14; Luc. 18, 15. — [4]) Matth. 18, 1—14. — [5]) Luc. 15, 1—7.

linge des Himmels sind, für deren Rettung Gott so besorgt ist, wie ein Hirt für die eines verirrten Schafes, — und zweitens, daß, gleich wie ein verloren gewesenes und wieder gefundenes Schaf dem Hirten theuerer ist, als die, welche sicher zu Hause sind, ebenso über einen bekehrten Sünder mehr Freude ist im Himmel, als über viele Gerechte. Nachdem aber der Heiland anderswo gesagt hat: „Ich bin der gute Hirt,“ [1]) und nachdem Er in einer andern Parabel Sich alle Eigenschaften eines guten Hirten beigelegt hat, erhält diese Parabel von dem verlorenen Schafe eine neue Bedeutung und bietet sich uns in einer viel schönern und tröstlichern Form dar. Wir sehen nun nicht mehr auf ihre nächste Anwendung und betrachten sie nicht mehr als ein Gleichniß; sie wird zu einer Beschreibung des Herrn selbst in Seinem Benehmen gegen die Juden und gegen jede einzelne Seele, gegen Magdalena, gegen Petrus, gegen Paulus und gegen jeden andern reuigen Sünder bis auf den Schreiber und den Leser dieser Zeilen. Wie hätte aber ein stolzer Pharisäer, wie hätte ein kurzsichtiger Jünger, ja wie hätte selbst ein Engel, wenn ihm nicht ein Blick in die Zukunft gestattet war, die ganze Schönheit und Erhabenheit und das Treffende dieser Parabel begreifen können, ehe der gute Hirt dem verlorenen Schafe nachgegangen war vom Oelberge nach Sion und von Sion nach dem Kalvarienberge, und das wiedergefundene den steilen Berg hinangetragen hatte auf den von der Kreuzeslast wunden Schultern. So lange die Welt steht, wird diese kurze Parabel, die anfangs bloß als eine sehr treffende Redefigur klang, manches gepreßte Herz erleichtern, manchen verfinsterten Geist erhellen und manchen trostvollen Gedanken einflößen.

Von diesen beiden Classen von Parabeln trage ich kein Bedenken zu sagen, daß nur ein Katholik sie vollkommen verstehen kann. Ein Protestant wird darin nicht mehr sehen, als die Juden. Er wird in der ersten Classe verstehen, wie die christliche Religion ein Schatz oder eine Perle, werth jedes Opfers war. Aber wenn er an den „Homilien“ [2]) oder an

[1]) Joh. 10, 11. — [2]) Ein symbolisches Buch der Anglicaner.

dem gewöhnlichen Glauben seiner Kirche festhält, muß er lehren, nicht, der Feind habe Unkraut unter den Weizen gesäet, sondern, die ganze Saat sei mißrathen, Vieles von dem Samen sei gleich verdorben und habe nur verkommene Pflanzen hervorgebracht, und das, was aufging, sei bald angefressen, verwelkt und bis auf die Wurzel abgestorben, so daß das Feld wenig besser aussah, als der Weg und der Felsen. So müßte die Parabel lauten, um der Theorie zu entsprechen, daß das Christenthum Jahrhunderte lang dem Götzendienste verfallen war. Wenn man aber, um die Parabel in etwa der protestantischen Theorie von der Kirche anzupassen, annimmt, das Unkraut bedeute eben sowohl irrige Lehren, als schlechte Sitten, so daß die Kirche eine Art von Conföderation von allerlei Secten wäre, oder, wie der Anglicanismus, alle Ansichten und Meinungen in sich friedlich nebeneinander bestehen ließe, — dann kommt man in Widerspruch mit der geschichtlichen Verwirklichung der Parabel; denn es hat stets ein Antagonismus zwischen der Kirche und jedem andern System bestanden und sie hat nie ein anderes System neben sich auf demselben Felde geduldet. Ferner wird diese Auffassung durch das Bild von dem Baume, der aus Einem Samenkorn hervorwächst, unmöglich gemacht. Die Idee von Einem Baume aus Einer Wurzel, an dem alle Zweige mit dem Stamme in lebendiger Verbindung stehen, paßt zu keinem andern System, als zu dem der katholischen Einheit. Es ist also leicht ersichtlich, wie die Parabeln des Herrn, welche die Kirche oder eins ihrer großen charakteristischen Kennzeichen beschreiben, nur in katholischen Händen ihre wahre Erklärung und nur in unserer Kirche ihre Verwirklichung finden. — Und auch die schöne Parabel von dem verlorenen Schafe, wir müssen, so schmerzlich es auch ist, unbedenklich behaupten, nur ein Katholik kann ihren wahren Sinn begreifen. Auch Andere sündigen und bereuen und empfinden, wenn ihre religiösen Ansichten danach sind, etwas von Vergebung; einige wenige, die katholische Institutionen nachäffen, mögen auch in einer Art von Beicht und einer inhaltslosen Lossprechung Vergebung suchen; aber ein Gnadensystem, welches durch ein be-

stimmtes Wirken dem büßenden Sünder die lebhafte Empfindung und Ueberzeugung verschafft, daß ein guter und treuer Freund ihm liebevoll auf seinen Irrwegen gefolgt, daß er durch dessen Liebe zurückgeführt, daß ihm seine schwere Last sanft abgenommen, sein krankes Herz getröstet, sein Schmerz gestillt ist, daß ihm die Dornen, in die er sich auf seinem Wege verwickelt hatte, nicht weggerissen, sondern mit sanfter Hand losgemacht, daß alle seine Wunden und Beulen sorgfältig und genau untersucht sind, aber nur um ausgewaschen, verbunden und geheilt zu werden, daß er, wie ein Kind, auf den Armen in seine Heimath zurückgetragen ist, — ein System, oder vielmehr eine Kraft der Gnade, wodurch ihm der Tag und die Stunde, ja der Augenblick bekannt wird, in welchem er wieder Gottes Kind wird, ist nirgendwo zu finden, als ganz allein in der Einen Heerde der katholischen Kirche Gottes. Soll ich einen kurzen überzeugenden Beweis dafür anführen? Nirgendwo sonst ist das Mahl stets bereit, an welchem die Engel eingeladen sind sich zu freuen über das wiedergefundene verlorene Schäflein. Nirgendwo sonst wird die Communion als Unterpfand der Versöhnung eines Sünders mit Gott angesehen oder gespendet. Des Sünders Herz mag voll Zerknirschung und Schmerz sein, — er muß viele Monate warten, ehe sein Prediger glaubt, das sei ein hinreichender Grund für einen außergewöhnlichen Communiontag; in der katholischen Kirche aber tritt er gleich voll Liebe zu dem heiligen Mahle und eilt von dem Platze der Magdalena zu den Füßen, zu dem Platze des Johannes an der Brust Jesu.

Wenn diese Erfüllung der Parabel in der Kirche die Folge einer göttlichen Fügung ist, so findet sie in ihr eine nicht weniger vollkommene moralische Anwendung. Wie liebten die ersten Christen dieses Bild! Wie oft haben sie es auf ihre Grabsteine eingegraben, in den Katakomben gemalt und auf Glas dargestellt! Das Bild des Herrn als des guten Hirten mit dem verirrten Schafe auf den Schultern, wie lebhaft sprach es zu ihrem Herzen von der Gnade ihrer Bekehrung! Welche Liebe gegen den Sünder, ihn als das Schäflein darzustellen,

als den Bruder des Lammes Gottes! Wie natürlich ist es, daß ein Orden, der es sich zur Aufgabe macht, Seelen zu retten, die sich am furchtbarsten verirrt haben, den guten Hirten als Symbol wählt und nach ihm sich nennt! Das erinnert die heiligen Jungfrauen stets an die Liebe, mit welcher sie ihre Pflichten erfüllen, und an die Milde, womit sie diese verirrten Seelen behandeln müssen. — Auch in anderer Hinsicht üben die Parabeln, deren Anwendung dem Katholiken so leicht ist, ihren Einfluß auf die Einrichtungen und die Sprache der Kirche: die Pflichten des geistlichen Amtes „die Arbeit im Weinberge,“ — die Geistlichen „die Arbeiter im Weinberge,“ die operarii, — den Bischof und den Pfarrer den „Hirten“ zu nennen, ist dem Katholiken ganz geläufig, kaum aber dem Protestanten, selbst nicht dem Anglicaner. Dieser geringfügige Umstand zeigt, wie gut die Parabeln in unser System passen.

Da ich erwähnt habe, wie der Herr das Bild vom guten Hirten auf Sich selbst bezieht, so mag hier auch noch erwähnt werden, daß, da Er das Vorbild der Hirten ist, die Eigenschaften, welche Er Sich selbst als dem guten Hirten beilegt, als diejenigen zu betrachten sind, nach welchen die anden Seelenhirten streben müssen. Das findet sich auch bei den Katholiken wirklich, selbst wenn verlangt wird, daß der Hirt bereit sein müsse, sein Leben für seine Schafe zu lassen. Der Protestantismus hat seine sogenannten Martyrer, die anglicanische Kirche zählt darunter Bischöfe, wie Cranmer und Ridley: aber kann man auch nur für einen Augenblick behaupten, sie hätten ihr Leben für ihre Heerde gelassen, sich hochherzig zwischen ihr Volk und die Bosheit gestellt und sich willig als Opfer hingegeben? Aber unser Thomas von Canterbury und der Erzbischof Affre von Paris und der h. Stanislaus und der heil. Johannes von Nepomuk und viele Andere haben dies buchstäblich erfüllt, und noch viel größer ist die Zahl derjenigen, welche sich bereitwillig gezeigt haben, dieses Opfer zu bringen.

Aus dem oben Gesagten wird man gesehen haben, daß ich die Parabeln des Herrn hauptsächlich als eine Darstellung von Lehren und Geboten betrachte, die der von ihm zu gründenden

Kirche angehören sollten. Ich glaube, dieser Gedanke ließe sich noch weiter ausführen. Ich spreche natürlich nicht so sehr von den beiläufigen kurzen Sprüchen, oder von den Gleichnissen, die bloß zur Erläuterung dienen, — an beiden ist jede Rede des Herrn reich, — wie von den eigentlichen und förmlichen Parabeln. In Bezug auf die Auswahl, welche die verschiedenen Evangelien aus diesen treffen, ist aber ein bemerkenswerther Unterschied unverkennbar. Der h. Matthäus, welcher für die Juden schreibt und dessen Hauptzweck es ist, ihnen zu beweisen, wie ihre Religion durch das Christenthum ersetzt werden solle, hat fast ausschließlich Parabeln aufgenommen, welche diesen Punkt erläutern. Seine Parabeln zeigen, wie die Juden verworfen seien, um dem Christenthume Platz zu machen. Außer den Parabeln des dreizehnten Capitels, welche ich schon erwähnt habe und welche alle die Pflicht, die neue Religion anzunehmen, aussprechen, finden sich bei ihm noch folgende, welche zu den Juden gesprochen wurden: 1. Die Arbeiter im Weinberge, von denen die zuletzt berufenen denjenigen gleichgestellt wurden, welche den ganzen Tag gearbeitet hatten, — die Heiden werden den Juden gleichgestellt.[1]) 2. Die zwei Söhne, die zum Arbeiten ausgesandt wurden, von denen der eine sagte, er wolle gehen, aber nicht ging, — die Juden, — der andere sich weigerte, aber ging, — die Zöllner und Sünder, welche vor ihnen in die Kirche eintraten.[2]) 3. Der Weinberg, welcher an Winzer verpachtet war, welche die Früchte nicht abgaben, sondern die Boten und Diener ihres Herrn mißhandelten und seinen Sohn erschlugen, worauf der Weinberg andern Winzern übergeben wurde; — eine Parabel, deren Sinn so augenfällig ist, daß „die Hohenpriester und Pharisäer, als sie diese Parabeln [diese und die vorhergehende] hörten, verstanden, daß er von ihnen redete.“[3]) 4. Das Hochzeitsmahl, bei welchem die zuerst Geladenen zu Gunsten der Armen von den Straßen, — ein treffendes Bild der verachteten Heiden, — verworfen wurden.[4]) — Die Parabel von

[1]) 20, 1. — [2]) 21, 28. — [3]) 21, 45. — [4]) 22, 2.

den zehn Jungfrauen, von welchen fünf verworfen wurden, und die von den zehn Talenten wurden den Jüngern allein vorgetragen;[1]) aber beide, namentlich die letztere, lassen sich auf den angedeuteten Punct anwenden, auf die Verwerfung derjenigen, welche es versäumt hatten, die ihnen zugewandten Vortheile zu benutzen, und darunter waren sicher die Juden die ersten. Es ist kaum zu bezweifeln, daß alle diese Parabeln von Matthäus für seinen besondern Zweck aus den vielen, welche Christus vortrug, ausgewählt wurden. Sie bilden so gleichsam den Schlüssel zu seinem ganzen Evangelium, und wenn wir auf die Rede an die Jünger sehn, worin die beiden letzten Parabeln vorkommen, und finden, daß dieselbe sich ganz auf die Zerstörung Jerusalems bezieht, und wenn wir ferner die Ausführlichkeit vergleichen, mit welcher der Evangelist die ernste und strenge Strafrede des Herrn gegen die Heuchelei der Schriftgelehrten und Pharisäer in seinem 23. Capitel mittheilt, und seinen vollständigen Bericht über die Bergpredigt, worin das jüdische Sittengesetz geändert und die spätern Entstellungen desselben wie Spinngewebe aus dem Heiligthum weggefegt werden, — so haben wir darin einen innern Beweis dafür, daß der h. Matthäus sein Evangelium in der Absicht geschrieben hat, seinen Landsleuten den Sturz des Judenthums zu verkünden.

Wenn sich aber auch dieser Zweck in den Parabeln ausspricht, die er uns aufbewahrt hat, so gehören diese doch nicht weniger in vielen ihrer Züge der Kirche und konnten in diesen Theilen von den Juden nicht vollkommen verstanden werden. Die Parabel von dem Hochzeitsmahle z. B. sagte den Pharisäern deutlich genug, daß sie die Einladung zu dem Mahle Gottes ausgeschlagen hätten, und daß die, welche sie von Herzen verachteten und haßten, statt ihrer berufen seien. Was aber darauf folgt, war nicht für sie. Der Mann in dem zweiten Theile der Parabel, welcher ohne hochzeitliches Kleid kam und darum hinausgeworfen wurde, bedeutet Einen,

[1]) 25, 1. 14.

der schon Christ, aber seines Glaubens unwürdig ist und nicht geringere Strafe zu erwarten hat, wie sie. Wie konnten sie die Bedeutung davon verstehn? Es ist für uns gesagt. Nun aber ändert sich in den Augen des Christen die ganze Scene: die Parabel führt ihm die Kirche oder das Reich Gottes vor, nicht in ihrer äußern Gestalt, sondern in dem, was allein den Kindern des Reiches angehört. Der Blick der Juden konnte nur die äußere Umfassungsmauer wahrnehmen, welche sie ausschloß. Das Innere der Kirche aber erscheint uns nicht als ein System von trockenen Lehren und Geboten, sondern als ein Speisesaal voll häuslicher Freude und Frieden, worin Gott einen stets besetzten Tisch bereitet hat. Damit ist die innere Einheit symbolisirt und angedeutet, daß sie Ein Haus, Eine Familie, Ein Leib ist. Das Reich Gottes ist für uns ein Festmahl, ja das Festmahl, und wir können uns eine praktische, warme Religion ohne das Mahl und das Opfer der Eucharistie ebensowenig vorstellen, als ein Haus ohne Heerd und eine Familie ohne gemeinsamen Tisch. Die Kirche ist nicht bloß ein Ort zum Lehren, sondern auch ein Ort für Feste, nicht ein Hörsaal, sondern ein Speisesaal. Und welche Kirche ist dies ganz allein? Man trete in eine katholische Kirche, den Typus der abstracten Kirche, und man findet nicht nur stets einen Tisch, sondern auch, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, stets einen gedeckten Tisch, der uns gleich sagt, daß hier heute schon ein Festmahl gehalten ist und daß morgen wieder eins stattfinden wird und übermorgen wieder, so gut wie gestern. Fände ein Katholik es anders, sähe er den Altar unbedeckt und nackt und sein Geräth entfernt und das Tabernakel, worin die Speise stets bereit liegt, offen und leer, so würde er gleich daraus schließen, daß der Ort nicht in Gebrauch, daß er für jetzt nicht als Kirche benutzt wird; denn die Kirche und das Festmahl kann er sich nicht getrennt denken. Wo sonst findet man das so? In dem Bethause der Dissenter erinnert die Kanzel wohl nicht an Mahlzeiten; und wenn in einer anglicanischen Kirche auch die Piscina wieder hergestellt sein und neben dem Communiontische zwei neue geschnitzte Bänke von

Eichenholz stehen sollten, so ist das bloß ein Stück Hausgeräth, welches zugedeckt wird, wenn die Familie nicht zu Hause ist, und ein gewöhnlicher Anglicaner wird schwerlich einen natürlichen und sich von selbst darbietenden Zusammenhang zwischen seiner Religion und der Communionbank finden, und nicht gleichsam instinctmäßig an diese denken, wenn er von „in die Kirche gehn" spricht. Ich wiederhole es, nur ein Katholik kann diese Parabel vollkommen verstehn; denn da der Herr in derselben zu den Juden von Seinem Reiche, d. h. von der Kirche, redete, so muß sie auf diese angewendet werden, und nur wenn sie so verstanden wird, wie sie ein katholisches Herz von selbst versteht, hängt Alles gut mit einander zusammen, ist das Bild vollständig und alles Einzelne schön und lehrreich. Es sind darin zwei Ideen, die von der Kirche und die von der Eucharistie, mit einander verknüpft, welche nur dem Katholiken beinahe correlativ sind; nur so wird das Problem gelöst, wie schön eine Parabel, die zunächst in Bezug auf die Kirche gesprochen ist, auf die Eucharistie Anwendung findet.

Der h. Marcus stimmt in dieser Hinsicht, wie in vielen andern, mit dem h. Matthäus überein, ich brauche also hier über ihn nicht ausführlicher zu reden. Lesen wir aber die von dem h. Lucas mitgetheilten Parabeln, so weisen sie uns auf einen verschiedenen Zweck seines Evangeliums hin. Er beschäftigt sich nicht mit den Juden und bemüht sich nicht, ihre Vorurtheile auszurotten und den vom Judenthum Bekehrten zu zeigen, daß ihre Religion und ihr Staat zu Ende sei; er schreibt vielmehr für die Griechen oder hellenistischen Christen, bei denen dieser Punct weniger Schwierigkeit hatte, und sein Zweck ist, ihnen die erhabene sittliche Vollkommenheit Christi und die Schönheit Seiner Religion in ihrem Einfluß auf den Charakter und die Natur des Menschen zu zeigen. Mehrere Parabeln hat er mit Matthäus gemein, z. B. die von dem Säemann, von den 100 Schafen, von dem Weinberge und den Winzern und von dem Hochzeitsmahle; die Parabeln von dem Senfkörnlein und von dem Sauerteige hat er auch, aber nicht als zu einer Reihe von Parabeln über die Kirche ge=

hörend.[1]) Folgende schöne Parabeln sind ihm eigenthümlich: 1. der gute Samaritan,[2]) 2. der verlorene Sohn,[3]) 3. der ungerechte Haushalter,[4]) 4. der arme Lazarus,[5]) 5. der Pharisäer und der Zöllner[6]) und 6. die kurze, aber so liebliche Parabel von den zwei Dienern, denen der Herr vergeben hatte und die ihre Liebe nach seiner Güte gegen sie bemessen, seine Vertheidigung der Magdalena vor dem Pharisäer.[7]) Dabei ist zu bemerken, daß viele dieser Parabeln nicht als Antwort auf Fragen vorgetragen sind, sondern ohne äußere Veranlassung der göttlichen Weisheit in Jesus Christus entströmen, also als Darstellung großer und vollendeter Lehren zu betrachten sind. Wenn wir sie aufmerksam in der angegebenen Reihenfolge betrachten, finden wir auch wirklich, daß sie die ganze Theorie folgender praktischen Puncte enthalten: 1. Die thätige brüderliche Liebe in ihrer Vollendung, 2. die ganze Geschichte des Falls, der Rückkehr und der Begnadigung des Sünders, 3. die Pflicht des Almosengebens und ihre Motive, 4. das Ziel des Menschen und den Zweck und Werth der Geschöpfe und die Folgen der guten oder schlechten Beobachtung dieser Grundsätze,[8]) 5. die Lehre vom Gebet, 6. den wahren Charakter und die Motive der Reue und das rechte Prinzip der Vergebung und Rechtfertigung.

Ehe ich näher auf diese einzelnen Puncte eingehe, muß ich bemerken, daß diese Parabeln sich noch auf die sichtbaren und praktischen Pflichten und Tugenden in der Kirche beziehen: sie stellen Grundsätze dar, wie sie praktisch geübt werden; die innern leitenden Motive und Gnaden-Einwirkungen sind dabei mit zu verstehen, wie Beschreibungen körperlicher Handlungen entsprechende Wünsche oder Gedanken der Seele voraussetzen. Einem andern Evangelisten war die erhabenere Aufgabe vorbehalten, die directen und unsichtbaren Einwirkungen der Gnade zu beschreiben. Aber diese Parabeln enthalten im Allgemeinen

[1]) Luk. 13. — [2]) Luk. 10, 30. — [3]) 15, 11. — [4]) 16, 1. [5]) 16, 19. — [6]) 18, 10. — [7]) 7, 40. — [8]) Die ganze Grundlage der Exercitien des h. Ignatius läßt sich aus dieser Parabel entwickeln.

neue Grundsätze und beschreiben eine Handlungsweise, die unter dem alten Gesetze nicht vollkommen verstanden werden konnte. Wiewohl es nun bei einigen derselben, die sich auf sittliche Pflichten beziehen, scheinen könnte, als ließen sie sich auf eine Form des Christenthums so gut anwenden, wie auf die andere, so ist dem doch nicht so: es gibt kaum eine darunter, welche nicht eine mit dem Protestantismus unverträgliche Idee enthielte. Wenn z. B. der Zöllner bei seinem Gebete im Tempel „weit entfernt" steht, wovon steht er dann „weit entfernt"? Der Katholik wird gleich antworten: natürlich vom Altare, im Hintergrunde der Kirche, — oder wenn er besser unterrichtet ist, wird er noch beifügen: „wo, diesem Gefühle entsprechend, in der alten Kirche die Büßenden ihren Platz hatten und büßende Pilger noch jetzt knieen würden". Der Protestant würde antworten: „Die Parabel bezieht sich auf den Tempel und nicht auf eine christliche Kirche"; — aber wo findet denn die Parabel ihre Verwirklichung? Oder wenn er zugibt, daß sie auch auf unsere Zeit Anwendung findet, so fragen wir: Stehen denn wirklich in seiner Kirche die Büßenden an einem gewöhnlichen Tage aus Scheu und Ehrfurcht fern von dem Altare, und ist ihnen das natürlich? Uns ist es natürlich. Und warum? Weil der Katholik in seiner Kirche, noch mehr als im Tempel, ein Allerheiligstes auf dem Altare hat, die h. Eucharistie, während sich auf dem protestantischen Communiontische höchstens ein Kreuz und zwei Leuchter finden, von denen ersteres höchstens das Emblem eines möglichen Bildes, letztere das Emblem eines gedämpften oder ausgeschlossenen Lichtes sind. — Die Parabel von dem ungerechten Haushalter ferner enthält die Idee von einer Fürsprache derjenigen, die im Himmel sind: erkennt man sie nicht an, so bleibt die Parabel nicht vollständig. Die zu Gunsten der Magdalena erzählte Parabel soll geradezu beweisen, daß die Liebe und nicht der Glaube allein die Grundlage der Reue ist, und zeigt das Verdienst und den Werth der Aeußerungen des Schmerzes und des Verlangens nach Vergebung, der Thränen, Buße und Genugthuung, sowie die äußere Erklärung der Verzeihung.

Die Parabel vom verlorenen Sohne würde mehr Raum erfordern, als mir hier zu Gebote steht; aber ich sage ohne Bedenken, daß nur ein katholisches Auge ihre Schönheit vollständig sehen kann. Wer anders als ein Katholik kann die Parallele zwischen dem Vaterhause und der Heimath des Christen in der Kirche recht begreifen? Wer anders, als der, dem manche Sünder ihr Herz geöffnet und die Geschichte ihrer Verirrungen erzählt haben, kann jeden Schritt auf dem Wege des Sünders schildern und so manchem betroffenen Zuhörer seine eigene traurige Geschichte oder vielmehr die des verlorenen Sohnes so erzählen, daß sie als ein Spiegel vor ihm steht und daß er sich so unglücklich fühlt, wie der verlorene Sohn bei seiner Heerde Schweine? Und wenn wir ihn so angeregt haben, in das Vaterhaus zurück zu kehren, wo anders als in der Kirche wird die Selbstanklage wirklich ausgesprochen, aber fast in der Umarmung des Vaters und den Liebkosungen der Verzeihung erstickt? Wo anders sind zu finden das Festkleid der Gnade, der Ring der Wiederannahme als Sohn, die Schuhe der Stärkung und Aufmunterung und vor allem das Mahl der Freude, nicht bloß der Erquickung, welches ihm zum Willkomm bereitet wird? Sind alle diese genauen, ganz natürlichen und so lieblichen Einzelheiten nur eine müßige Ausschmückung des einfachen Gedankens, daß ein innerlicher Act plötzlich das Bewußtsein der Sündhaftigkeit und der Vergebung bewirke, oder bedeuten sie vielleicht nur, daß Jemand innerlich seinen Lebenswandel bereut, und vielleicht insgeheim Thränen über seine Vergangenheit vergießt und sich zu bessern beschließt, oder vielleicht auch die allgemeine Absolution bei dem Morgen-Gottesdienst empfängt, oder zu seinem Pfarrer geht und ihm sagt, wie es ihm um's Herz ist und was er sich vorgenommen hat, worauf dieser ihm antwortet, es freue ihn sehr, das zu hören, und er hoffe, es werde jetzt in der Nachbarschaft ordentlicher zugehen? Aber Scherz bei Seite — es gibt keinen katholischen Pfarrer oder Missionär oder Beichtvater, der nicht zwanzig Fälle von Bekehrungen anzuführen wüßte, in welchen die Parallele mit der Geschichte des verlorenen Sohnes ganz

vollständig wäre, und es gibt keinen Büßenden in der Kirche, welcher nicht sagen könnte, daß er von seiner ersten Abweichung von dem Wege der Tugend bis zu der Communion, welche seine Bekehrung krönte, alles das durchlebt hätte, was der Herr in dieser Parabel so genau beschreibt.

Wenn wir aber so gezeigt haben, daß nur die katholische Kirche im Stande ist, die Parabeln des Herrn vollkommen zu verstehn, so ist damit auch ein weiterer Schluß vorbereitet. Es gibt immer zwei Arten von Beweisen für eine Wahrheit, nämlich die großen und directen Beweise, worauf die Wahrheit eigentlich ruht, und die zahllosen Nebensachen, welche einen Beweis verstärken. Die erstern führen uns zur Anerkennung einer Wahrheit, aber die andern machen unsere Ueberzeugung oft noch fester; die einen sind gleichsam der Stamm der Pflanze, die andern gleichen den Ranken und Schößlingen, welche rings um die Pflanze sich ausbreiten und oft verhindern, daß sie nicht durch einen plötzlichen Stoß umgeworfen wird. Ich hoffe nun, daß selbst die kurzen und oberflächlichen Bemerkungen über die Parabeln, die ich hier mitgetheilt habe, als einer dieser Neben-Beweise für unsern Glauben benutzt werden können.

Sicherlich muß es uns sehr angenehm sein, zu finden, wie dieser Theil der Lehre des Heilands in unserer Religion und nur in ihr seine volle Berücksichtigung findet. Wir sind auf einem andern Wege zu dem Glauben an das kirchliche Dogma geführt, durch die klaren Stellen des Alten und Neuen Testamentes, durch die Lehre des Herrn und Seiner Apostel, durch das übereinstimmende Zeugniß des Alterthums und die lebendige Stimme der Kirche. Wenn wir uns nun danach eine klare und bestimmte Vorstellung von der Kirche, ihrer Verfassung, ihren Eigenschaften, ihren Sacramenten, ihrem Verhältniß zu der Welt und zu der Zeit gebildet haben, und wenn wir dann diesen dunklern Theil der Belehrungen des Herrn betrachten und analysiren und finden, daß derselbe auf jenes System ausschließlich und ganz vollständig paßt, so müssen wir schließen, daß diese beiden, die Kirche und die Parabeln, zusam-

mengehören und aus Einer Hand kommen. Es ist damit, wie wenn Experimente mit dem Magnetismus die Newton'sche Theorie bestätigen.

Diese Untersuchungen legen uns aber noch einen höhern Gedanken nahe. Der Herr spricht Seine Parabeln, wenn ich so sagen darf, aus dem Stegreif, oft mit Rücksicht auf ein augenblickliches Bedürfniß. Selbst diejenigen nun, welche die gottlose Behauptung aufgestellt haben, das ganze Evangelium sei eine Erdichtung der ersten christlichen Jahrhunderte, müssen wenigstens zugeben, daß diese Parabeln lange vor der Zeit aufgezeichnet sind, in welcher der Katholicismus nach ihrer Ansicht seine jetzige Form und Gestalt erhielt. Wie ist es nun zu erklären, daß beide so genau zu einander passen? Der wunderbare Bau des Christenthums war von seiner Begründung an ohne förmlichen Plan: seine Gesetze waren nicht in einem steifen Gesetzbuche aufgezeichnet; seine Verfassung nicht durch ein förmliches Decret bestimmt, seine Gebote und Maximen nicht in einer Abhandlung entwickelt. Auch wurden zu der Aufrichtung des Gebäudes nicht Männer ausersehn, von denen zu erwarten gewesen wäre, daß sie aus dem zerstreuten Material ein schönes und vollkommenes Ganze zu Stande bringen würden. Und doch entstand ein solches: Stein fügte sich an Stein, wie durch Instinct oder durch gegenseitige Anziehung, und das ganze Gebäude erhob sich, wie durch einen Zauber, stark, fest, gegen die Stürme gesichert, und doch regelmäßig, reich und prächtig. Verfassung, Gesetz, Glauben, Moral und Disciplin, Alles fand sich vor, und wie es wuchs und sich nach allen Seiten ausdehnte, ergab sich, daß diese Zunahme in Bezug auf Plan und auf Material bereits vorgesehen war. Und so breitete es sich noch immer weiter aus, bis Einige meinten, es hätte sein Maaß und seinen ursprünglichen Plan überschritten. Wer sieht nicht in all dem ein Zeichen einer göttlichen Weisheit, welche das Werk entwarf und überwachte? Aber selbst angenommen, der Herr hätte die Einzelheiten dem Wirken natürlicher Ursachen und der Zeit überlassen, er hätte nur die Hauptzüge entworfen und der Zukunft anheim gegeben,

sie weiter auszuführen, angenommen sogar mit einer protestantischen Theorie, die katholische Kirche hätte ihre jetzige Gestalt durch die Corruption und den Aberglauben der spätern Jahrhunderte erhalten — bei allen diesen Annahmen bleibt aber doch die Thatsache bestehn, welche diese irrigen Voraussetzungen umstürzt: was immer auch der Kirche ihre jetzige Organisation und Entwicklung gegeben haben mag, die Parabeln des Herrn, die sich darauf beziehen, passen auf dieselbe, gerade wie sie jetzt ist, ganz genau. Man mag die Beicht einen Mißbrauch, einen Irrthum oder was man sonst will, nennen, — nichts Anderes, als sie, macht uns den Schluß der Geschichte des verlorenen Sohnes zu einer verständlichen und eindringlichen Belehrung. Der Heiland aber sah alles das vorher und setzte dafür Regeln und Grundsätze fest, und wenn Er nur die Grundzüge einer Religion der Welt mittheilte und doch in geheimnißvoller Form etwas aussprach, wodurch ihr Zustand und ihre Einrichtung beschrieben wird, wie sie nach tausend Jahren war, dann mußte Er das sein, wofür Er sich ausgab, der Gesetzgeber selbst, der göttliche Urheber des neuen Gesetzes, das Fleisch gewordene Wort Gottes, und das System, zu welchem Seine prophetischen Worte so genau passen, kann kein Irrthum und kein Menschenwerk sein.

Sehen wir, um dieses Argument noch weiter auszuführen, auf die unendlich erhabene Stellung, die Er im Vergleich mit den Propheten einerseits und mit den Aposteln andererseits einnimmt. Der Prophet, bei welchem die meisten Parabeln in Worten und in Handlungen vorkommen, ist bekanntlich Ezechiel; aber er bezeichnet, wie alle andern Propheten, nicht eine einzige als von ihm ausgegangen; Parabel und Anwendung derselben beruhen stets auf einer göttlichen Mittheilung. Ebenso heben die Apostel in ihren Schriften stets hervor, daß sie ihre Lehre von Christus erhalten haben; auch sprechen sie in Ausdrücken des Ermahnens und Rathens, nicht des Befehlens. Der Heiland aber trägt die Parabeln stets als Seine Parabeln vor und stützt Sich auf Seine eigene Auctorität, nicht auf eine fremde. Und doch enthalten die Parabeln Abänderungen des alten

Gesetzes, sprechen die Verwerfung der Juden aus, setzen die Bedingungen fest, unter denen Gott vergibt, bestimmen die Pflichten der neuen Religion und promulgiren das neue Gesetz, und oft heißt es dabei, im Gegensatz zu dem „So spricht der Herr" der Propheten, „Wahrlich, ich sage euch". Wenn wir bedenken, daß, je näher Einer Gott steht, und je größer also seine Vollkommenheit ist, um so größer das Gefühl der Abhängigkeit von Ihm und die demüthige Anerkennung der Ehre ist, die es für das Geschöpf ist, Ihm zu dienen — wie denn Raphael bei Tobias [1]) und Gabriel bei Maria [2]) und der Engel bei Johannes dem Evangelisten [3]) noch bestimmter sich nur als Boten Gottes bezeichnen, als die Propheten — so können wir gar keinen Abstand von der göttlichen Natur bei Dem zugeben, welcher es „für keinen Raub hielt, Gott gleich zu sein". [4]) Was die zweite Vergleichung angeht, so ist es gewiß bemerkenswerth, daß in den Evangelien das Wort „ermahnen" nicht ein einziges Mal vorkommt, außer einmal bei Lucas von der Predigt des Johannes; [5]) es ist dies um so bemerkenswerther, als derselbe Evangelist in der Apostelgeschichte das Wort oft gebraucht. Der Herr befiehlt immer und fordert Gehorsam; Er ertheilt keinen Rath, was eine nur theilweise Kenntniß voraussetzt, sondern schreibt eine und nur Eine Handlungsweise vor — und das ist es eigentlich, weshalb es von dem Herrn heißt, Er habe gelehrt, wie Einer der Macht hat, d. h. Gewalt über das Gesetz selbst und eine Ihm innewohnende und rechtmäßige Jurisdiction.

Ich fürchte, man wird sagen, ich hätte mir eine zu große Digression gestattet, und ich muß in der That den Leser bitten, sich wieder dahin zurück zu versetzen, wo ich die Parabeln im Evangelium des h. Lucas aufzählte und kurz erläuterte. Ich machte dort keine Bemerkungen über die Parabel, welche die ihrem Baue nach vollkommenste und ihrem Inhalte nach schönste unter allen ist, falls man ihr nicht die Parabel vom verlorenen

[1]) Tob. 12, 18. — [2]) Luc. 1, 28. — [3]) Apok. 19, 10; 22, 9. — [4]) Phil. 2, 6. — [5]) Luc. 3, 18.

Sohne gleichstellen will — ich meine die Parabel vom barmherzigen Samaritan. Ich habe sie damals übergangen, um sie hier ausführlicher zu behandeln; sie wird die Sache besser klar machen, als alle weitern Erörterungen. Wenn ich nicht schon die Geduld des Lesers erschöpft habe, bitte ich ihn, auf einige Einzelheiten aufmerksam zu sein.

1. Der Leser möge zunächst die Parabel nachlesen, wie sie bei Lucas im 10. Capitel aufgezeichnet ist; das wird ihm und mir die Mühe der Angabe des Inhalts ersparen. Ich erlaube mir aber, in wenigen Worten auf einige Umstände aufmerksam zu machen, welche sie für die Zuhörer besonders interessant machen mußten. Der Herr verlegt die Scene der Parabel in die Gegend zwischen Jerusalem und Jericho. Der letztere Name bedeutet nicht „Mond", wie Einige sagen, sondern bezieht sich auf den süßen Geruch der Balsampflanze, die dort hauptsächlich gezogen wurde; diese Etymologie wird durch den jetzigen arabischen Namen der Stadt, Riha, bestätigt. Es bestand darum zwischen Jericho und der eine Tagereise weit entfernten Hauptstadt ein lebhafter Verkehr. Der Herr verlegt aber die Scene der Parabel auf die Straße zwischen beiden Städten, weil dieselbe als von Räubern unsicher gemacht bekannt war. Die palästinensischen Räuber sind immer dieselben gewesen, bewaffnete Haufen von verzweifelten Männern oder Stämme von Beduinen,[1]) die zu jeder Gewaltthat bereit sind, auch wo sie keinen Widerstand finden. Wer den Herrn die Parabel erzählen hörte, und die Straße kannte, dem schwebte der Ort der Handlung gleich lebhaft vor: es war 7—8 Meilen von Jerusalem; es ist dies noch jetzt die gefährlichste Stelle, so gut wie damals; denn der Orient verändert sich nur wenig. Auch zu des h. Hieronymus Zeit war es so und schon der Name des Orts bezeichnete seinen Charakter. Er hieß, wie

[1]) Der h. Hieronymus bemerkt zu Jer. 3, 2., daß unter den dort erwähnten Räubern in der Wüste die Araber verstanden werden könnten, ein Volk, welches, dem Rauben ergeben, noch jetzt die Gränzen von Palästina und die von Jerusalem nach Jericho führenden Straßen unsicher macht.

Hieronymus sagt, Maledommim,[1]) d. h. „der Angriff oder das Aufstehen der Idumäer", welchem Volke vielleicht manche dieser Wegelagerer angehörten. Wo sich die Art des Reisens nicht ändert, bleiben die Länge der Tagereisen und der Abstand der einzelnen Stationen von einander fast unverändert, und darum findet man Herbergen Jahrhunderte hindurch an derselben Stelle. So ist es in Italien und so war es in alten Zeiten auch in England: im Orient, wo sich Alles noch weniger ändert, als in Europa, wird das noch mehr der Fall sein. Der Schritt des Esels und des Kameels hat sich nicht geändert, und diese sind noch jetzt die Thiere, welche bei Reisen gebraucht werden. Noch jetzt ist oder war wenigstens vor einigen Jahren ein Khan oder eine Herberge nicht weit von der in der Parabel angedeuteten Stelle. Und die Tradition ist so treu gewesen und so tief ist die schöne Parabel des Herrn so zu sagen dem Orte eingeprägt, daß diese Herberge unter dem Namen „der Khan des barmherzigen Samaritans" bekannt ist.[2]) — Der Herr hatte aber noch zwei weitere Gründe, gerade diesen Ort zu wählen. Erstens war Jericho nach Jerusalem die Hauptstation der Priester und Leviten, welche abwechselnd zum Tempeldienste nach Jerusalem kamen. Die Priester, sagen uns die jüdischen Schriftsteller, waren in 24 Classen getheilt, von denen 12 zu Jericho stationirt waren; zu jeder Classe gehörten auch Leviten.[3]) Es war darum ganz natürlich, daß Männer dieses Standes, die sonst eben nicht viel reisten, dieses Wegs kamen. Und an demselben Tage, an welchem ein Priester von der einen Stadt zur andern reiste, kam wahrscheinlich auch ein Levit des Wegs, der seinen Dienst antreten wollte oder vollendet hatte; er reiste dann wohl in achtungsvoller Entfernung von dem Priester, aber nahe genug, um den Schutz seiner Escorte oder seines Gefolges zu genießen.

[1]) Später war eine Militairstation in der Nähe zur Beschützung der Reisenden. Man sehe über die Unsicherheit dieser Gegend auch Buckingham's Reisen unter den arabischen Stämmen, S. 5. — [2]) Mariti, Viaggi per l'isola di Cipro e per la Soria e Palestina vol. 3 Cap. 6. — [3]) Talmud von Jerus. Taanith, Fol. 27.

Darum geht erst der Priester vorbei und dann der Levit, während man sonst der Steigerung wegen die umgekehrte Reihenfolge erwarten sollte. Der zweite Grund, weshalb der Herr gerade diesen Ort wählt, ist der Umstand, daß Jericho auf dem Wege von Samaria nach Jerusalem liegt, nicht in der geraden Richtung, aber in der Richtung der öffentlichen Straßen. Geschäfte konnten also einen Samaritan auf diesen Weg führen, vielleicht aber auf keinen andern in ganz Judäa.

Wir können uns leicht vorstellen, wie anschaulich und lebendig diese Parabel, die doch als Antwort auf die muthwillige Frage: „wer ist mein Nächster?“ vollständig improvisirt war, denen vorkommen mußte, welche gleich das Treffende jedes kleinen Umstandes in derselben begreifen mußten. Alle Einzelheiten der Parabel sind aber gleich treffend. Wenn Jemand bei uns allein zu Pferde reist, wird er nicht leicht Salben und Arzneien mit sich führen; im Morgenlande aber galten Dinge, die als Nahrungsmittel mitgenommen wurden, zugleich für das beste Heilmittel bei Wunden und Beulen. In den asiatischen Herbergen findet man nur ein Obdach, Speise und Trank muß jeder Reisende mitbringen, und Oel und Wein gehörten zu den nothwendigsten Nahrungsmitteln. Der Samaritan kam nun aus dem Lande, wo sich beide in der besten Qualität vorfanden, — Oel im Lande Samaria [1]) und Wein an der Seeküste vom Karmel bis Saron; er hatte also von beiden für seinen eigenen Gebrauch bei sich. Wein und Oel waren aber bei den Juden ein ganz gewöhnliches Heilmittel. Ich will einige Stellen anführen, welche zugleich zeigen, mit wie großem Rechte der Heiland bei andern Gelegenheiten gegen ihr abgeschmacktes Haarspalten und gegen ihre sabbath-eifrige Hartherzigkeit sprach: „Eine alte Tradition sagt, es sei nicht erlaubt, für einen Kranken am Sabbath Oel und Wein miteinander zu vermischen“, und: „Man darf dem Kranken ein Pflaster am Sabbath auflegen, wenn man am Tage vor dem Sabbath Wein

[1]) Oleum ... pretiosissimum missum est ab Ephraim, cujus terra Samaria olei feracissima est. Hieron. in Os. 12, 1.

und Oel mit einander vermischt hat. Hat man das aber nicht am Tage vorher gethan, so ist es verboten".[1]) Was Wunder, daß Leute, die lieber einen Kranken sterben ließen, als daß sie ihm am Sabbath seine Arznei bereitet hätten, auch leicht einen Vorwand dafür fanden, einen Kranken am Wege liegen zu lassen? Daß der Samaritan also dem armen Reisenden die Wunden verbindet und die Ingredienzien dazu bei sich hat, ist ganz erklärlich.

Wenn es endlich heißt, der Samaritan habe dem Wirthe zwei Denare gegeben und gesagt: „Trage Sorge für ihn, und was du darüber ausgibst, will ich dir bei meiner Rückkehr ersetzen", so scheint diese Summe viel zu gering zu sein. Ohne mich aber in eine gelehrte Untersuchung über den Werth eines Denar's einzulassen, bemerke ich bloß, daß damals ein Denar ein genügender Taglohn war. Die Arbeiter, welche den ganzen Tag im Weinberge gearbeitet hatten, erhielten einen Denar und waren damit zufrieden, bis sie sahen, daß die, welche zur eilften Stunde gekommen waren, ebensoviel erhielten.[2]) Die zwei Denare waren also genug, um dafür den Kranken zwei Tage zu verpflegen, und wenn wir bedenken, daß der Samaritan nur 7 Meilen von Jerusalem entfernt war, wohin er

[1]) Schabbat Fol. 134. Berachoth Fol. 3. bei Wetstein z. d. St. — [2]) Matth. 20, 13. In der Apokalypse werden die Preise bei einer Hungersnoth so angegeben: „zwei Pfund Weizen für einen Denar und dreimal zwei Pfund Gerste für einen Denar" (6, 6). Der Preis des Weizens verhält sich also hier zu dem der Gerste, wie 3 zu 1, während bei der Hungersnoth in Samaria das Verhältniß wie 2 zu 1 war (4 Kön. 7, 1). Es ist aber schwer, die Verhältnisse von Maaß und Werth zu verschiedenen Zeiten zu vergleichen, weil Münzen und Maaße wechseln. Folgende Verschiedenheiten scheinen unglaublich; ich führe sie an, um zu zeigen, wie viel zu Zeiten für einen Denar zu haben war. In der Chronik des Josue Stylites heißt es, daß man 495 zu Edessa 30 Scheffel Weizen und 50 Scheffel Gerste für einen Denar kaufte (Assemani, Bibl. orient. tom. 1, p. 261). Später erhielt man nur 4 Scheffel Weizen und 6 Scheffel Gerste (p. 271) und gleich darauf fielen die Preise wieder und man kaufte 12 Scheffel Weizen und 22 Scheffel Gerste für einen Denar (p. 272).

reiste,[1]) und also im Laufe des nächsten Tages zurückkehren konnte, so werden wir uns über den geringen Betrag dieses Vorschusses nicht wundern.

2. Die Parabel ist also ihrem materiellen Inhalte nach vollkommen, jeder Theil derselben ist genau und richtig. Und welche Fülle von wichtigen Lehren enthält sie! Zunächst beantwortet sie treffend die vorgelegte Frage: „wer ist mein Nächster?" Zweitens ertheilt sie dem stolzen Frager eine milde, aber furchtbare Zurechtweisung; sie sagt ihm, daß ein Samaritan den Sinn eines Gebotes im Gesetze besser erkannte, als ein jüdischer Gesetzlehrer. Drittens empfiehlt sie die thätige Nächstenliebe ohne Rücksicht auf Religion und Nationalität, eine Lehre, welche in geradem Widerspruch mit der Handlungsweise Derjenigen steht, welche den vor Hunger und Elend Umkommenden nur unter der Bedingung Unterstützung gewähren, daß sie ihren Glauben verleugnen.

3. Wer hat aber je diese Parabel gelesen und nicht in ihr die Geschichte der Welt und in dem barmherzigen Samaritan Jesus Christus selbst wieder erkannt. Es ist nicht möglich, in weniger Worten eine Skizze der ganzen Geschichte des Menschen von seinem Fall bis zu seiner Erlösung zu entwerfen. Die Skizze ist meisterhaft in jeder Beziehung, der Züge sind wenige, sie sind einfach und groß, aber dabei bestimmt und treffend. Kann der Fall des Menschen genauer dargestellt werden, als unter dem Bilde eines Reisenden (des homo viator der Schule), der von einem Feinde überfallen, völlig ausgeplündert und verwundet, nackt, halbtodt, hülflos und unfähig sich zu bewegen liegen gelassen wird? Dann kommt der Priester, der Typus aller frühern Religionssysteme, der Religion des Noe, des Mel-

[1]) Das geht aus der Verschiedenheit der Ausdrücke hervor: Der Priester und der Levit gingen „desselben Weges", wie der Reisende (V. 30. 31.), während der Samaritan „auf seiner Reise" ist und von „Zurückkommen" spricht, womit angedeutet ist, daß er von Hause kam, also auf dem Wege nach Jerusalem war. Das Bild ist so sehr treffend: Der Priester ist von derselben Religion und demselben Volke, er geht in derselben Richtung, wie der Verwundete, der Samaritan in der entgegengesetzten.

chisedek, ja der falschen Religionen von Aegypten, Indien und Griechenland; sie alle erkannten in dem Menschen den verwundeten und gefallenen Typus eines bessern Zustandes, aber sie heilten ihn nicht und hoben ihn nicht auf. Dann kommt der Levit, welcher das, was vorher allgemein ausgedrückt war, näher begrenzt; es ist das Gesetz und das Priesterthum des Alten Bundes, noch besser unterrichtet über die Geschichte des Menschen, aber eben so wenig fähig, ihm zu helfen. Endlich kommt der Samaritan, der nicht dem Geschlechte des Menschen angehört. So weit konnte ein einsichtiger Jude dem Herrn folgen; darüber hinaus war ihm Alles dunkel. Wenn er in Christus diesen Charakter anerkannte, mußte er fragen: wie will Er denn diese Wunden verbinden? was für Oel und Wein hat Er denn, um die blutenden Wunden der Menschheit zu heilen? wie kann Er denn die Last eines ganzen gefallenen Geschlechts auf Seine Schultern nehmen? War es auch dem Gelehrtesten möglich, dieses Problem zu lösen? Nicht eher, bis das wirklich eingetroffen war, was eine eben so genaue Erfüllung dieses Theils der Parabel bildet, wie wir sie für die andern Theile gefunden haben, und auch dann noch nicht eher, bis ihm das Geheimniß der Erlösung gepredigt war und er erkannte, daß durch Seine Wunden die unsrigen geheilt sind und daß Er unser Aller Missethaten getragen hat. Soweit kann der Protestant die Parabel verstehn, aber nicht weiter, nicht vollkommen, weil ihm die sacramentale Natur der Heilmittel entgeht. Was der Wein bedeutet, mag er verstehn, aber das Oel hat im protestantischen System alle Bedeutung verloren. Der Protestantismus kennt keine Salbung für den Menschen, nachdem er wiedergeboren ist, zum Zeichen seiner Theilnahme an dem königlichen Priesterthume, für den Jüngling, der in das Kriegsheer Christi eintritt, um mit den geistigen Feinden zu streiten; für den Priester, der dadurch eine unverlierbare Weihe erhält; für den ermatteten Pilger zur Stärkung in seinem letzten Kampfe. Das Oel hat für ihn keine symbolische Bedeutung: es bedeutet ihm nicht das Licht des göttlichen Heiligthums, nicht die Salbung des göttlichen Wortes, nicht die balsamische

Lieblichkeit, das oleum effusum zweier Namen, die dem Katholiken süß sind.[1]) Es erinnert ihn nicht an die Jungfräulichkeit, die gesalbt ist mit dem Oel der Freude, mehr als die andern Ordnungen der Heiligkeit.[2]) Es ist nicht mehr als ein heiliges Siegel auf den Steinen seines Altars nach Jahrhunderte langer Entweihung an den Mauern der alten Kirche, um anzuzeigen, wem sie vormals gehörte. Es ist verschwunden aus seinem System: kein Priester hebt mehr die Hand auf zum Segnen; von einer Weihe eines Menschen oder einer Sache weiß er nichts mehr. Für den Katholiken aber bilden Oel, das Emblem aller Weihe und sacramentalen Gnade, und Wein, das reinste Symbol des heilbringenden Stromes des Lebens und seines sacramentalen Einströmens in den Menschen, die passendste Versinnbildung der Mittheilung neuer Gesundheit, neuer Kraft und neuen Lebens an seine verwundete Natur.

Nur Einen Schritt geht der Protestantismus in dem Verständniß dieser Parabel über das Judenthum hinaus. Der Mensch wird, nachdem er von dem Tode gerettet ist, nach streng protestantischer Lehre sich selbst und seinem eigenen Urtheile überlassen, um den Weg nach seiner Heimath zu finden. Der barmherzige Samaritan läßt keinen Stellvertreter zurück, dem er die Sorge für ihn anvertraut und der sein Liebeswerk zu vollenden hat. Die Heilung ist vorüber, wenn er die Wunden verbunden hat, und es ist Niemand da, der sie aufs Neue verbindet, wenn sie wieder aufbrechen, und der dem Kranken Stärkungen reicht, wenn er sich schwach fühlt. Der Katholik aber sieht die Parabel bis zum Schlusse sich verwirklichen. Der barmherzige Samaritan ist weggegangen und noch nicht zurückgekehrt; wir erwarten seine Wiederkunft am Ende der Tage. Der Mensch aber, ist gleich seine tödtliche Wunde geheilt und sein Leben gerettet, bleibt ein schwaches und krankes Geschöpf und hat selbst keine Nahrung und keine Arzneien, als die, welche der barmherzige Fremdling ihm zu-

[1]) Jesus und Maria. — [2]) Vgl. Unxit te . . oleo laetitiae prae consortibus tuis im Ps. 44, welcher im Brevier im Officium der heiligen Jungfrauen vorkommt.

rückgelassen hat. Aber dieser hat sie und ihn in guten und treuen Händen zurückgelassen. Noch der Hülfe bedürftig, noch schwach am Geiste und noch krank an den Wunden, erkennt er es dankbar an, daß er, bis sein bester Freund wieder kommt, um ihn in seine Heimath zu führen, denen anvertraut ist, welchen eingeschärft ist, für ihn gut zu sorgen, die mit Mitteln dazu versehen sind und denen Vergütung aller Auslagen versprochen ist. Eine Herberge ist sie in der That, die Kirche Christi, der Khan des barmherzigen Samaritans, denn es gibt keine dauernde Wohnung, keine Heimath auf dem Wege nach Jerusalem; nur Pilger wandern darauf. Aber wie treffend ist das Bild: ein Haus, welches nicht unsere Heimath ist, wo wir nur Wanderer sind, welche die ewige Stadt aufsuchen, wo wir aber Ruhe, Nahrung, Pflege, Arznei und Stärkung erhalten durch die Fürsorge dessen, der uns von dem Tode gerettet und unsere Wunden geheilt hat, — und zwar nicht von einem, der jetzt gerade im Hause wohnt, der dort für eine Zeit lang Diener ist, sondern von dem Hause selbst, welches stets dasselbe ist, wer es auch bewohnen mag, und stets dasselbe für Alle. Sicher in keiner Kirche, als in der katholischen, kann man das Bewußtsein haben, daß man sich unter dieser besondern und zuverlässigen Obhut befindet; die Theorie von dem Privaturtheil steht damit in geradem Widerspruch.

4. Sehen wir nun, wo die praktische Lehre der Parabel verstanden und befolgt wird. Vielleicht bei der Staats-Armenverwaltung, bei wohlthätigen Vereinen, bei Gesellschaften zur Abschaffung des Bettelns oder zur Verbreitung von Tractätchen? Gewiß nicht. Ich habe von einem Londoner Wohlthätigkeits-Verein gehört, der sich „Verein vom barmherzigen Samaritan“ nennt; derselbe hat sich vor Kurzem sehr angelegen sein lassen, die Wohnungen der Armen mit Arnold'schen Ventilatoren zu versehen; das ist gewiß ganz löblich, der Name des Vereins paßt aber dazu nicht besonders, und Noe, wie er nach der Sündfluth ein Fenster der Arche öffnete, wäre ein passenderes Symbol für diese besondere Art von Wohl-

thätigkeit. Aber geht nach der „Caridad" zu Sevilla und seht dort Murillo's Bild von einem Manne, der nicht in idealer Schönheit, sondern demüthig und eifrig in der Ausübung seines Berufes dargestellt ist, wie er einen armen Kranken nach dem Hospital trägt, mit einem Engel zur Seite, der sich dadurch geehrt zu fühlen scheint, daß er ihn unterstützt: das ist ein katholischer Samaritan, der heilige Johannes von Gott. Oder seht ihn zu Granada inmitten des brennenden Hospitals, wie er die zahlreichen Kranken, einen nach dem andern, aufhebt und in Sicherheit bringt. Geht nach der eisigen Wildniß des St. Bernard und besucht die Männer, die dort ihren traurigen Wohnsitz gewählt haben, bloß darum, um im Stande zu sein, die unglücklichen Reisenden aus den Schneestürmen nnd Abgründen zu retten und sie um Christi willen nach ihrem Hause zu tragen und sie zu wärmen und zu pflegen. Ja sie haben mit erfinderischer Liebe ihren samaritanischen Sinn selbst dem Instincte ihrer Hunde eingepflanzt und ihre stummen, treuen Bundesgenossen gelehrt, daß sie in finsterer Nacht umherstreifen und unter dem Heulen des Sturms auf den Angstruf des verirrten Reisenden lauschen, daß sie, wenn sie ihn gefunden haben, ihn wärmen mit ihrem Athem und ihn erquicken mit der mitgebrachten Nahrung und ihn führen oder, wenn es ein Kind ist, selbst tragen mit wedelndem Schweife und glühenden Augen, freudiger als wäre es ein erjagtes Wild. Geht nach jedem Theile der Erde und sehet die barmherzige Schwester, wie sie den Kranken und Verwundeten dient, wie sie den alten Krieger, der in seinem Schmerze murrt, beruhigt, als wäre er ein Kind, und mit ihren sanften Worten und dem Cruzifixe in ihrer Hand mehr Schmerzen stillt, als der Arzt mit seinen Heilmitteln und der Wundarzt mit seiner Geschicklichkeit. Das sind Abbilder des barmherzigen Samaritans, welche die katholische Kirche darbietet, ohne daß wir in die Zeit zurückzugehn brauchen, wo die Liebe zu den Armen und Leidenden selbst einen ritterlichen Charakter annahm, wo der Johanniter nicht eifriger war, für das Grab des Erlösers zu streiten, als seinen besiegten Feind wegzutra-

gen und als Bruder zu pflegen, und ohne daß wir uns auf die spätere Kundgebung desselben Geistes berufen, wo der Mönch mit dem Kreuze des Herrn auf der Brust[1]) sich selbst als Unterpfand oder Stellvertreter für einen Gefangenen in der Sclaverei der Barbaren hingab.

5. Und welche Art von Weisheit war es, die eine so vollkommene, so großartige und so liebliche Belehrung eingab? Der weiseste Philosoph hätte nicht in einem Augenblicke eine so vollständige Uebersicht der sittlichen Geschichte des menschlichen Geschlechts oder ein treueres Bild von dem Zustande des gefallenen Menschen entwerfen können. Auch können wir uns nicht denken, daß ein Mensch, und wäre er der vollkommenste, von den Wirkungen seines Todes auf die ganze Welt und von einer Erlösung derselben durch seine schmachvollen Leiden reden könnte. Und noch weniger hätte ein Mensch so weit in die Zukunft schauen und so genau vorhersagen können, wie auch noch Jahrhunderte später die Früchte seines Opfers benutzt und zugewendet werden würden. In den wenigen Zeilen dieser Parabel haben wir einen starken Beweis für den göttlichen Charakter des Herrn.

Indeß, ich muß zum Schlusse eilen. Ich habe zu zeigen gesucht, daß die Parabeln des h. Matthäus passend für den Zweck gewählt sind, den er hatte, indem er für die Juden schrieb, für den Zweck, ihnen zu zeigen, daß das alte Gesetz dem neuen Platz gemacht habe oder von ihm absorbirt sei, und daß die Parabeln des heil. Lucas mehr bezwecken, den sittlichen Charakter der schon gegründeten Kirche zu entwickeln. Beide haben bei ihrer Darstellung die äußere Gestalt der Kirche und ihre äußern Pflichten im Auge, oder die Kirche, wie sie die heilige Menschheit des Herrn symbolisirt. Die Kirche ist jetzt vollständig gestaltet und die Mauern sind rings um sie gebaut, welche den Weinberg des Herrn von dem profanen Boden scheiden. Da sproßt der erste Irrthum unter den auserwählten Pflanzen auf: nun bedurfte es eines Evangeliums

[1]) Die Trinitarier oder Mathuriner.

für das Innere des Hauses, für diejenigen, zu welchen Jesus nicht in Parabeln reden wollte.

Dieser Unterschied zwischen dem Evangelium des heiligen Johannes und den drei andern ist vielleicht nicht jedem Leser aufgefallen. Es ist aber bemerkenswerth, daß sich bei Johannes nur drei Stellen finden, die einer Parabel ähnlich,[1]) aber doch auch wieder von den Parabeln der andern Evangelien wesentlich verschieden sind. Es sind dies die Stellen, wo Sich der Herr mit einer Thüre und mit einem Weinstock vergleicht[2]) und wo Er Sich als den guten Hirten beschreibt.[3]) In keiner andern Parabel ist Er selbst der eine Theil der Vergleichung, und man kann wohl sagen, daß diese drei Stellen, wo Er Sich selbst mit andern Dingen vergleicht, kaum Parabeln zu nennen sind; jedenfalls bilden sie eine besondere Classe. Diese Eigenthümlichkeit des heiligen Johannes ist um so auffallender, da er selbst ausdrücklich sagt, der Herr habe gewöhnlich in Parabeln gelehrt. Nach dem letzten Abendmahl sagt er zu den Aposteln: „Diese Dinge habe ich zu euch geredet in Gleichnissen; die Stunde kommt, wo ich nicht mehr zu euch reden werde in Gleichnissen.“[4]) Und die Apostel sagen gleich darauf zu ihm: „Siehe, jetzt sprichst Du offen und redest keine Gleichnisse.“[5]) Diese Stellen sagen, daß der Herr gewöhnlich in Gleichnissen oder Parabeln redete, und doch würden wir, hätten wir bloß das Evangelium des heiligen Johannes, dieses nicht erkennen; sie beweisen also, daß der h. Johannes voraussetzte oder wußte, daß sich andere Darstellungen des Lebens des Herrn in den Händen seiner Leser befanden, aus denen ihnen die Bedeutung und die Wahrheit dieser Anspielung ersichtlich war. Diese Stellen beziehen sich also mehr auf die andern Evangelien, als auf sein eigenes, und bilden eins der

[1]) Die Stelle Joh. 4, 35., wo der Herr auf die reifen Felder hinweist, ist eher ein Vergleich, als eine Parabel. — [2]) Joh. 10, 1; 15, 1. An der ersten Stelle beginnt der Herr mit einer Parabel, wendet sie aber gleich auf sich an; die zweite ist bloß an die Apostel gerichtet. — [3]) 10, 11. — [4]) Joh. 16, 25. — [5]) Das. V. 29.

zarten Verbindungsglieder, welche die vier Evangelien zu Einem Ganzen vereinigen.

Man wird fragen, warum der heilige Johannes die Reden Christi auswählte, welche von Parabeln frei waren. Ich möchte darauf antworten: weil der Heiland selbst Seine Lehre in zwei Theile theilte. So lange Er von der Kirche, ihren Pflichten und Schicksalen handelte, mit andern Worten, so lange Er von dem sprach, was äußerlich und eines Tags geschichtlich sein sollte, damals aber, als Er sprach, nur noch in der Prophezeihung existirte, wandte Er das an, was, wie wir gesehen haben, das prophetische Element des Neuen Testaments bildet, — Parabeln. Wenn Er aber von dem sprach, was schon war, von Sich selbst, Seiner Existenz vor Abraham, Seiner Wesensgleichheit mit dem Vater, Seiner Gottheit, dann vermied Er alle Parabeln und sprach offen und deutlich. Die Aufgabe des h. Johannes war es, diese zweite Reihe von Belehrungen zu sammeln zur Widerlegung aufkeimender Irrlehren und Erhaltung des rechten Glaubens in der ganzen Kirche.

So oft er darum einen schon in den andern Evangelien behandelten Gegenstand berührt, finden wir, daß, während diese uns das berichten, was auf die äußere Form und Verwaltung, d. i. den Leib Bezug hat, Johannes nur das aufzeichnet, was die innern und mehr geistigen Functionen, die Seele, beschreibt. So erzählt Matthäus z. B. die Einsetzung der Taufe, Johannes schildert in der Unterhaltung des Herrn mit Nikodemus das unsichtbare Wirken des heiligen Geistes und die innere Wiedergeburt durch die äußere Handlung.[1]) Ebenso haben die drei ersten Evangelisten sorgfältig die Einsetzung des h. Altarsacraments beschrieben; Johannes übergeht dieselbe, hat uns aber die unvergleichliche Rede in seinem sechsten Capitel aufbehalten, worin die Vereinigung mit Christus, die Unsterblichkeit und das innere Leben, welches durch dieses heiligste unter den Sacramenten mitgetheilt wird, so tröstlich beschrieben wird. Die Aufgabe des h. Johannes scheint es also

[1]) Math. 28, 19; Joh. 3.

zu sein, uns zu berichten, was der Heiland in Bezug auf die geheimnißvolle Thätigkeit lehrt, die Er in Seiner göttlichen Natur auf das innere Leben der Kirche ausübt und auf die Seele des Gläubigen, aber stets in der Kirche und durch die Kirche.

Aber das führt mich über das Gebiet der Parabeln hinaus, und so gern ich auch dabei noch verweilen möchte, ich muß schließen. Ich wollte einige Bemerkungen über die Wunder des Heilands beifügen, sofern sie Seine Lehre und das katholische Dogma erläutern; aber ich habe die Grenzen eines Aufsatzes schon überschritten. Ich behalte mir vor, diese Gedanken ein anderes Mal zu entwickeln und hoffe dann die Geduld des Lesers nicht auf eine so harte Probe stellen zu müssen. Denn ich muß gestehen, ich kann mich nur mit einem armen Lastthiere vergleichen, welches, da es Tag für Tag auf einem langen staubigen Wege vorangetrieben wird, der Versuchung nicht widerstehen kann, auf das zur Seite liegende grüne Feld zu gehen, und dort sich an dem kostbaren Futter zu erquicken und sich der Gedanken und Gefühle früherer Tage zu erinnern und sie noch einmal durchzuleben. Ich habe gehört, daß Einige Vergnügen daran finden, Haufen Geldes um sich zu sehen; ich habe die Freude von Leuten von Geschmack bei dem Anblicke reicher Kunstschätze gesehen; ich habe selbst meine Freude daran gehabt, unter den Denkmälern der Weisheit vergangener Zeiten und ferner Länder zu leben: aber viel, viel glücklicher und wonnevoller sind Stunden, die in dieser Schatzkammer der Weisheit, in dieser reichen Sammlung unschätzbarer Edelsteine, in dieser Bibliothek himmlischer ewiger Weisheit, der Worte, die Gott zu den Menschen geredet, zugebracht werden. Man möge es mir verzeihen, wenn ich zu lange dabei verweilt habe.



III.

Die Wunder des Neuen Testaments

als Erläuterung der katholischen Lehre.[1])

Dem Versprechen gemäß, womit ich den letzten Aufsatz geschlossen habe, gehe ich jetzt daran, meine Gedanken über einen Gegenstand zu entwickeln, welcher jeden Leser des Evangeliums interessiren muß: über die Wunder des Heilandes.

Die meisten Schriftsteller, welche von den Parabeln des Heilandes handeln, verbinden sie mit Seinen Wundern; viele Schriften behandeln beide zusammen; der Grund dafür leuchtet ein. Man kann die Wunder des Herrn aus einem dreifachen Gesichtspuncte betrachten.

1. Einfach als Wunder oder wunderbare Thaten zu dem Zweck, Seiner Lehre eine überwältigende Auctorität zu verleihen und Seine himmlische Sendung und Seine göttliche Natur zu beweisen. Darum beruft Er sich zu wiederholten Malen darauf als auf Beweise für Sein Recht, Glauben und Gehorsam zu verlangen.[2]) Diese Betrachtungsweise der Wunder gehört in die Lehre von den Beweisen für das Christenthum [die Apologetik] und in dieser theologischen Disciplin

[1]) Aus der Dublin Review von 1849, abgedruckt in den Essays etc. Bd. 1 S. 165 ff. — [2]) Matth. 11, 20. 24; 12, 41; Marc. 4. 40; Luc. 4, 36; 7, 16; Joh. 2, 23; 5, 36; 7, 31; 10, 25. 38; 12, 37; 14, 12; 15, 24.

wird von dem Charakter, der Wirklichkeit und der Beweiskraft dieser Wunder ausführlich gehandelt.

2. Als Thaten der Liebe. Er, den das Mitleid mit dem gefallenen Menschen bewogen hatte, vom Himmel herabzukommen, und der gekommen war, den Menschen von Sünde und Tod zu erlösen, mußte wünschen, die Leiden zu lindern, welche die Folge der ersteren und die Vorboten des letzteren waren. Er besaß die Macht, dies zu thun, wiewohl Er freiwillig sich der Mittel zur gewöhnlichen Wohlthätigkeit beraubt hatte. Durch die Anwendung Seiner Macht, Wunder zu wirken, gab Er uns also ein Beispiel der Erfüllung der Liebespflichten gegen die Armen. Er konnte ihnen kein Geld geben, sich in ihrer Krankheit Brod zu kaufen; aber Er gab ihnen Gesundheit und Kraft, es zu verdienen. So sah der h. Petrus die Ausübung der ihm verliehenen Gewalt, Wunder zu wirken, an: „Silber und Gold habe ich nicht; aber was ich habe, gebe ich dir: im Namen Jesu Christi von Nazareth stehe auf und wandle“.[1]) Wo Andere Silber gaben, gab er Genesung; wo Andere Gold gaben, gab er ein Wunder. Die Juden sahen die Wunder des Herrn auch so an: sie bewunderten dieselben nicht bloß, als Kundgebungen einer außerordentlichen Macht, sondern auch als Beweise maßloser Güte. Sie würden Ihn gefürchtet haben — während sie Ihn jetzt liebten — wären Seine Wunder bloß Werke der Macht gewesen; hätte der verdorrte Feigenbaum oder die ersäuften Heerden der Gerasener bloß Seine Größe bewiesen,[2]) sie hätten nie ausgerufen: „Er hat alles gut gemacht; denn Er hat den Tauben das Gehör und den Stummen die Sprache wieder gegeben.“[3])

3. Offenbar waren die Wunder Christi schon unter diesen beiden Gesichtspuncten mächtige Bundesgenossen Seiner Lehre; unter dem ersten sicherten sie Ihm bei denkenden Zuhörern tiefe Aufmerksamkeit, unter dem zweiten erwarben sie Ihm bei liebenden Zuhörern Bereitwilligkeit, sich belehren zu lassen; unter dem ersten führten sie zur Ueberzeugung, unter dem

[1]) Apg. 3, 6. — [2]) Matth. 21, 19; Luc. 8, 32. — [3]) Marc. 7, 37.

andern zu Ueberredung. Sie dienten, nach den Grundsätzen der Rhetorik, dazu, die Aufmerksamkeit und Geneigtheit der Zuhörer zu gewinnen.[1]) Unter einem dritten Gesichtspuncte, von dem ich jetzt reden will, machten die Wunder die Zuhörer gelehrig, denn wir haben dieselben auch als wichtige und bedeutsame Belehrungen zu betrachten.

Ich darf wohl als unbestritten voraussetzen, daß wenigstens der Katholik mit dieser Weise, den Bericht der h. Schrift über die Wunder des Herrn zu lesen, bekannt ist. Er hat oft gehört oder gelesen, wie dieselben als nicht gesprochene, sondern gethane Belehrungen behandelt werden: „Unser Herr und Heiland spricht in Seinem Evangelium bald in Worten, bald in Handlungen,“[2]) sagt der h. Gregorius. Es ist nichts Ungewöhnliches, zu sagen, der gereinigte Aussätzige bedeute den Sünder, dem seine Sünden vergeben sind, und das Boot, welches durch die Macht Jesu, der darin war, aus dem Sturm gerettet wurde, bedeute die Kirche. Und wenn der Aussätzige zum Priester geschickt wird, so sieht darin der Katholik unwillkürlich eine Hinweisung auf die Thätigkeit des Priesters in dem parallelen Falle. Ich darf also wohl als feststehend annehmen, daß die Wunder des Herrn Belehrungen und zwar wichtige Belehrungen enthalten.

In der Abhandlung über die Parabeln habe ich gezeigt, daß dieselben ein bestimmtes System von Lehren enthalten, welches den Weissagungen des Alten Testaments entspricht und die Grundlage, die Geschichte, die Entwicklung und die Thätigkeit der Kirche darstellt. Können wir in den Wundern des Heilandes ein Seitenstück dazu finden? Das ist der Gegenstand dieser Untersuchung. Wenn das Geheimnißvolle in Seinen mündlichen Belehrungen auf Dinge Bezug hatte, die sich in der Zukunft erfüllen sollten, so ist auch wohl anzunehmen, daß sich das, was Er noch geheimnißvoller durch die That lehrte, auf ähnliche Gegenstände beziehen läßt. Die Analogie zwischen einer gesprochenen und einer gethanen Parabel ist einleuchtend, und

[1]) Reddere auditores attentos et benevolos. — [2]) Dominus ac Redemtor noster per Evangelium suum aliquando verbis, aliquando rebus loquitur. (Greg. M. hom. 32. in Ev.)

ein Wunder, welches neben seinem nächsten und augenscheinlichen Zweck eine Lehre enthält, ist gewiß eine Parabel, noch mehr als die symbolischen Handlungen Ezechiel's nnd Osee's. Wenn z. B. Christus Seinen Jüngern befiehlt, ihre Netze auszuwerfen, und wenn sie, wiewohl sie es die ganze Nacht vergebens gethan, sie jetzt auf wunderbare Weise mit Fischen gefüllt finden,[1]) so sehen wir gleich, wie treffend damit darauf hingewiesen ist, daß sie, „Menschenfischer"[2]) geworden, Viele in dem Netze fangen sollten, welches in einer andern gesprochenen Parabel das Bild der Kirche ist,[3]) ohne daß die Menge das Netz zerreißt,[4]) d. h. die religiöse Einheit zerstört, und daß dies nicht durch menschliche Macht, sondern auf göttlichen Befehl und durch die Kraft der Gnade geschehen soll; denn so lange ihnen nicht der Befehl gegeben war, hinzugehen und zu predigen, waren ihre Bemühungen vergeblich. Das Alles ist sehr passend, nicht nur weil ein Theil dem andern entspricht, sondern weil er ihm in adäquater Weise entspricht — ein Wunder entspricht einem andern, und beide sind wirklich, nicht der eine figürlich: beide Male haben wir einen wirklichen Befehl Gottes, und der Fischzug ist eben so wunderbar, wie das Fangen der Menschen in dem apostolischen Netze. Wenn dagegen Ezechiel sein Haar abschneidet und verbrennt,[5]) oder durch ein Loch in der Wand aus seinem Hause geht,[6]) oder auf der rechten oder linken Seite liegt,[7]) oder wenn Osee nach Gottes Befehl heirathet,[8]) so stehen diese Handlungen in keinem Verhältniß zu der furchtbaren Kundgebung der göttlichen Macht, die sie versinnbilden. Es sind bloße menschliche Handlungen, die zu Sinnbildern göttlicher Strafgerichte gemacht werden, während, wie gesagt, im Evangelium auf der einen Seite ein eben so großes Wunder steht, wie auf der andern. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß das eine Wunder unmittelbar, bestimmt und in die Sinne fallend, das andere allmälig, unbestimmt und nur mit dem Geiste wahrzunehmen war. Niemand bezweifelt, daß

[1]) Joh. 21, 6. — [2]) Matth. 4, 19. — [3]) Matth. 13, 47. — [4]) Joh. 21, 11. — [5]) Ezech. 5. — [6]) Ezech. 12, 5. — [7]) Ezech. 4. — [8]) Osee 1. u. 3.

die Verbreitung des Christenthums durch die zwölf Fischer aus Galiläa ein göttliches und übernatürliches Werk war; so lange es aber andauerte, konnte das nicht so in die Augen fallen, wie es uns einleuchtet, wenn wir darauf zurückblicken; auch wird noch fortwährend das Netz der Kirche ausgeworfen und bringt reichen Fang in das Schifflein Petri.

Aus dem gegebenen Beispiele können wir einige Grundsätze ableiten, die uns allmälig unserer Aufgabe näher bringen werden. 1. Wenn die Analogie zwischen den Parabeln und den Wundern des Evangeliums, entsprechend der Analogie zwischen Weissagungen in Worten und Weissagungen in Handlungen im Alten Bunde, darauf hinweist, daß beide einen gemeinsamen Zweck haben, so gibt uns das angeführte Beispiel eine weitere Andeutung, nämlich die, daß die wunderbare Lehre, welche Christus, unser Herr, in Handlungen ausgesprochen hat, in dem, was sie lehrt, eine entsprechende Wirklichkeit haben muß. Wenn bei den Propheten die menschliche That zum Bilde der göttlichen That gemacht wurde, so kann die Ordnung nicht umgekehrt und das Bessere herabgesetzt werden, so daß die Thaten Gottes im Fleische etwas sinnbildeten, was geringer wäre, als sie selbst. Ein Wunder kann nur Vorbild, Typus und Bürgschaft eines Wunders sein. Ja man darf noch weiter gehen und sagen: das Wunder, welches ein Typus ist, kann nicht größer sein, als das, welches die Erfüllung dieses Typus ist; letzteres muß das größere sein. Die Befreiung Israel's aus Aegypten war ein göttliches Wunder; das Wunder an Aaron's Stab, die Theilung des Meeres, der Untergang des Heeres Pharao's, die Beraubung der Aegyptier, die große That, welche auf das geheimnißvolle Pascha folgte und wahrscheinlich davon abhängig war, waren wohl werth, als endgültig und vollkommen betrachtet zu werden. Und doch waren es nur Typen; als die Erfüllung kam, kam sie so großartig und erhaben, daß man sah: nur Gott kann Sein eigenes Werk übertreffen und *wird* es übertreffen, so großartig es auch sein mag, wenn es das Bild eines andern göttlichen Planes gewesen ist.

2. Ferner: Dieses zweite Beispiel führt uns zu einem Resultate, zu welchem wir auch von dem ersten aus kommen können. Bei beiden sehen wir, daß zwar die Erfüllung erhabener ist, als das Bild, daß aber bei diesem das Wunderbare äußerlich mehr hervortritt, als bei jener, oder besser gesagt: die Erfüllung gehört zur Ordnung der Gnade, das Bild zur Ordnung der Natur. Die Befreiung des Menschen aus der Hand Satan's auf dem Kalvarienberge war eine nicht weniger wirkliche und eine viel wunderbarere göttliche That, als die Befreiung Israel's aus der ägyptischen Knechtschaft; und doch wurde sie mit menschlichem Auge nicht so wahr genommen und mit menschlicher Seele nicht so gefühlt, wie diese. Die Bekehrung der Heidenwelt war ein größeres Wunder, als das Fangen von 153 Fischen; aber die Bekehrung war ein innerer, in der Seele verborgener Act. Wenn die Wunder des Herrn die Bedeutung von Typen haben, so müssen wir erwarten, daß sie andere Acte in der Kirche darstellen, die nicht nur eben so wunderbar, sondern in noch höherer Weise wunderbar sind; dabei können aber diese und werden sie wahrscheinlich unsichtbar sein und zum geistigen Leben gehören.

Wir können diesen Vergleich im Einzelnen viel weiter durchführen. Das Essen des Manna bedeutete die geistige Nahrung der h. Eucharistie,[1]) das Trinken aus dem Felsen die Erquickung durch Christus,[2]) das Aufrichten der ehernen Schlange zur Heilung des Bisses feuriger Schlangen das Aufrichten des Kreuzes mit seiner kostbaren Last zur Heilung des giftigen Bisses der höllischen Schlange,[3]) Jonas, im Fische und wieder an's Land geworfen, die Auferstehung des Herrn.[4]) In allen Fällen ist das Dargestellte höher und erhabener und innerlich wunderbarer, als der Typus; aber das Wunderbare fiel bei jenem nicht so in's Auge, wie bei diesem. Wir müssen das also stets berücksichtigen.

Die christliche Offenbarung öffnete auf wunderbare Weise dem Menschen eine neue Welt, deren Anblick den Heiden ganz

[1]) Joh. 6. — [2]) 1 Cor. 10, 4. — [3]) Joh. 3, 14. — [4]) Matth. 12, 40

verschlossen und den besseren Juden nur theilweise gestattet gewesen war. Der neue Himmel und die neue Erde, die so offenbar wurden, zeigten den Menschen in einem neuen Zustande; ein geistiges Leben, welches seine Gesetze, seinen Verlauf, sein Gutes und sein Böses, seinen Beginn und Fortschritt, ja seine Nahrung, seinen Organismus, seine Krankheiten, seine Heilungen, selbst seinen Tod (freilich keine Vernichtung) hat. Die Seele, dieses unbestimmte Ding selbst in der jüdischen Theologie, ist für den Christen eine so reelle Existenz, daß er sie im Geiste individualisiren und im Gedanken von seinem eigenen Selbst trennen kann. Er kann seine Seele schwach nennen, wiewohl sein Leib stark oder kräftig, — wenn er schwach ist; sie kann ruhig und im Frieden sein, während sein äußeres Sein in stürmischen Unruhen verläuft, — die Seele kann, wie Jesus, in eben dem Schifflein schlafen, welches von den Wogen umhergetrieben wird. Er kann die Seele nähren, während der Leib verhungert, — sie kleiden, während sein Fleisch nackt ist. Sie kann gegen Himmel fliegen, während ihre leibliche Hülle auf der Erde fortkriecht, und wird ihr Ziel erreichen, wenn diese zerfällt. Alles das erfordert ein eigenes System, „die geistigen Dinge" nach dem einem Katholiken geläufigen Ausdrucke. Die Gnade ist die Sphäre, die Ordnung, worin dieses geistige Leben verläuft, sie ist sein Princip, sein Odem, die Seele der Seele, die Nahrung, die Kleidung, die erhaltende, stärkende, zum Wachsen treibende, bewegende Kraft; sie ist die beherrschende, lenkende und vollendende Thätigkeit dieser unsichtbaren Oekonomie. Ein Katholik versteht alles das, als wenn er es sähe. Nach dem Evangelium ist aber diese geistige Sphäre unendlich höher und erhabener, als die, welche den Leib und seine natürliche Zustände umfaßt. Die Seele zu heilen, ist eine unendlich größere That und ein unendlich größeres Wunder, als den Leib zu heilen, und ebenso ist es ein größeres Wunder, die Seele, als den Leib vom Tode zu erwecken. So ist also eine parallellaufende Ordnung der Existenz und der Wirksamkeit zwischen dem sichtbaren und dem unsichtbaren Leben begründet; beide aber sind gleich reell. Wenn

also die Wunder des Herrn Typen von andern Handlungen sind, so finden sie in dieser geistigen Sphäre ihre besten Antitypen, — Realitäten, die nicht weniger wunderbar und dabei von einem viel erhabenern Charakter sind.

So lange indeß der Mensch nicht ganz in dem geistigen Leben aufgegangen ist und noch als ein zusammengesetztes Wesen auf Erden lebt, muß offenbar das, was dem geistigen Leben dienen soll, durch seinen niedrigern Zustand hindurchgehen und mit der Erde zusammenhangen. Der Regen steigt erst von der Erde auf, dann fällt er wieder auf sie herab und kommt nochmals als sprudelnde Quelle oder als befruchtender Bach oder Fluß hervor. So wurde auch die Gnade zuerst auf Erden erzeugt durch die Verdienste und den Tod des Erlösers; von da wurde sie in die reiche Schatzkammer des Himmels getragen; von da fällt sie auf den fruchtbaren Boden der Kirche herab und wird nun wieder in verschiedenen schönen Formen durch ihre verschiedenen Gnadenmittel ausgetheilt. Die sacramentale Wirksamkeit der Gnade aber, wie sie der Katholik allein versteht, erfüllt gerade alle Bedingungen, die zur Lösung unseres Problems nöthig sind. Das Sacrament gehört der höhern Sphäre des geistigen Lebens an; es ist übernatürlich in seinen unsichtbaren Wirkungen, wie das Wunder in seinem sichtbaren Erfolge, und doch ist es etwas Reelles; es ist ein so vollkommenes Seitenstück zu dem Wunder, daß es eine genügende, und steht so hoch über demselben, daß es eine würdige Erfüllung desselben ist. Ich glaube, daß dies die Lehre ist, welche in der großen Mehrzahl der Wunder liegt, wie sie uns von den Aposteln aufgezeichnet sind. Wie die Parabeln die dogmatischen und moralischen Grundsätze enthielten, die in der Kirche ihre Entwickelung finden sollten, so enthalten die Wunder eine Hinweisung auf die übermenschlichen und in Wahrheit wunderbaren Kräfte ihrer praktischen Wirksamkeit. Jene zeigen, was die Kirche sein und sagen, — diese, was sie thun soll.

Es ist nun Zeit, daß wir das Evangelium selbst aufschlagen, um diese Anschauung zu entwickeln.

Als der Herr vor Seinem Leiden mit Seinen Jüngern

allein war, sprach Er zu ihnen: „Wahrlich, wahrlich, sage Ich euch: wer an Mich glaubt, der wird die Werke, die Ich thue, auch thun, und noch größere, als diese, wird er thun.“[1]) Daß die Wundermacht, von der im ersten Theile dieses Satzes die Rede ist, nicht allen Gläubigen ohne Unterschied verliehen wurde, ist klar. Der h. Paulus deutet an, daß die Wunderkräfte höchstens einzeln unter die ersten Christen vertheilt waren;[2]) es ist auch gar nicht anzunehmen, daß jeder einfache Gläubige ein Wunderthäter war; von dem h. Stephanus wird ausdrücklich gesagt, er sei „voll der Gnade und Kraft gewesen und habe große Zeichen und Wunder gethan unter dem Volke;“[3]) diese Gabe muß also etwas ihm Eigenthümliches gewesen sein. Was dagegen die Apostel und Jünger angeht, so war die Gabe, alle Wunder, auch dieselben, wie Christus der Herr, zu wirken, ein Theil des Auftrags, der allen gegeben wurde, ehe sie noch irgend eine geistliche oder priesterliche Sendung erhielten: „Geht und predigt und sagt: das Himmelreich ist nahe. Heilet die Kranken, erwecket die Todten, reinigt die Aussätzigen, vertreibet die Teufel“.[4]) Auch den 72 Jüngern wurde dieselbe Macht verliehen: „Heilet die Kranken . . . und saget zu ihnen: das Reich Gottes ist euch nahe gekommen“.[5]) Dem ersten dieser Auftäge scheint nichts mehr beigefügt werden zu können: die vier dort genannten Classen von Wundern umfassen alle, die der Heiland je gethan, sogar die Auferweckung der Todten. Wie war es auch möglich, über diese Wundermacht hinauszugehen? Welche größere Werke, als sie Jesus gethan, konnten noch Seiner Verheißung gemäß gethan werden? War es möglich, Größeres zu vollbringen, als die Auferweckung des Lazarus? So können also die oben angeführten Worte nicht verstanden werden; ihr richtiger Sinn kann nur der sein, daß die gläubigen Nachfolger des Herrn, welche die Apostel vertreten, Werke thun sollten, die gleich wunderbar sind, aber einer höhern Sphäre angehören. Diese Erklärung wird durch andere Stellen bestätigt, z. B. „Jeder, welcher Haus oder

[1]) Joh. 14, 12. — [2]) 1 Cor. 12, 11. — [3]) Apg. 6, 8. — [4]) Matth. 10, 8; Luc. 9, 1. — [5]) Luc. 10, 9.

Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Acker verlassen hat um Meines Namens willen, soll Hundertfältiges dafür erhalten und das ewige Leben besitzen". [1]) Offenbar bedeutet hier das Hundertfältige der irdischen Güter nicht den Lohn des zukünftigen Lebens, wovon es ausdrücklich unterschieden wird, sondern einen Lohn in diesem Leben; aber es bedeutet entsprechende geistige Gaben, die größer sind, weil sie einer höhern Sphäre angehören, weil sie die Seele und nicht den Leib berühren. Denn Niemand ist noch auf den Gedanken gekommen, daß sich die Verheißung auf die wirkliche Vermehrung der dort aufgezählten Dinge selbst beziehe, einige sinnliche Chiliasten vielleicht ausgenommen. Und doch sind ohne Zweifel die größern Dinge, die verheißen werden, nicht so in die Sinne fallend und für den natürlichen Menschen in seinem gefallenen Zustande und bei seinen beschränkten Fähigkeiten nicht so werthvoll, als die materielleren, aber geringeren. In gleicher Weise dürfen wir also auch wohl annehmen, daß das, was die Gläubigen Größeres, als die sichtbaren Wunder Christi, thun sollten, auf die Werke der Macht Bezug hat, welche die Diener der Kirche in der geistigen Sphäre vollbringen, und das ist die sacramentale Wirksamkeit der Kirche. [2])

Nach dieser Theorie erklärt sich der Katholik leicht die Auswahl, welche im Evangelium aus den zahllosen vom Herrn gewirkten Wundern getroffen ist. Wenn der h. Johannes, indem er die Berichte der Evangelien abschließt, ausdrücklich

[1]) Matth. 19, 29. — [2]) Der h. Gregorius, um Andere nicht zu erwähnen, sagt über die Wundermacht, die der Herr Seinen Aposteln verliehen: Habemus de his signis atque virtutibus, quae adhuc subtilius considerare debeamus. Sancta quippe ecclesia quotidie spiritualiter facit, quod tunc per apostolos corporaliter faciebat . . . Quae nimirum miracula tanto majora sunt, quanto spiritualia; tanto majora sunt, quanto per haec non corpora, sed animae suscitantur. (Bei diesen Zeichen und Wundern verdient aber ein Punct noch genauere Erwägung. Die heilige Kirche nämlich thut täglich auf geistige Weise, was damals durch die Apostel auf leibliche Weise geschehen ist . . . Und diese Wunder sind größer, weil sie geistiger Art sind, weil durch sie nicht Leiber, sondern Seelen erweckt werden.) Hom. 29. in Evang.

zweimal bemerkt, „Jesus habe noch viele andere Zeichen vor Seinen Jüngern gethan, die nicht in diesem Buche geschrieben sind",[1]) und „die Welt könne die Bücher nicht fassen, die geschrieben werden müßten, um Alles aufzuzeichnen, was Er gethan",[2]) so müssen wir annehmen, daß die aufgezeichneten Wunder aus der großen Menge der nicht aufgezeichneten ausgewählt sind, weil sie ganz besonders wichtig für uns waren. Darum sagt uns der h. Johannes, welches für ihn ein Hauptgrundsatz bei der Wahl gewesen sei, und das stimmt genau zu dem, was ich bei der Besprechung der Parabeln in Bezug auf sein Evangelium bemerkt habe. Nach der ersten der beiden angeführten Stellen fährt er fort: „Diese (Zeichen) aber sind geschrieben, daß ihr glauben möget, daß Jesus der Christus, der Sohn Gottes ist".[3]) Mit andern Worten, der h. Johannes wählte seine Wunder mit Rücksicht auf seinen Zweck, die Gottheit Jesu Christi gegenüber der entstehenden Ketzerei der ersten Kirche zu beweisen; demgemäß berichtet er, wie weniger Parabeln, so auch weniger Wunder; aber diejenigen, welche er berichtet, beschreibt er so genau und begleitet sie mit solchen Bemerkungen, daß der Bericht dadurch nicht nur sehr interessant wird, sondern daß auch seine Tendenz deutlich hervortritt. Das bemerkenswertheste Beispiel ist die Heilung des Blinden im neunten Capitel. So oft wir diese schöne Erzählung wieder durchlesen, erfüllt sie uns mit neuer Bewunderung. Das Prüfen der Beweise und das Verhör der Zeugen sind Meisterstücke einer beinahe juristischen Untersuchung. Die Auferweckung des Lazarus ist ein ähnliches Beispiel, wo die detaillirte Erzählung zeigt, wie genau das Wunder von Gegnern untersucht wurde, und wie leicht es gewesen wäre, dasselbe zu bestreiten, wenn es irgend eine schwache Seite dargeboten hätte.[4]) Ein anderes von dem h. Johannes erzähltes Wunder ist bemerkenswerth, insofern es auf einen Punct Bezug hat, in Bezug auf welchen der Herr mehr Wunder gewirkt zu haben scheint, als in Bezug auf irgend einen andern: auf die Wider-

[1]) Joh. 20, 30. — [2]) Joh. 21, 25. — [3]) Joh. 20, 31. — [4]) Joh. 11.

legung der abergläubischen jüdischen Beobachtung des Sabbaths. Der h. Johannes berichtet von einer andern Heilung, die der Herr am Sabbathe in Bezug auf diesen Punct bewirkte, worüber Er Sich gegen die Pharisäer aussprach. Es war die Heilung des Krüppels am Teich Bethsaida, welche im fünften Capitel erzählt, im siebenten wieder erwähnt und vertheidigt wird.[1] Wenn wir bedenken, daß das Recht über die göttliche Institution des Sabbaths, welches der Herr für Sich in Anspruch nahm, den Juden als ein starker Beweis dafür erscheinen mußte, daß Er Sich göttliche Macht beilegte, so begreifen wir leicht, warum der h. Johannes sowohl, wie die übrigen Evangelisten, Wunder auswählten, bei welchen Er diese Seine gesetzgeberische Gewalt ausübte. Beiläufig mag hier noch bemerkt sein, daß auch die andern Evangelisten solche Wunder ausgewählt haben, vielleicht nicht bloß, um die wichtige Wahrheit in abstracto zu beweisen, daß „des Menschen Sohn Herr über den Sabbath ist",[2] sondern, da Er alle Seine Gewalt Seinen Aposteln übertragen und sie gesandt hat, wie der Vater Ihn gesandt hatte, auch darum, um zu zeigen, daß sie berechtigt waren, dieselbe Gewalt über den Sabbath auszuüben durch die Uebertragung seiner Verpflichtungen auf einen andern Tag. Die Wunder, welche zum Beweise für diese Wahrheit erzählt werden, sind: die Heilung einer verdorrten Hand, noch dazu in der Synagoge,[3] die eines gekrümmten Weibes[4] und die eines Wassersüchtigen.[5] Es ist bemerkenswerth, daß diese drei Wunder (die beiden letzten ausschließlich) von dem h. Lucas erzählt werden, dessen Evangelium, wie wir in dem vorhergehenden Aufsatze gesehen haben, den Zweck zu haben scheint, die Kirche, die schon fest begründet war und der Beweise den Juden gegenüber, die Matthäus sich zur Aufgabe gesetzt hat, nicht mehr bedurfte, in praktischer Tugend und Religion weiter zu bilden. Darum behandelt er die Regeln der christlichen Sabbathfeier und das Recht der Kirche, den christlichen Sabbath einzusetzen.

[1]) Joh. 7, 21—23. — [2]) Matth. 12, 8; Marc. 2, 28. — [3]) Marc. 3, 2; Luc. 6, 6. — [4]) Luc. 13, 11. — [5]) Luc. 14, 4.

Kehren wir indeß zu dem Evangelium des h. Johannes zurück, wovon wir etwas abgeschweift sind. Es ist bemerkenswerth, daß er außer den erwähnten Wundern, der Geschichte des Lazarus, des Blinden und des hülflosen Kranken von Bethsaida, nur noch zwei vor der Auferstehung erzählt, welche, während sie deutlich die göttliche Macht Jesu beweisen, zugleich sehr wichtig für die Begründung der angeführten Auffassung der Wunder sind.

Wie der h. Johannes nur einige Zeichen aus dem unermeßlichen Reichthum der Werke des Heilands auswählte, so auch die andern Evangelisten. Sie alle versichern, Er habe alle Arten von Krankheiten geheilt,[1]) und doch ist offenbar, daß sie immer einige besonders hervorheben. Und wir werden finden, daß dies solche sind, welche sowohl ihrer Natur, wie den sie begleitenden Umständen nach das treueste Bild der sacramentalen Institutionen und der Kirche sind. Wir wollen diese kurz durchgehen.

I. Die Taufe. Die auffallendste Wirkung der Bekehrung in der ersten Kirche mußte die Zulassung zu einer neuen und wunderbaren Erkenntniß religiöser Wahrheit sein. Die Reinigung von der Erbsünde war als die directe Gnade des Sacraments bekannt; aber die augenscheinliche Wirkung und die Frucht der Gnade mußte die Einweihung in die Schönheiten der christlichen Geheimnisse sein und die daraus hervorgehende Theilnahme an dem unendlichen Kreise erhabener religiöser Vorstellungen. Welch' ein Strom geistigen Lichtes mußte in die Seele eines redlich forschenden Heiden eindringen, welcher bisher in der Finsterniß völliger Unwissenheit oder im Zwielicht einer suchenden Philosophie umhergetappt hatte, wenn ihm zum ersten Male die christliche Lehre von des Menschen Ursprung, Bestimmung, Fall und Erlösung enthüllt wurde! Welch' ein klares, ruhiges und wohlthuendes Licht mußte seinen sittlichen Horizont erhellen, wenn ihm die Grundsätze der Liebe Gottes und des Nächsten und das herrliche System christlicher

[1]) Matth. 4, 23; 15. 30; Marc. 1, 32; Luc. 7, 21.

Tugenden vollständig mitgetheilt wurde! Wenn gelehrten, denkenden und begabten Männern, wie Brownson oder Stolberg, der Uebergang von einem falschen Christenthum zum wahren wie ein Uebergang aus der Finsterniß zum Lichte vorkam, wenn ihre frühere Weisheit ihnen als bloße kindische Beschränktheit erschien in Vergleich zu dem hellen und strahlenden geistigen Lichte, welches ihnen aufging und von seinem glänzenden Mittelpuncte aus über alle andern Zweige ihrer Erkenntniß seine warmen Strahlen ausgoß: — welcher Strahl muß dann von den Lippen eines h. Paulus in den Geist eines Dionysius gedrungen sein, als seine erhabenen Lehren alle Weisheit des atheniſchen Areopags in Schatten stellte! Gewiß, wenn sie sagten, ihre Augen seien ihnen geöffnet, sie seien von der Finsterniß zum Lichte übergegangen, jetzt sähen sie wirklich, — so waren das die natürlichsten Ausdrücke, die sie gebrauchen konnten, um die geistige Umwandlung zu schildern, die an ihnen vor sich gegangen war. Was konnte ein ernster heidnischer Denker, der zum Christenthum hinübergezogen wurde, natürlicher bitten, als „Domine, ut videam, — Herr, daß ich sehen möchte"?[1]) Darum bedeutet im Neuen Testamente, wie sich Jeder erinnern wird, der mit seiner Ausdrucksweise bekannt ist, „Finsterniß" den Zustand der Menschen vor der Ankunft Christi, und „Licht" den Zustand derjenigen, die ihm nachfolgten.

Aber der geistige Zustand des Menschen war nicht bloß ein Zustand der Finsterniß und Blindheit, sondern noch mehr ein Zustand gänzlicher Hülflosigkeit. Selbst wenn ein schwacher Strahl sittlichen Lichtes ihm den rechten Weg zeigte, hatte er keine Kraft, auf demselben zu wandeln:

Video meliora proboque,
Deteriora sequor,[2])

war ein treues Bild des Menschen hinsichtlich der Sittlichkeit. Der Wille hatte keine Kraft und Energie, Nichts, was ihn recht zum Guten antrieb, und was schlimmer als Alles war, keine Vorstellung und keine Hoffnung einer Mittheilung über-

[1]) Luc. 18, 35; Matth. 20, 35; Marc. 10, 51. — [2]) Das Beſſ're erkennend und wollend, Thu' ich das Schlimmere doch. (Ovid.)

natürlicher Gnade. Wenn sich aber der Christ plötzlich im Stande fühlte, nicht allein das Naturgesetz zu erfüllen, sondern auch auf dem Wege der schwersten Gebote zu wandeln, ja wenn er in sich die Bereitwilligkeit und das Verlangen fühlte, Schmerzen und Tod für Christus zu erdulden, und sah, wie seine zarte Tochter freudig für ihr eigenes Haupt den Kranz von Lilien und Rosen wand, die Krone der Jungfräulichkeit und des Martyrthums, — womit konnte er dann sich selbst besser vergleichen, als mit einem Manne, der in ohnmächtiger Lähmung, ein Krüppel an allen Gliedern, dagelegen hatte, bis er geheilt und bis neue Kraft und neues Leben durch seine Glieder gegossen wurde?

Jeder Sinn, selbst der untergeordnetste, hat im geistigen Leben seine Parallele. Die Seele hört im Christenthum, indem sie bereitwillig ist, sich belehren zu lassen und zu gehorchen, wie es sich nur bei den Gläubigen zeigt. „Der Herr hat mein Ohr geöffnet, und ich leiste keinen Widerstand“,[1]) läßt Isaias den Messias sagen; und oft nennt er die, welche Gottes Wort nicht hören wollen, taub;[2]) ebenso die andern Propheten.[3]) In dem Neuen Testament herrscht ein ähnlicher Sprachgebrauch.[4]) Den Mund oder die Lippen öffnen, bedeutet in ähnlicher Weise die Macht, Gott würdig zu loben und Seine Wahrheit zu verkünden.[5]) Wir können uns also leicht denken, wie ein Christ, wenn er einmal in die Wahrheiten seiner Religion vollkommen eingeweiht, wenn er über das wundervolle Geheimniß der h. Dreifaltigkeit und das gleich wundervolle der Menschwerdung unterrichtet war und sich nun in den Stand gesetzt sah, Gott anzureden wie Er ist[6]) und in wür-

[1]) Is. 50, 5. — [2]) Is. 6, 10; 43, 8; 48, 8; 64, 4. — [3]) Jer. 5 21; 6, 10; 11 8; 34, 14; Ezech. 12, 12; 40, 4; Mich. 7, 6; Zach. 7, 11. — [4]) Marc. 8, 18; Apg. 28, 26; Röm. 12, 8. — [5]) Ps. 50, 17; Sprüchw. 8, 6; Is. 6, 8; 50 4; Jer. 1, 9; Ezech. 3, 27. — [6]) In confessione verae fidei aeternae Trinitatis gloriam agnoscere et in potentia majestatis adorare unitatem. (Du hast Deinen Dienern verliehen, im Bekenntniß des wahren Glaubens die Glorie der ewigen Dreifaltigkeit zu erkennen und in der Macht Deiner Majestät die Einheit anzubeten). Collecte am Dreifaltigkeits-Sonntage.

diger Weise von Seinem Wesen zu sprechen, ein ähnliches Gefühl empfand, als wäre ihm ein neuer Sinn gegeben und als wäre seine Zunge gelöst, wie die des Zacharias,[1]) um Gottes Erbarmungen zu preisen.

Dabei sind aber noch einige Umstände bemerkenswerth:

1. Die erwähnten Leiden sind fast immer solche, die sich vom Tage der Geburt an datiren. Der Blinde, der Taubstumme und der Krüppel sind fast immer so geboren; die Fälle, wo das Uebel später entstanden ist, bilden eine Ausnahme. Im Neuen Testamente wird das besonders hervorgehoben. Der h. Johannes sagt ausdrücklich, der von Jesus geheilte Blinde sei ein Blindgeborener gewesen,[2]) und von zwei Krüppeln, welche von dem h. Petrus und dem h. Paulus geheilt wurden, wird ausdrücklich bemerkt, sie seien vom Mutterleibe an so gewesen.[3]) Ihr Zustand war also mehr ein Zustand des Verlustes, er kam mit der Geburt und war so gewissermaßen ein natürlicher Zustand. Diese Classe von Leiden versinnbildet also den Zustand des Menschen, der noch nicht im Zustande der Gnade ist, besser, als Krankheiten und Mängel, die später entstanden sind. Wenn die Jünger den Herrn fragten, ob der Blinde wegen der Sünden seiner Eltern so heimgesucht sei,[4]) deuteten sie auf die Ursache der geistigen Blindheit des Menschen hin.

2. Diejenigen, welchen der Herr den Gebrauch ihrer Sinne und Glieder wiedergab, scheinen bei ihrem unglücklichen Zustande meist auch arm gewesen zu sein. Daß Er die Reichen eben so gern heilte, wie die Armen, ist nicht zu bezweifeln; aber die Evangelisten haben uns verhältnißmäßig wenig Fälle aufgezeichnet, wo Er zu dem Ende in die Häuser der Reichen ging. Die Menge, die sich auf den Straßen um Ihn drängte, die Bettler am Wege und an den Stadtthoren[5]) waren es, die sich am meisten um Hülfe bittend an Ihn wandten. Er ging zu Simon dem Aussätzigen, um bei ihm zu speisen,[6]) aber

[1]) Luc. 1, 64. — [2]) Joh. 9, 1. — [3]) Apg. 3, 12; 14, 7. — [4]) Joh. 9, 2. — [5]) Matth. 20, 30; Marc. 10, 52; Luc. 18, 43. [6]) Marc, 14, 3.

wir lesen nichts davon, daß Er ihn geheilt habe; der stolze Pharisäer, welcher Magdalena verachtete, war vielleicht darüber hinaus, den Herrn darum zu bitten oder an Seine Wundermacht zu glauben. Auch das bestätigt die Parallele zwischen dem Menschen in seinem gefallenen Zustande und den von Christus Geheilten: er war geistig arm sowohl, wie blind, lahm, taub und stumm.

3. Diese besondern Gebrechen werden mit der Besessenheit in Zusammenhang gebracht. Wir haben drei bemerkenswerthe Fälle der Art: den ersten erzählen der h. Matthäus und der h. Lucas, von einem stummen Besessenen;[1]) der zweite ist der taubstumme Besessene, den der h. Marcus und der h. Lucas erwähnen;[2]) bei dem dritten ist die Besessenheit mit dem Verlust dreier Sinne verbunden, der Besessene ist blind und taub und stumm; diesen Fall berichtet nur der h. Matthäus.[3]) Auch hier zeigt sich die größte Aehnlichkeit zwischen dem geistigen Zustande des gefallenen Menschen und dem physischen Zustande derjenigen, welche Christus vorzugsweise heilte, so weit wenigstens als es zu unserer Belehrung für gut gehalten ist, Seine Heilungen aufzuzeichnen. Die Seele des Menschen war blind, taub und stumm durch die Herrschaft des Bösen, der Gottes Herrschaft über den Geist und das Herz des Menschen usurpirt hatte. Er befand sich eben so wohl in der Knechtschaft des Teufels, als in der Finsterniß. Darum werden beide bei der Aufzählung der Zwecke der Sendung Christi zusammengestellt. „Zu predigen Befreiung den Gefangenen und Gesicht den Blinden", das bezeichnet im Voraus Isaias und nach ihm der h. Lucas als Seine glorreiche Aufgabe.[4]) Und da ich von dieser satanischen Gewalt über den Leib des Menschen rede, mag hier noch darauf hingewiesen werden, in wie furchtbarer, aber treffender Weise dieselbe in einer andern Stelle des Evangeliums als Bild einer ähnlichen Tyrannei über seine Seele erscheint: eine Legion von Teufeln hatte sich auf ihn gestürzt, ihr Einfluß hatte ihn dem unreinsten Thiere gleich

[1]) Matth. 9, 33; Luc. 11, 14. — [2]) Marc. 9, 16. 24; Luc. 9, 38. — [3]) Matth. 12, 22. — [4]) Is. 61, 1; Luc. 4, 19.

gemacht und stürzte ihn so in einen Abgrund, in dem er zu Grunde gehen mußte.[1])

Ich habe es nicht für nöthig gehalten, meine Auffassung durch die Hinweisung auf Auctoritäten zu bestätigen. Für jeden der entwickelten Puncte können Stellen aus den heiligen Vätern angeführt werden, die unzählige Male den Blinden, den Taubstummen und den Besessenen als Bild des Menschen in seinem gefallenen Zustande auffassen. Ich gehe daher ohne Weiteres zur Anwendung des Gesagten über.

Die rituelle Handlung, wodurch die Kirche in alten wie in neueren Zeiten auf jenen Zustand des Menschen einwirkt, wodurch sie ihn mit der heilenden Kraft Christi berührt, ihn aus der Gewalt des Teufels befreit, seinen Zustand ändert, seine Augen, seine Ohren, seinen Mund öffnet und macht, daß er recht sehen, hören und reden kann, und wodurch sie ihm Kraft gibt, nach Gottes Geboten zu wandeln, ist die h. Taufe. Diese Idee ist so natürlich, daß der ganze Ritus der Taufe darauf begründet ist.

1. Die Exorcismen, womit derselbe beginnt, zeigen, daß der Ungetaufte von der Kirche im geistigen Sinne zu denjenigen gerechnet wird, die unter der Gewalt des bösen Feindes stehen. Dieser wird verflucht, beschworen und ausgetrieben, und das in so kräftigen und harten Worten, wie sie zu der Handlung passen und wie sie der Herr selbst den Besessenen gegenüber gebrauchte. Doctor Pusey hat in seinem bekannten Tractat über die Taufe bewiesen, daß alle Liturgieen, nur die anglicanische nicht, diese Exorcismen, also auch diese Idee haben.

2. Die Sinne werden als der Wiederherstellung bedürftig behandelt und die Ceremonien sind ganz genau den äußern Zeichen nachgebildet, die der Herr selbst bei solchen Heilungen anwandte. Als man einen Taubstummen zu Ihm brachte, und Ihn bat, Er möge demselben die Hand auflegen, wollte Er Seine Macht nicht auf diese gewöhnliche Weise ausüben, son-

[1]) Matth. 18, 24.

dern „nahm ihn bei Seite; legte Seine Finger in seine Ohren und spie aus und berührte seine Zunge; und indem Er gegen Himmel aufblickte, seufzte Er und sprach zu ihm: Ephpheta, das heißt: sei geöffnet“.[1]) Diese Ceremonie nun hat die Kirche von Anfang an in ihren Taufritus aufgenommen: der Priester berührt die Ohren des Täuflings und spricht die nämlichen Worte, und berührt dann in ähnlicher Weise, als Nachahmung der göttlichen Handlung, mit Speichel die Nase. Ferner wird in den Mund Salz gelegt, das sacramentum salis, ein neues Sinnbild des Oeffnens des Mundes, um himmlische Weisheit zu reden, deren Emblem das Salz ist.

3. Bei der Taufe eines Erwachsenen wird eine bemerkenswerthe Ceremonie vorgenommen, welche den Gedanken der Kirche über diese Aehnlichkeit treffend ausdrückt. Der Bischof oder Priester bezeichnet die verschiedenen Sinne unter passenden Worten mit dem Kreuzzeichen: „Ich bezeichne deine Stirn †, daß du empfangest das Kreuz Christi. Ich bezeichne deine Ohren †, daß du höreſt die göttlichen Gebote. Ich bezeichne deine Augen †, daß du sehest die Herrlichkeit Gottes. Ich bezeichne deine Nase †, daß du empfindest den süßen Geruch Christi. Ich bezeichne deinen Mund †, daß du redest die Worte des Lebens. Ich bezeichne deine Brust †, daß du glaubest an Gott. Ich bezeichne deine Schultern †, daß du auf dich nehmest das Joch Seines Dienstes. Ich bezeichne dich ganz †, im Namen des Vaters † und des Sohnes † und des h. Geistes †, daß du habest das ewige Leben und lebest in Ewigkeit. Amen.“ Ferner wenn der Bischof am Thore der Kirche — für den Katholiken in Wahrheit „die schöne Pforte“ des Hauses Gottes — dem dort knieenden Täufling die Hand reicht und ihn aufrichtet und mit den Worten „Tritt ein in die Kirche Gottes“ an der Stola ihn zum ersten Male in den Tempel führt, wie ähnlich ist das dem, was der h. Petrus, der erste Bischof nach Christus, that, als er im Namen Jesu dem Lahmen an der Pforte des Tempels gebot aufzustehn und „ihn bei der rechten

[1]) Marc. 7, 33.

Hand faßte und aufrichtete"; und der Mann „wandelte und ging mit ihnen in den Tempel, wandelnd und hüpfend und Gott preisend", und er „hielt Petrus und Johannes fest",[1]) ohne Zweifel an den Kleidern, indem er sich liebevoll an sie anklammerte.

4. Der große Segen der Taufe oder Bekehrung war aber der, welchen der h. Petrus so schön ausdrückt, indem er seine neuen Christen anredet mit den Worten, die der h. Augustinus auf die Neugetauften anwendet, da er sie nennt „ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priesterthum, eine heilige Nation, ein erkauftes Volk; auf daß ihr kundthut, fügt er bei, Seine Macht, der euch berufen hat von der Finsterniß zu Seinem wunderbaren Lichte".[2]) Während die Wunder, welche andere körperliche Organe und Fähigkeiten betreffen, als accessorisch angesehen werden können, ist dies Verleihen der Gnade des Glaubens, der Grundlage aller Tugenden, als das Wesentliche der Wiedergeburt durch die Taufe zu betrachten; es ist in Wahrheit das Führen der blinden Natur zu „dem wunderbaren Lichte Gottes". Darum wird es in dem Taufritus der Kirche oft unter diesem Bilde erwähnt. In dem Einleitungsgebete schon spricht der Priester, indem er die Hand auf das Haupt des Täuflings legt: „Alle Blindheit des Herzens vertreibe von ihm, zerbrich die Banden Satan's, womit er gefesselt ist". Und wieder betet er noch feierlicher mit derselben bedeutsamen Handlung: „Ich bitte Dich, ewiger und barmherziger, heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott, Urheber des Lichts und der Wahrheit, für diesen Deinen Diener N., daß Du Dich würdigen mögest, ihn zu erleuchten mit Deinem geistigen Lichte". Dem geht bei der Taufe von Erwachsenen eine Beschwörung Satan's in folgenden Ausdrücken vorher: „Denn Er gebietet dir, Verfluchter, für ewig Verlorener, Der dem Blindgeborenen die Augen öffnete". Endlich haben wir in demselben Ritus folgendes Gebet: „Ich bitte Dich, heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott, daß Du

[1]) Apg. 3, 1—11. — [2]) 1 Petr. 2, 9.

diesem Deinem Diener N., der unsicher und zweifelhaft wandelt in der Nacht dieser Welt, den Weg Deiner Wahrheit zeigen und Deine Erkenntniß mittheilen mögest; daß die Augen seines Herzens eröffnet werden und er Dich erkenne, den Einen Gott, den Vater im Sohne und den Sohn im Vater mit dem h. Geiste" u. s. w.

Diese Stellen werden hinlänglich beweisen, wie stark nach der Ansicht der Kirche die Analogie zwischen der Sehendmachung des körperlich Blinden und der Verleihung des Glaubens an den Ungetauften ist. Zu den äußern Zeichen, welche der Heiland gewöhnlich bei Heilungen anwandte, gehört auch die Handauflegung, eine Ceremonie, welche vorzugsweise eine sacramentale geworden ist. Er wandte sie an bei der Heilung von Blinden; namentlich in Einem Falle „faßte Er den Blinden bei der Hand und führte ihn aus der Stadt und spie aus auf seine Augen und legte ihm die Hand auf und fragte ihn, ob er etwas sähe. Und aufblickend sagte derselbe: ich sehe Menschen wie Bäume gehen. Darauf legte Er ihm wieder die Hände auf die Augen und er fing an zu sehen und war wieder hergestellt, so daß er alles deutlich sah".[1] Wir haben schon eben gesehen, wie der Priester bei Ausspendung der Taufe zweimal dem Kinde die Hand auflegt, mit einem Gebete um Entfernung der Blindheit beim ersten, und um Mittheilung des Lichtes beim zweiten Male.

Ein anderes Beispiel ist aber noch bemerkenswerther. Als Saulus auf dem Wege von Damascus von dem barmherzigen Gerichte Gottes erreicht wurde, ward er mit Blindheit geschlagen. Geschah das nur, um seinen stolzen Geist zu demüthigen und zu bändigen, um ihn zu zähmen wie einen geblendeten Adler, der bei seinem ersten Flug nach Beute gefangen ist? Oder liegt nicht auch darin eine tiefere symbolische Bedeutung; soll es ihm nicht auch zeigen, wie die Gewalt der Kirche, während sie seine leibliche Blindheit heilte, auch seiner Seele ein geistiges Licht gab? Als Ananias zu ihm kam, um ihn zu

[1]) Marc. 8, 22–26.

taufen, „legte er ihm die Hände auf“ und sprach: „Bruder Saulus, der Herr Jesus hat mich gesandt, . . . daß du dein Gesicht wieder erhalten und mit dem h. Geiste erfüllt werden mögest. Und darauf fiel es wie Schuppen von seinen Augen und er erhielt das Gesicht wieder und stand auf und wurde getauft“.[1]) Hier sehen wir also das Wunder der Heilung der Blindheit in Verbindung mit dem Taufritus; ja allem Anscheine nach war die Blindheit über Saulus verhängt, um die genaue Aehnlichkeit zwischen beiden zu zeigen und das sichtbare Wunder zu einer Bestätigung des unsichtbaren zu machen.

Der Herr selbst aber hat uns direct das interessanteste Beispiel dieses Zusammenhanges gegeben. Ich habe bereits den ausführlichen Bericht des h. Johannes über die Heilung eines Blinden erwähnt. Bei dieser Gelegenheit wendet der Herr erst die geheimnißvolle Ceremonie an, die der h. Marcus beschreibt; denn „Er spie auf den Boden und machte einen Teig aus dem Speichel und legte den Teig auf seine Augen.“ Das hätte, sollte man glauben, genügt, um die Heilung zu bewirken. Es hätte auch genügt, wenn Er gewollt hätte. Aber sicher in der Absicht, uns eine Lehre zu ertheilen, deren Bedeutung wir erkennen sollten, „sprach Er zu ihm: geh, wasche (bade) dich im Teich Siloe, das heißt verdolmetscht: Gesandter. Er ging hin und wusch sich und kam sehend zurück“.[2]) Wenn Jesus die wunderbare Handlung der Taufe symbolisiren wollte, wie ich sie beschrieben habe, als eine solche, wodurch auf übernatürliche Weise der Seele das göttliche Licht des Glaubens gegeben wird, so konnte Er das nicht vollständiger thun, als durch diese am genauesten unter allen erzählte Heilung eines Blinden. Das Salben der Augen, denn so heißt es im griechischen Text,[3]) ist nur eine vorbereitende Ceremonie, wie die Salbung mit dem Katechumenen-Oel bei der Taufe; die Heilung

[1]) Apg. 9, 18. — [2]) Joh. 9, 6, 7. — [3]) Ἐπέχρισε V. 6. Die hier beschriebene, so wie die Marc. 8, 23 erwähnte Handlung erscheint gar nicht auffallend, wenn man weiß, daß ein ähnlicher Gebrauch bei den Juden und anderen Nationen des Alterthums nicht ungewöhnlich war. S. Wetstein z. d. St.

wurde aber vollendet durch das Wasser, nicht das Wasser des Jordan, nicht durch das Wasser des Johannes, sondern durch das Wasser des Teiches Siloe, das Wasser des Messias. Auch das ist bedeutsam, wenn wir den Glauben der Juden berücksichtigen, daß dieses das kräftigste Bad zur Abwaschung gesetzlicher Verunreinigungen sei.[1]) Selbst Cäsar's berühmtes Veni, vidi, vici,[2]) drückt die Schnelligkeit seines Sieges nicht emphatischer aus, als die Erzählung des Blinden das Augenblickliche seiner Heilung: „Der Mann, welcher Jesus genannt wird, machte einen Teig und bestrich meine Augen und sagte zu mir: geh zum Teich Siloe und wasche dich. Und ich ging hin und wusch mich und sehe.“ Kein Wunder, daß die alten Christen gerade dasselbe Wort, welches in dieser Stelle vorkommt, auf das Baptisterium anwandten, indem sie dasselbe, ohne Zweifel mit Rücksicht auf diese Stelle, unter andern auch κολυμβήθρα, Schwemmteich, nannten.

Das Gesagte wird bestätigt durch eine schöne Stelle bei Isaias und verbreitet umgekehrt Licht über dieselbe: „Gott selbst wird kommen und euch retten. Dann werden die Augen des Blinden geöffnet und die Ohren des Tauben aufgethan werden. Dann wird der Lahme springen wie der Hirsch und die Zunge des Stummen wird gelöst werden. Denn Wasser brechen hervor in der Wüste und Ströme in der Wildniß... Und ein Pfad und ein Weg wird dort sein und er wird der heilige Weg genannt werden; der Unreine soll nicht darauf gehen; und er wird euch ein gerader Weg sein, so daß selbst Einfältige nicht darauf irre gehen; . . . diejenigen werden darauf wandeln, welche werden erlöst werden“.[3]) Damit können nur geistige Gebrechen gemeint sein.

Es ist wohl überflüssig, beizufügen, daß nur in der katholischen Taufe ein Gegenstück zu der Classe von Wundern zu

[1]) „Selbst wenn er sich in dem Wasser von Siloam wüsche . . ., würde er nicht vollkommen gereinigt werden.“ Talm. von Jer. bei Wetstein z. d. St. Ebendas. zu V. 6 wird auch der jüdische Tadel gegen das Bestreichen der Augen mit Speichel am Sabbath erwähnt. Vgl. V. 13. — [2]) Ich kam, ich sah, ich siegte. — [3]) Is. 35, 4—9.

finden ist, welche wir zusammengestellt haben, wie sie gewöhnlich in den Evangelien classificirt werden. Die Exorcismen und die andern Gebete, welche ich citirt habe, sind aus der protestantischen Liturgie verschwunden; alle Hinweisung auf einen Glauben an Wirkungen, welche diesen Wundern des Herrn parallel sind, sucht man dort vergebens. Aber nicht nur in den Formularen, auch in den Grundsätzen des anglicanischen Systems ist nichts von einer Lehre zu finden, welche zur Nachweisung eines solchen Parallelismus nöthig ist. Den Glauben bezeichnet und betrachtet man gewiß nicht als ein Geschenk Gottes, als eine eingegossene Tugend, welche in der Taufe der Seele, selbst der Seele eines Kindes mitgetheilt wird. Der Glaube ist dem Protestanten vielmehr nur ein Bekenntniß einer Art zu denken und das Denken ist ein Act des Individuums. Darum verlangt das anglicanische System bei der Confirmation ein persönliches Bekenntniß dessen, was bei der Taufe durch Stellvertreter bekannt ist. Aber nirgend, als vielleicht in der idealen Kirche, welche nur auf den Studierstuben Oxforder Theologen existirt, glaubt man, daß das Kind seit der Taufe einen inhärenten, wahren und orthodoxen Glauben besessen hat. Darum ist die erste Frage, welche nach dem katholischen Ritual an den Katechumenen gerichtet wird: „Was begehrst du von der Kirche Gottes?" und die Antwort: „den Glauben". Daß die anglicanische Theorie, selbst im höchsten Stadium des Hochkirchenthums, von diesem wichtigen Puncte der Lehre von der Taufe keinen Begriff hat, geht daraus hervor, daß Niemand eifriger, als die Oxforder, Damen und junge Leute von dem Uebertritt zur kathoiischen Kirche durch die Versicherung abzuhalten sucht, sie würden dadurch „die Kirche ihrer Taufe" verlassen; denn ein solcher Ausdruck kann nur bedeuten, sie seien durch die Taufe in die englische Staatskirche, als eine von der Orbis-terrarum-Kirche, von der mit Rom verbundenen katholischen Kirche unterschiedene Gesellschaft aufgenommen. Denn ist der Anglicanismus ein Theil der Einen allgemeinen Kirche, so ist ein solcher Ausdruck so bedeutungslos und absurd, als wenn man zu Jemand sagte:

„Werde kein englischer Unterthan, sonst hörst du auf, ein Londoner Bürger zu sein", oder zu einem Soldaten: „tritt nicht in die Armee ein, sonst verlässest du dein Regiment." Der Ausdruck bedeutet also, der Anglicanismus sei von dem Katholicismus so verschieden, daß die Taufe des einen nicht der des andern gleich sei. Soll das aber der Fall sein, so empfängt entweder das getaufte Kind keinen Glauben, oder den anglicanischen Glauben im Unterschiede von dem der katholischen Kirche, und das ist offenbar gar kein Glaube. Der einzige Sinn, den man mit dieser Phrase verbinden kann, ist dieser: „In der Taufe hast du dich zum Anglicanismus bekannt, und es ist sündhaft, wenn du dies Bekenntniß aufgibst." Dieser Sinn wird durch die Thatsache bestätigt, daß die, welche so reden, sich zum Anglicanismus bekennen, sich aber kein Gewissen daraus machen, an den Katholicismus zu glauben. Der Ausdruck ist eine protestantische Erfindung und es ist nur zu verwundern, daß ihn nicht schon die Donatisten gebraucht haben. Er macht die Kirche mehr der Bürgerschaft einer Stadt gleich, als dem Reiche Gottes, welches die ganze Welt umfaßt.

Die katholische Kirche hingegen betrachtet die Taufe als die janua ecclesiae, als die Thüre der Kirche und betrachtet darum Jeden, der gültig (wenn auch ungesetzlich) getauft ist, als ein Mitglied der wahren Kirche, als einen Katholiken, welcher den rechten Glauben, sowie die anderen eingegossenen Tugenden besitzt und in diesem Besitze bleibt, bis ein widersprechender Act die Tugend zerstört und das unglückliche Opfer der Herrschaft des Irrthums, dem Schisma oder der Ketzerei überantwortet. Bedenkt das wohl, ihr hochkirchlichen Lehrer: jeder von euch ist, wenn er gültig getauft ist, in den Augen der Einen katholischen Kirche einmal ein Mitglied von ihr gewesen; jeder von euch hat sie durch einen Act der Apostasie verlassen, und eure Kinder, die ihr mit eigener Hand getauft habt, damit nicht diese heilige Handlung ungültig vorgenommen werde, wie ihr es von leichtsinnigen Menschen so oft seht, diese unschuldigen Kleinen gehören noch uns, gehören noch zur Ge-

meinschaft der heiligen Kirche Gottes auf der ganzen Welt. Wenn der Tag kommt, wo ihr, selbst im Zweifel über euern Standpunct, das Gift einer Ketzerei, die ihr selbst beklagt, in ihr gelehriges Herz gießt, wo ihr sie glauben lehrt, daß Jesus Christus nicht Eine wahre Kirche auf Erden gegründet oder nicht den Anschluß an Petrus befohlen habe, oder daß der sogenannte Bischof euerer Diöcese ein Nachfolger der Apostel sei, oder daß Maria nicht angerufen werden dürfe, oder daß die Taufe sie zu Anglicanern mache, oder daß der Herr im h. Abendmahle nicht wahrhaft gegenwärtig, oder daß die priesterliche Lossprechung zur Sündenvergebung nicht nöthig sei; — oder sollte der Tag kommen (denn heutzutage erlebt man wunderliche Dinge), wo ihr gerade das Gegentheil lehrt und euern Kindern sagt, euere Kirche, wie ihr es nennt, lehre von alle dem das Gegentheil, gerade wie die Katholiken, und wo ihr so dieselben zu einem häretischen Bekenntniß einer orthodoxen Lehre verleitet; — wenn der Tag kommt, so wisset, daß ihr einen Mord begeht; ihr beraubt euere Kinder des weißen Gewandes der Unschuld (denn Ketzerei ist Sünde), welches bei jeder wahren Taufe dem Täufling geistiger Weise angelegt wird; ihr reißt ihnen das brennende Licht des orthodoxen Glaubens aus der Hand; ihr nehmt den Kranz der Kindschaft Gottes weg, welchen die wahre Taufe auf ihr Haupt legte. Ihr thut noch Schlimmeres; ihr vernichtet die Wunder der Taufe: ihr blendet die Augen, die einst geöffnet wurden; ihr verschließt die Ohren, die einst aufgethan wurden; ihr fesselt die Zunge, die einst gelöst wurde; ihr verstümmelt die Glieder, die einst geheilt wurden. O denkt daran, ehe es zu spät ist. Ihr, deren Gemüther sturmbewegt sind, die ihr eures Glaubens nicht sicher seid, die ihr euch vielleicht mit der Hoffnung schmeichelt, die Einheit könne noch wiederhergestellt und ihr sicher von dem Golfstrom in den Hafen katholischer Ruhe getrieben werden; ihr, die ihr nicht zu sagen wagt, daß sich nicht einmal etwas zutragen könne, was euch aus euerer jetzigen Stellung hinausdränge und in unsere Kirche hinüberführe, ihr vor Allen, die ihr sagt, ihr hieltet es zwar für eure Pflicht,

zu bleiben, wo Gott euch hingestellt habe, ihr würdet euch aber freuen, hätte euch Seine Vorsehung in der katholischen Kirche aufwachsen lassen, die ihr „Alles darum geben würdet", wenn ihr immer katholisch gewesen wäret:[1]) — sparet euern Schmerz, euere Unruhe, euere Qualen denen, die ihr liebt; laßt ab von dem Wahne, daß ihr euere Kinder zu Katholiken erziehen könnet in einer anglicanischen Kirche oder einem anglicanischen Pfarrhause; gebt sie offen und hochherzig der einzigen Mutter hin, die sie heilig erziehen wird; macht sie zu Unterpfändern euerer Liebe, die ihr nicht euerem eigenen Systeme weihet, sendet euere Schätze dahin, wo, wie ihr sagt, euer Herz ist, daß beide zusammen seien und daß ihr nicht die Wahrheit lügen straft. Ja, ich wiederhole es zuversichtlich, es gibt jetzt viele im Anglicanismus, welche nicht ohne eine furchtbare Sünde ihre Kinder darin erziehen lassen können; denn sie haben nicht die Entschuldigung eines irrigen Gewissens; sie können dieser Sünde nur entgehen, indem sie dieselbe ruhig in der Kirche ihrer Taufe, in der Einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche bleiben lassen.

II. Die Buße. — Es wird nicht nöthig sein, den Leser bei den anderen Sacramenten lange aufzuhalten; die Anwendung der Wunder des Herrn auf sie wird weniger complicirt sein. Wenn die Leiden, welche den Menschen zum Arbeiten unfähig machen, welche ihn von Geburt an drücken, welche für ihn mehr eine Negation oder ein Nichtbesitz eines Gutes, als eine positive Entziehung von etwas sind, was er gehabt hat, und welche zur Zeit Christi oft mit dämonischer Besessenheit verbunden waren, ein passendes Bild des nicht wiedergeborenen Menschen sind, so lassen sich die Gebrechen und Krankheiten, welche ihn im Verlaufe seines Lebens befallen und oft mit dem Tode endigen, als Symbole der geistigen Krankheiten betrachten, die er seiner Seele durch die Sünde zuzieht. Die Aehnlichkeit ist so groß, daß besondere Krankheiten leicht als

[1]) Solche Aeußerungen sind bei Mitgliedern der puseyitischen Partei in England nicht selten. D. Uebers.

Bilder besonderer Sünden oder Laster betrachtet werden können: selbst der heidnische Dichter erkannte die Aehnlichkeit zwischen dem Geiz und der Wassersucht — crescit indulgens sibi dirus hydrops —; der Zorn ist ein Fieber des Geistes, ängstliche Sorge ein nagender Krebs desselben, Eifersucht seine Gelbsucht, Stolz seine Vollblütigkeit, Trägheit seine Auszehrung.

Ich will mich aber auf drei Streiche der Geissel beschränken, die den Menschen traf, als er zum ersten Male sündigte:

1. Der erste ist Gliederlähmung. Sie ist nicht selten die Folge von Excessen und bringt den Menschen in eine hülflose Lage; sie beraubt ihn oft der Sprache und macht ihn unfähig zur Arbeit. Sie bringt ihn, soweit es möglich ist, in den Zustand, den wir oben als Symbol des Zustandes des gefallenen Menschen bezeichnet haben. Was gibt es für ein treffenderes Bild von dem, was der Mensch durch die Sünde an seiner Seele thut? Er macht sie zu einem gelähmten, darniederliegenden, zitternden, hülflosen, elenden Wesen. Die Heilung des Gichtbrüchigen, welche die drei ersten Evangelisten erzählen[1]), ist besonders interessant, weil sie offenbar berichtet wird, um die katholische Lehre über die Sündenvergebung zu begründen. Der Kranke wird vor den Herrn gebracht, indem er durch das Dach herabgelassen wird. Statt ihn gleich zu heilen, redet ihn der Herr mit den Worten an: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben." Das thut der Herr offenbar aus Liebe und Güte; er will wie ein geschickter Arzt nicht die geringere Krankheit heilen, so lange noch die größere da ist. Die Worte wurden aber offenbar absichtlich gesprochen: sie sollten eine Einwendung hervorrufen und Gelegenheit geben, dieselbe zu beantworten; und diese Antwort sollte für uns sehr wichtig sein. Sie deuten zudem an, wie der Anblick des leiblichen Leidens des Mannes den Herrn an seinen geistigen Zustand erinnerten; denn warum richtete Er sonst nicht dieselben Worte an irgend einen der Umstehenden, der vielleicht, wie die meisten unter ihnen, der Verzeihung ebenso bedürftig

[1]) Matth. 9, 6; Marc. 2, 10; Luc. 5, 24.

war? Aber der kranke Leib und die zitternden Glieder dieses Kranken waren Ihm nur das lebendige Bild einer durch die Sünde gelähmten und niedergebeugten Seele. Einige protestantische Erklärer haben den Ausdruck für gleichbedeutend mit dem Befehle, gesund zu werden, gehalten; aber offenbar hatte er die Wiederherstellung der leiblichen Gesundheit nicht zur Folge; wir müssen also annehmen, daß die Sünden vergeben wurden, zumal dieselben Worte gebraucht werden, wie damals, als der Magdalena vergeben wurde.[1]) Die Juden denken bei sich, der Herr lästere Gott, da Er Sich eine Gewalt anmaße, die ausschließlich Gott zusteht: „Wer ist dieser, der Gotteslästerungen redet? Wer kann Sünden vergeben, als Gott allein?" Hätte Er nur den armen Mann geheilt, so hätten sie diese Einwendung nicht erhoben: sie hatten Ihn Viele heilen gesehen; aber sie betrachteten augenscheinlich die Macht, geistige Krankheiten zu heilen, als so viel höher und größer, daß nach ihrer Ansicht die eine die andere nicht involvirte. Er tritt dieser Einwendung entgegen und sagt: „Was ist leichter, zu sagen: deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: stehe auf und wandle? Damit ihr aber erkennet, daß des Menschen Sohn Macht hat, Sünden zu vergeben auf Erden, (so sprach Er zu dem Gichtbrüchigen:) ich sage dir, stehe auf, nimm dein Bett und gehe in dein Haus." Der Herr selbst zieht hier die Parallele, erstens zwischen den beiden Krankheiten, des Leibes und der Seele, und zweitens zwischen der Heilung der einen und der der andern, zwischen der Heilung einer schweren leiblichen Krankheit und der Vergebung der Sünden. Er deutet dabei das Adäquate der Vergleichung an, indem Er beide Handlungen als Thaten der Macht vergleicht und zeigt, daß beide derselben Art, beide Wunder sind. Wenn Er also den Aposteln eben diese Macht gab: „heilet die Kranken"[2]), und wenn Er später, gleichsam auf gerade diese Stelle anspielend und dieselben Worte gebrauchend, die Versicherung, Er habe Macht auf Erden, wiederholt und dieselbe den Aposteln mit-

[1]) Luc. 7, 48. — [2]) Matth. 10, 8.

theilt, so daß sie dieselbe Macht ausüben können, die Er Sich bei der Heilung des Gichtbrüchigen beilegt, die Macht, Sünden zu vergeben[1]), — dann dürfen wir wohl daraus schließen, daß sie diese Macht in demselben Sinne erhielten, wie die Macht, Wunder zu wirken. Und wer zweifelt daran, daß die geistige Heilung eine viel größere Gnade war, als die sichtbare und leibliche? Und wer zweifelt daran, daß „deine Sünden dir vergeben", wiewohl gleich leicht zu sagen, doch eine viel größere Gnade war, als „stehe auf und nimm dein Bett." Wäre nur das Letztere gesagt, es hätte vielleicht nur die Verlängerung eines Sündenlebens und eine Anhäufung von Verdammung zur Folge gehabt; wäre nur das Erstere gesagt, es hätte dem Kranken wenigstens das ewige Leben gesichert: und wie die Gnade, so auch die Macht, wovon sie ausging.

Wir haben hier also eine genaue Parallele zwischen einem sichtbaren Act übernatürlicher Macht und einer unsichtbaren Ausübung einer gleichen oder größeren Macht. Wenn die Apostel einen Gichtbrüchigen heilten, so jauchzte das Volk Beifall, wie es gewiß that, als der h. Petrus fast mit denselben Worten, wie sein göttlicher Meister, zu Aeneas, „der an der Gicht darniederlag", sagte: „Stehe auf und mache dein Bett", und sogleich stand er auf.[2]) Aber sie thaten viel mehr, ohne daß es Jemand sah, wenn sie kraft ihres höheren Auftrages einem Menschen seine Sünden vergaben. Aus dieser Parallele folgern wir: 1. Der Auftrag, Sünden zu vergeben, war in Bezug auf die Seele das, was der Auftrag, die Kranken zu heilen, den der h. Petrus hier erfüllt, in Bezug auf den Leib war. 2. Er sollte durch einen specifischen Act ausgeführt wer-

[1]) Vgl.: „des Menschen Sohn hat Macht auf Erden, Sünden zu vergeben", mit: „alle Macht ist mir gegeben im Himmel und auf Erden" (Matth. 28, 18), und: „wie mich der Vater (auf Erden) gesandt hat, so sende ich euch: wem ihr die Sünden vergeben werdet, dem sind sie vergeben" (Joh. 20, 21. 23). — [2]) Apg. 9, 38. Während dieses Wunder der Heilung des Gichtbrüchigen im Evangelium ähnlich ist, hat das unmittelbar darauf folgende, die Auferweckung der Tabitha, eben so große Aehnlichkeit mit der Auferweckung der Tochter des Jairus (Matth. 9, 23).

den, entsprechend der Aufrichtung des Gichtbrüchigen. 3. Dieser sollte nicht declaratorisch, sondern wirksam sein. 4. Er sollte gleich wirken. Der Sünder sollte durch die Aussprechung der Worte so wahrhaft Vergebung erhalten, wie der Kranke die Gesundheit, sobald er den Befehl hörte, aufzustehen. Gewiß ist das Alles nur in der katholischen Kirche der Fall; ja, nur der Katholik glaubt, daß bei den Nachfolgern der Apostel eine solche Macht existirt, die sich mit der von dem Heiland vollbrachten Heilung vergleichen läßt.

2. Es wäre Zeitverschwendung, wollte ich zu beweisen suchen, daß der Aussatz ein passendes Bild der Sünde sei. Die Aehnlichkeit ist in dem Charakter des Uebels begründet: es ist sowohl Unreinigkeit, wie Krankheit. Der Aussatz begann gewöhnlich mit einem kleinen Flecken; brauchte man nichts dagegen, so nahm er zu und breitete sich aus; er fraß sich in das Fleisch ein, trennte die Glieder in den Gelenken und hatte endlich den Tod zur Folge. Außerdem galt er für ansteckend und glich auch darin der Sünde. Zudem wurde die Behandlung des Aussätzigen nicht dem Arzte überlassen, sondern war besonders unter die Jurisdiction der Priester gestellt; vor ihnen hatte sich derjenige, welcher sich der Krankheit bewußt war, zu stellen und selbst anzuklagen; sie hatten ganz genaue Regeln, wonach sie ihr Urtheil zu bilden und auszusprechen hatten; wenn sie den Kranken nicht für rein erklärten, so verschoben sie das Urtheil für einige Tage, worauf er sich wieder vor ihnen zu stellen hatte; auch wenn er dann für rein erklärt wurde, hatte er noch Einiges zu thun, z. B. seine Kleider zu waschen, ehe er wieder in die Gesellschaft der Menschen aufgenommen wurde; war das Uebel sicher und offenbar, so wurde er vom Volke getrennt, trug eine besondere Kleidung, wohnte außerhalb des Lagers oder der Stadt, und rief jedem Vorübergehenden zu, er sei unrein; war er endlich wieder hergestellt, so waren noch viele geheimnißvolle Ceremonien vorzunehmen; die hauptsächlichste und letzte darunter war, daß er „ein Lamm nehmen und es als Schuldopfer darbringen“ und „das Lamm opfern mußte, wo das Sündopfer geopfert zu werden pflegt und das Brand-

opfer, das ist, an dem heiligen Orte"; [1]) alles dieses geschah, nachdem dem Aussätzigen gestattet war, zu der Gesellschaft seiner Mitbürger zurückzukehren.

Wir können uns nicht darüber wundern, daß die alte Kirche allgemein diese Krankheit als den natürlichsten Typus der Sünde des Individuums betrachtete, wie der Mangel eines Sinnes in unserer früheren Classification der Typus der Sünde des ganzen Geschlechtes war. Aussatz und Sünde sind fast synonym in der kirchlichen Sprache, auch wo die leibliche Krankheit selbst unbekannt war. Aber um die Aehnlichkeit recht vollständig zu erkennen, müssen wir betrachten, wie sie sich in der Disciplin der alten Kirche darstellt. Damals, wie jetzt, kam der Sünder, der sich einer Uebertretung bewußt war, zu dem Priester Gottes. Aber in jenen Tagen des Eifers zog dieser Diener der Gerechtigkeit, wie der Gnade, die begangene Sünde in reifliche Erwägung, und während er dem, welcher leichter gesündigt hatte, Vergebung gewährte und leichtere Bußwerke auflegte, verurtheilte er den, welcher eine größere Schuld auf sich hatte, zur öffentlichen Trennung von den Gläubigen und strengen Sühnung seines Verbrechens. Sein Aussatz wurde Allen kundgethan durch sein Bußkleid; und wie auffallend ähnlich der Behandlung des Aussätzigen mußte seine Behandlung erscheinen, wenn er an der Pforte der Kirche stand und allen Eintretenden sagte, er sei ein Sünder und unwürdig, mit ihnen an der Feier der heil. Geheimnisse theilzunehmen! Dann, wenn die Zeit der Vergebung gekommen war, sprach der Priester nochmals und erklärte ihn für rein; und was war dann das Erste, was er that? Sicher dieses, daß er, wie jetzt jeder Büßer in der katholischen Kirche, zu dem heiligen Orte eilte, um der Opferung des Lammes, welches geschlachtet ist für die Sünde, beizuwohnen, und dort an dem heiligen Opfermahle theilzunehmen. Wiewohl die äußere Trennung des Sünders von den Gläubigen, welche die Parallele so vollkommen machte, jetzt aus der kirchlichen Disciplin verschwunden ist, ist doch

[1]) Lev. 13. 14.

alles Wesentliche geblieben, so daß bis auf diesen Tag „zwischen Aussatz und Aussatz unterscheiden" ein gewöhnlicher Ausdruck bei Schriftstellern ist, welche dem Priester Anleitung geben, wie er die Sünden zu unterscheiden und zu behandeln habe.

Es kann nicht auffallen, daß der Heiland diese Krankheit in besonderer Weise behandelte. Die Reinigung von Aussätzigen wird von anderen Thaten der Macht sowohl in den Erzählungen der Evangelisten, wie in Seinen eigenen Aufzählungen solcher Thaten unterschieden. [1]) In dem Auftrage, welchen Er Seinen Aposteln gab, wird sie als eine der ihnen übertragenen Gewalten erwähnt. Er wollte aber dabei auch zeigen, daß selbst die Ausübung Seiner Wundermacht die Bestimmungen Seines Gesetzes nicht aufheben solle. Darum finden wir, daß Er bei jeder besonders erzählten Heilung eines Aussätzigen den Kranken zu dem Priester sendet, um von ihm die vollbrachte Heilung gleichsam ratificiren zu lassen; mochte Er diese erst vollbringen oder die Genesung erst nachher hervortreten lassen, Er gab immer denselben Auftrag. [2]) Wenn nun der Aussatz die Sünde darstellte, und die wunderbare Heilung desselben auf die Sündenvergebung in der Kirche hinwies, so macht diese genaue Beobachtung des Gesetzes, welches doch über Ihn keine Gewalt hatte, die Aehnlichkeit vollkommen, indem sie zeigt, daß Er, wenn Er selbst in dem Bilde die Vermittlung des Priesterthums verlangte, diese um somehr bei der Erfüllung verlangt, welche Er zu einer der höchsten Pflichten und Gewalten des priesterlichen Amtes gemacht hat.

Bei der Beschreibung der Behandlung der Sünde in der Kirche, verglichen mit der Behandlung des Aussatzes in dem alten Gesetze, habe ich gezeigt, wie genau der Typus in ersterer seine Erfüllung findet; wir sehen, wie die innere Reinigung von der Sünde durch das Wort des Priesters genau der Thätigkeit Christi entspricht, wenn er in befehlender Form einfach

[1]) Matth. 10, 8; 11, 5; Luc. 7, 22. — [2]) Matth. 8, 4; Marc. 1, 44; Luc. 5, 14; 17, 12.

sagt: „Ich will, sei rein.“ Wenn es aber ausschließlich katholische Praxis und Lehre ist, so die Sündenvergebung von der Ausübung eines Actes kirchlicher Jurisdiction abhängig zu machen; wenn nur bei uns der Aussätzige vor den, welcher ihn heilen soll, hintreten und sich als unrein bekennen muß, wie es die Aussätzigen bei dem Herrn thaten: wie entschieden katholisch ist die weitere Analogie mit dem, was Er that, welche darin besteht, daß selbst diejenigen, denen Gott verziehen hat, sich Seinen Priestern zeigen, selbst vergebene Sünden bekennen und ihr Urtheil vernehmen müssen, wiewohl dasselbe in diesem Falle im Himmel vielmehr anticipirt, als ratificirt wird. Im anglicanischen System wagt Niemand die Beicht zur strengen Pflicht zu machen, selbst nicht in besonderen Fällen, wenn auch Einige sie als eine Art, Verzeihung zu erlangen, betrachten; die katholische Kirche macht sie Allen ohne Ausnahme zur Pflicht. Und wenn der Sünder, durchbohrt, nicht von den Blitzen des göttlichen Gerichtes, sondern von den Pfeilen Seiner Liebe, versunken, nicht in einen Abgrund der Verzweiflung, sondern in ein Meer des süßesten Vertrauens, sein Herz in reuigem Schmerze ausgießt; und wenn sein Reueschmerz tief und vollkommen ist, wie der David's, als ihm Nathan Vergebung ankündigte, [1]) zart und thränenreich, wie der Magdalena's, als ihr Jesus verzieh, wenn er die vollkommene Reue ist, welche unmittelbar Vergebung bewirkt, so hört er doch, wie er sich von dem Ergusse seines Schmerzes erhebt, eine Stimme: „Gehe hin, zeige dich dem Priester“; er weiß, daß es eine Bedingung der Vergebung gewesen ist (wenn er überhaupt hoffen darf, daß sie ihm schon zu Theil geworden ist), daß er sich der Schlüsselgewalt der Kirche unterwerfe, seine Sünden bekenne und die einzige Versicherung der Versöhnung und der Wiederherstellung der Gnade empfange, die es in diesem Leben gibt, die Lossprechung des Dieners Christi. So genau handelt die katholische Kirche nach diesem Beispiele ihres Herrn und nach der Anweisung, die Er ihr für die Heilung des Aussatzes ge=

[1]) Kön. 12, 13.

geben, daß sie keine Reue als vollkommen anerkennt, welche nicht die Beicht in voto, das Verlangen und die Absicht, zu beichten, einschließt. Sie folgt also ganz getreu Seinem Beispiele bei der Ausübung der ihr übertragenen wunderbaren Gewalt, den Aussatz der Seele zu heilen.

3. Noch überflüssiger, als bei dem letzten Puncte, ist es wohl, die Aehnlichkeit zwischen dem Sacrament der Buße und der Auferweckung der Todten durch den Herrn nachzuweisen; wenige kurze Bemerkungen werden genügen, sie als eine nur bei uns Katholiken zutreffende nachzuweisen.

Eine der Thätigkeiten des heiligen Geistes in der Kirche ist, „die Welt zu überführen von der Sünde“ [1]), d. h. unter Anderem, ihr das rechte Verständniß der Natur der Sünde zu geben. Im alten Gesetze wurde diese nur als eine Uebertretung, eine Verletzung eines Gebotes betrachtet, wofür von Gott Zorn und Strafe zu erwarten sei. Die innere Verwüstung, welche die Sünde in der Seele anrichtet, findet sich darin nicht beschrieben oder erwähnt; selbst nicht in den glühenden Schmerz-Ergüssen David's. Das geistige Leben wurde, wie früher bemerkt, nur dunkel und unvollkommen verstanden. Die Sünde war (wenn ich einen so starken Ausdruck gebrauchen darf), einmal begangen, dem Sünder äußerlich, sie war eine Rechnung, die er mit Gott abzumachen hatte, sie lag vor seiner Thüre [2]), sie war ein Löwe auf seinem Pfade [3]), aber sie war nicht der innerliche Feind im Hause, sie war nicht Krankheit, Krebsschaden, Brand, Ruin. Mit der Lehre von der Gnade, welche das Christenthum zuerst offenbarte, kam die Erkenntniß, daß die Seele durch die Gnade ein Leben hat und daß ihr Verlust den geistigen Tod nach sich zieht; und die Gnade geht verloren durch eine Todsünde. Das ist eine Lehre, die jedem katholischen Kinde geläufig ist und in jedem Katechismus vorgetragen wird; für das Auge des Glaubens ist darum eine Seele mit dieser Schuld ebenso wahrhaft todt, wie ein Leichnam für das leibliche Auge; und die Betrachtung einer solchen

[1]) Joh. 16, 8. 9. — [2]) Gen. 4, 3. — [3]) Sir. 27, 11. 31; 28, 27.

Seele, wie sie sich unter den Beschäftigungen des Lebens bewegt, bietet ihm ein ebenso häßliches Schauspiel, wie eine Leiche mit regungslosen Zügen, glanzlosen Augen, bleichen Lippen und kalten Gliedern, die stumm an einem lustigen Tanze theilnähme. Eine Mutter, z. B. wie die h. Monica, drückt ihren Kummer darüber, daß ihr lieber Sohn so ausgelassen sei, und ihre Hoffnung, daß er werde solider werden, nicht so aus, wie manche Mutter in unserer Zeit von den Lastern eines Sohnes sprechen und dann glauben würde, der Tugend einen Tribut gezahlt zu haben: sie weint vielmehr bittere Thränen und folgt ihm von Land zu Land und fastet und betet und seufzt, — und warum? Ihr Sohn sagt es in sehr lebhaften Ausdrücken: Me multos annos fleverat, ut oculis suis viverem.[1]) Sie glaubte, ja sie wußte, daß er geistig todt war, und sie beweinte ihn, wie eine Wittwe ihr todtes einziges Kind. Darum läßt die Kirche sehr passend an ihrem Feste (4. Mai) das Evangelium von der Auferweckung des Jünglings von Naim[2]) lesen, welche die Bekehrung ihres Sohnes schön symbolisirt; im Brevier hat sie an diesem Tage seinen Commentar über die Erzählung dieses Wunders, worin dieselbe auf die Wiederherstellung des Lebens der Seele angewandt wird. Und was anders ist das Geheimniß des Büßerschmerzes, wie ihn der h. Johannes Klimakus von den Einsiedlern in Aegypten beschreibt, wie ihn jede Karthause und jede Cistercienser-Abtei an den Tag legte und noch legt, wo Männer, die allen Grund haben, zu hoffen, daß sie Verzeihung erlangt haben, Jahre lang fortfahren, zu trauern und Buße zu thun, — was anders, als das tiefe Bewußtsein von der Sünde und ihrer großen Abscheulichkeit, in welchem sie ihre Häßlichkeit verabscheuen, ihre Gottlosigkeit hassen, ihre todbringenden Wirkungen fürchten, in welchem sie die Trennung von Gott und die todte kalte Unempfänglichkeit für Seine lebenspendenden Gnaden, welche sie bewirkt, als einen ebenso furchtbaren Zustand betrachten, wie die Auflösung und das Verwesen des Leibes.

[1]) Confess. 9, 12. (Sie hatte mich viele Jahre beweint, daß ich zum Leben gelangen möchte.) — [2]) Luc. 7, 11.

Dies Gefühl findet sich im Protestantismus nicht; es widerspricht seinen Grundprincipien. Erstens sind solche Wirkungen, wie wir sie beschrieben haben, dort nicht zu finden: Weinen, Trauern, den Leib kasteien, Fasten, wird als „Werke" und gewöhnlich als der Rechtfertigung durch den Glauben widersprechend betrachtet; darum gibt es keine religiöse Einsamkeit, keine Büßererden, wo der Protestantismus herrscht; er kennt sie nur als Dinge, die geplündert und vernichtet, nicht als Dinge, die bewundert und erhalten werden müssen. Darum ist es zweitens zum Verwundern, wie leicht man nach dem protestantischen System von einer ganzen Last von Sünden frei wird. Ein vornehmer Mann z. B. ist Jahre lang seines öffentlich ärgerlichen Lebens und seiner schamlosen Laster wegen berüchtigt gewesen; er wird grau, und nun fährt er in seinem Phaëton in der Gegend umher, hinterläßt in jeder Hütte Bibeln und gibt allen ländlichen Damen Tractate, er läßt den Kirchenstuhl seiner Familie neu polstern, wird Präsident des Grafschafts-Zweig-Bibelvereins und übernimmt den Vorsitz bei den Generalversammlungen im Mai, — und der Scharlach seiner Jugendsünden wird weiß, wie der Schnee seiner Locken, und Niemand, er selbst am wenigsten, hält Thränen und Reue für nöthig, ihn zu einem Heiligen zu machen. Drittens findet man bei protestantischen Schriftstellern einen entschiedenen Widerwillen gegen die Unterscheidung von Tod- und läßlichen Sünden; sie denken gar nicht daran und huldigen der stoischen Maxime, alle Sünden seien gleich.[1]) Was ist die nothwendige Folge davon? Daß sie keine Sünde als Todsünde betrachten. Wer kann glauben, ein vorübergehender zorniger Gedanke, ein unüberlegtes ungeduldiges Wort, eine geringfügige lieblose Handlung tödte die Seele und beraube sie der Gnade? Wie kann nun das durch eine überlegte verbrecherische Handlung bewirkt werden, wenn sie keine größere Sünde ist? So kommt man nothwendig zu dem Gedanken, daß die erwähnten Schwachheiten gar keine Sünden seien; und so entsteht eine Abstumpfung des Gewissens,

[1]) Cicero Paradoxa.

eine Unempfindlichkeit gegen die Sünde, die bald zu schwereren Fehltritten führt; denn der beste Schutz gegen Todsünden ist die Furcht vor läßlichen Sünden.

Die Ansicht von der Sünde, welche den Tod als ihr vollkommenstes Symbol, selbst in diesem Leben betrachtet, ist also specifisch katholisch, und darum ist die Auferweckung eines Todten für uns eine treffende Darstellung der priesterlichen Gewalt, Sünden zu vergeben. Bei den drei Todten-Erweckungen, welche im Evangelium erzählt werden, kommt darum kaum ein Umstand vor, worin der Katholik nicht gleich eine Analogie mit dem sieht, was er im Sacramente der Buße wahrnimmt. Diejenigen, welche dasselbe verwalten, werden die Aehnlichkeit noch besser erkennen, als Andere.

1. Das Evangelium beschreibt die Auferweckung von drei Todten; jeder derselben repräsentirt eine verschiedene Classe von Sündern. Der erste ist eben gestorben, — der Anfang der Sünde; der zweite wird zu Grabe getragen, — der Anfang der Gewohnheit, zu sündigen; der dritte ist begraben und verweset, — der verhärtete und verstockte Sünder. Mit allen drei Classen hat der Priester zu thun, und in allen drei Todten-Erweckungen findet er eine praktische Lehre.

2. Der erste ist eine Leiche, aber die Klageweiber und das Volk umgeben sie noch, — die Welt und ihre Eitelkeiten, die der todten Seele noch dienen. Als Er, der sie zum Leben erwecken wollte, hinzutritt und Sein Vorhaben äußert, verlachen sie Ihn; sie müssen entfernt werden, — Schweigen und Ruhe sind nöthig, um die Seele zu erwecken. Petrus ist gegenwärtig mit seinen Schlüsseln, Jakobus mit seinem strengen Eifer, Johannes mit seiner milden Liebe. Eine gütige Hand wird ausgestreckt, und kraft dieser Hand steht die Todte auf. Und was soll zunächst geschehen mit ihr, mit der Seele? Er, der sie auferweckt hat, „befiehlt, ihr zu essen zu geben.“ [1]) Wie ein Gastmahl veranstaltet wurde, als der verlorene Sohn zurückkehrte, wie Freude und Jubel herrschte, als das verirrte Schaf

[1]) Matth. 9, 23; Luc. 8, 55.

zurückgebracht wurde, so mußte auch ein reiches und liebliches Mahl da sein, um die zum Leben wiedererweckte Tochter des Hauses zu erquicken. Sparte wohl die Mutter an diesem Tage ihre lieblichsten Speisen, oder der Synagogen-Vorsteher seine kostbarsten Weine, um sein Kind zu erquicken und seine beglückwünschenden Freunde zu erfreuen? Und soll die Kirche, deren mütterlicher Sorge die wiederbelebte Seele anvertraut wird, weniger elterliche Liebe beweisen? wird nicht auch sie ihr Mahl in Bereitschaft haben? und ist nicht für diese Stunde sie unter allen Kindern ihr am theuersten, die ihr so grausam entrissen war? und ist nicht das Festmahl für sie hauptsächlich eingerichtet? Gewiß, so geschah es ja auch bei dem verlorenen Sohne. Und wie merkwürdig und zugleich schön ist es, daß der Herr, gleichsam als wollte Er uns die Identität der Lehre zeigen, welche in dem Wunder und in der Parabel für uns liegt, den Vater des verlorenen Sohnes sagen läßt: „Laßt uns essen und froh sein; denn dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden.“![1] Die auferweckte Todte und der zurückgekehrte verlorene Sohn sind eine und dieselbe Person, und beide müssen gespeist und erquickt werden: das ist etwas, was nur die katholische Kirche versteht.

3. Der Jüngling von Naim hat bereits das Haus, das Haus der weinenden Mutter verlassen; starke Männer tragen ihn zum Grabe. Eine stärkere Hand muß sie auf ihrem grausamen Gange aufhalten. Bei ihrer Berührung müssen die Träger stillstehn; ein noch mächtigeres Wort wird ausgesprochen und der todte Jüngling erhebt sich von der Bahre. Was soll mit ihm geschehn? Was der Samaritan mit dem armen verwundeten Reisenden that, nachdem er seine Wunden verbunden hatte. Er übergab ihn der Pflege des Wirthes, daß er für alle seine Bedürfnisse Sorge trage; hier ist Jemand gegenwärtig, — sie, deren Thränen Jesus bewogen, Seine Macht zu zeigen, — besser als der Wirth, seine Mutter: „und

[1]) Luc. 15, 24.

Er gab ihn seiner Mutter.“ [1]) Es liegt etwas unaussprechlich Liebliches in diesem Ausdrucke. Gehörte er ihr nicht schon vorher? Hatte der Tod das Band, welches den Sohn an die Mutter knüpft, zerrissen und mußte es wieder angeknüpft werden? Nein, aber ein neues und zarteres Verhältniß wurde begründet: durch die Geburt hatte sie Rechte über ihn; aber das zweite Leben, welches Jesus ihm gab, gehörte Ihm und Er trat ihr Seine Rechte ab. Er sollte doppelt ihr Sohn sein, weil er ihr von Ihm zum zweiten Male gegeben wurde, und er hatte ihr fortan die Dankbarkeit, den Gehorsam und die kindliche Liebe zu erweisen, die Er für Sich hätte fordern können. Ja, in Wahrheit, Er hat die reuigen Sünder Seiner Kirche gegeben, daß sie ihnen die zarteste Sorge weihe. Und für das Ohr liebender Kinder hat dieser Ausdruck noch einen besondern, geheimnißvoll süßen und tröstlichen Klang: „und Er gab ihn seiner Mutter“, klingt wie ein Vorspiel zu den süßesten Worten, die Er je gesprochen auf dem Calvarienberge; denn wie anders konnte Er einen Sohn seiner Mutter geben, als mit den Worten: „Weib, siehe, dein Sohn.“ [2])

4. Lazarus endlich lag schon vier Tage im Grabe: „quatriduanus est, jam foetet“, sagen seine eigenen Schwestern, die seinen Zustand gewiß nicht übertrieben haben. Da sind Seufzer und Gebete nöthig und das Wegräumen großer Hindernisse, und ein lauter Befehl, der das Todte, was einst ein lebender Mann war, aus der Verwesung hervorruft; darauf, nachdem das Leben wiedergekehrt ist, wird er von seinen Banden gelöst. Eine wie deutliche Anspielung auf die Gewalt, zu binden und zu lösen, liegt in den Worten: „Und sogleich kam er, der todt gewesen war, heraus, gebunden an Füßen und Händen mit Grabtüchern, und sein Gesicht war verbunden mit einem Schweißtuche. Jesus sprach zu ihnen: „bindet ihn los und laßt ihn fortgehn.“ [3]) Er that es nicht selbst, sondern beauftragte Andere: sie haben statt Seiner die zu lösen, welche gebunden sind mit den laquei mortis, den Ban=

[1]) Luc. 7, 15. — [2]) Joh. 19, 26. — [3]) Joh. 11, 44.

den des Todes. Und wo treffen wir Lazarus zunächst? Gerade da, wo wir ihn erwarten müssen. Zu Bethania „bereiteten sie Jesus ein Mahl, und Martha wartete auf; Lazarus aber war einer von denjenigen, die mit Ihm zu Tische saßen“.[1]) Immer dasselbe, — das Festmahl für den wiedergewonnenen Theueren. Hier aber wird es ganz bestimmt gesagt: er, der einige Tage vorher todt war und verwesete; selbst er sitzt mit Jesus zu Tische. O heilige, milde und liebevolle Kirche Gottes! Wie erkennen wir dich bei jedem Schritte in den Werken der göttlichen Liebe unter den Menschen! Unverändert, wie Er selbst, dein Bräutigam und Meister, keins Seiner Beispiele übersehend, keins Seiner Worte vergessend, erneuerst du Tag für Tag die Schönheit Seines Bildes, die in dir ihren Abglanz hat, und den Glanz Seiner Einrichtungen, die stets frisch sind in deiner Rechten. Es wäre eine undankbare und ich glaube eine hoffnungslose Arbeit, die Ansprüche Anderer auf solche Aehnlichkeiten zu prüfen. Sie mögen sagen, alle diese kleinen Vergleichungen seien phantastisch und willkürlich. Der Streit wäre leicht zu entscheiden: man zeige, daß sie in irgend einem andern System möglich sind, und wir wollen es zugeben; wo nicht, woher kommt es denn, daß nur das katholische System, ja das corrupte, abergläubische, alberne, geistlose, papistische System nicht eine schwache Aehnlichkeit, sondern ein klares, bis ins Einzelne ähnliches, lebendiges Seitenstück zu dem darbietet, was der Heiland in Seinen größten Werken auf Erden that?

III. Letzte Oelung. — Es ist bemerkenswerth, daß der h. Marcus, welcher, wie man allgemein annimmt, sich enge an den h. Matthäus anschließt, der einzige Evangelist ist, welcher uns drei Heilungen durch äußere Ceremonien erzählt. Zwei haben wir schon kennen gelernt, die Heilung eines Blinden und die eines Taubstummen;[2]) die dritte ist noch übrig, sie ist für Katholiken höchst interessant. Die Apostel „trieben viele Teufel aus und salbten viele Kranke mit Oel und heilten sie.“[3])

[1] Joh. 12, 2. — [2]) Marc. 7, 34; 8, 23. — [3]) Marc. 6, 13.

Das erinnert an die bekannte Stelle im Briefe des h. Jakobus: „Ist Jemand krank unter euch? Er rufe die Priester der Kirche und sie sollen über ihn beten, ihn mit Oel salbend im Namen des Herrn. Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen und der Herr wird ihn aufrichten, und wenn er in Sünden ist, werden sie ihm vergeben werden." [1]) Die Aehnlichkeit dieser Stelle und der beim h. Marcus, veranlaßt den Katholiken, in diesen ersten apostolischen Wundern den Typus der letzten Oelung zu erblicken. Einige wenige Bemerkungen werden hier genügen.

1. Wir finden sonst nirgend verzeichnet, daß der Herr Seine Apostel angewiesen habe, dieses Heilmittel anzuwenden. Wiewohl indeß drei Evangelisten (den h. Marcus mit eingeschlossen) uns Seine Anweisungen ausführlich mittheilen und dabei die Salbung mit Oel nicht erwähnen, können wir doch keinen Augenblick daran zweifeln, daß sie von Ihm angeordnet sei. Das zeigt uns, wie wir auch in andern Fällen Seine Anordnung voraussetzen müssen, wo wir finden, daß Seine Jünger etwas thun, was wir nicht als von Ihm befohlen aufgezeichnet lesen. Wenn darum der h. Jakobus unbedenklich die Salbung durch den Priester als etwas anordnet, was Sündenvergebung zur Folge habe, so dürfen wir, wie wir aus den durch Salbung bewirkten wunderbaren Heilungen auf eine göttliche Anordnung derselben schließen müssen, auch wohl annehmen, daß die viel wunderbarere Wirkung der Sündenvergebung demselben Acte nicht zugeschrieben werden könnte, wenn nicht ebenfalls eine göttliche Sanction und Verheißung daran geknüpft wäre. Es war also eine sacramentale Handlung und als solche permanent.

2. Wir dürfen es als einen feststehenden Grundsatz betrachten, daß das, was für die Seele der Menschen eingesetzt war, bleiben, das dagegen, was zu ihrem zeitlichen Wohle angeordnet war, nur temporär sein sollte. Wir haben ein Beispiel in der Einsetzung der Diakonen. Scheinbar sollten die-

[1]) Jak. 5, 14.

selben nur eine zufällige und weltliche Aufgabe erfüllen, „dem Tische dienen“ oder Almosen vertheilen.[1]) Aus der Beschreibung, die der h. Paulus von dem Charakter der Diakonen gibt[2]), geht aber deutlich hervor, daß diejenigen, welche ihn empfingen, mit einer kirchlichen Würde bekleidet wurden; sie wurden auch durch die Handauflegung der Apostel ordinirt.[3]) Die Anglicaner haben in diesem Falle richtig geschlossen, daß, wenn die zeitlichen Functionen der Diakonen aufgehört haben, daraus nicht folge, daß damit auch das Institut selbst aufhöre, selbst wenn jene die nächste Veranlassung zur Einsetzung der Diakonen gewesen sein sollten. Was zeitlich war, war temporär und besteht nicht mehr; die geistigen Gnaden und Pflichten aber bleiben immer bestehen. In gleicher Weise haben die Anglicaner richtig gefolgert (wiewohl sie von der Folgerung eine ganz verkehrte Anwendung gemacht haben), das rein Wunderbare in der den Aposteln gegebenen Sendung sei eine persönliche Gnade der Apostel, das aber, was zum geistigen Wohle der Kirche diene, gehe auf ihre Nachfolger über. Sie haben aber in der Stelle des h. Jakobus eben diesen Unterschied nicht zu erkennen und die geistige Gnade der Sündenvergebung von der Aufrichtung des Kranken nicht zu trennen, und das Eine als dauernd, das Andere als vielleicht nur temporär zu betrachten vermocht. Und doch hätte die klare Analogie Jeden, der Verstand hat und nicht von einem puritanischen Formenhasse verblendet ist, zu diesem Schlusse führen müssen.

3. Aber die katholische Kirche bedarf solcher Erklärungen nicht; sie faßt die Stelle, so wie sie dasteht, als eine Erfüllung der Verheißung Christi. Die Apostel sollen Seine Werke thun, und größere, als Seine sichtbaren Werke sind; und das geschieht, so glauben wir nach katholischer Lehre, auch bei der h. Oelung. Daß oft dadurch die leibliche Gesundheit wiederhergestellt wird, weiß jeder erfahrene Priester nicht bloß aus der Lehre der Kirche, sondern auch aus eigener Beobachtung:

[1]) Apg. 6, 2. — [2]) 1. Tim. 3, 8. — [3]) Apg. 6, 6.

das ist das Werk, welches den Werken Christi gleich ist. Daß durch dieses Sacrament Sünden vergeben werden, darf kein Katholik bezweifeln: das ist das Werk, welches größer ist, als die Werke, welche die Menschen Christus auf Erden thun sahen. Es war ebenso, als der h. Jakobus schrieb: die wunderbare, sichtbare, auffallende Wirkung war noch die mehr hervortretende und anziehendere; aber wer, der „geistige Dinge mit geistigen vergleicht“ [1]), kann für einen Augenblick annehmen, der h. Jakobus habe die Wiederherstellung der Gesundheit als eine Hauptwirkung eines Ritus betrachtet, der zugleich Sündenvergebung bewirkte, oder diese habe, wenn sie sicher bewirkt wurde, also für den Menschen sehr heilsam war, als eine Nebensache im Vergleich mit leiblicher Heilung angesehen werden können? Wer jemals jenes schöne Schauspiel, die plötzliche Erleuchtung der St. Peters-Kirche zu Rom am Osterabend gesehen hat, wird sich erinnern, daß in jeder Lampe eine Quantität von leicht entzündbarem Stoff ist, welcher von der Flamme ergriffen, augenblicklich hell auflodert, aber bald wieder matt wird; das ist nicht das Licht, welches die Nacht hindurch brennen soll, sondern nur bestimmt, dieses zu entzünden; denn wenn das erste Aufflackern vorüber ist, folgt eine Flamme, die weniger lebhaft, aber stets gleich hell ist und trotz Wind und Regen unverändert bis zum Ende brennt. So war es auch mit dieser, so mit andern Institutionen: es wurden zwei Lichter zugleich entzündet, aber das eine verdunkelte das andere oder übertraf es an Glanz; das eine ist die glänzende Wundergabe, die Gabe der Sprachen in Korinth, die der Heilung bei der letzten Oelung. Diese Gnaden dauerten eine Zeit lang und bewiesen die Wirklichkeit jener constanten, dauernden Gnade, die vorerst von ihnen verdunkelt wurde. Als sie aufhörten, blieb die andere ewige Flamme so hell, wie sie von Anfang an gewesen war; denn ihr unsichtbares, nie versiegendes Oel ist das Oel des Gesalbten.

IV. Das heilige Abendmahl. — Es wäre auffallend, wenn es an Wundern fehlte, welche auf das Wunder der geistigen

[1]) 1 Kor. 2, 13.

Wunder hinweisen; aber es gibt deren, und zwar sehr glänzende, sehr vollkommene und solche, welche die katholische Lehre sehr schön erläutern. Ich will sie besprechen, kann es aber nicht mehr mit der Ausführlichkeit, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes verdient.

1. Der Herr selbst hat uns auf die Verbindung zwischen der alttestamentlichen und Seiner Institution hingewiesen. Er, der nichts ohne Absicht that, führte, als Er Seine Lehre über dieses Brod des Lebens mittheilen wollte, als Einleitung dazu das Volk in die Wüste, wie Moyses, und speiste sie auf wunderbare Weise: 5000 Menschen, ohne die Weiber und Kinder, wurden mit fünf Broden und zwei Fischen gesättigt, und zwölf Körbe voll Brocken blieben übrig und die hätten ohne Zweifel, so gut wie die ursprünglichen Brode, genügt, um noch Viele zu speisen. Das Volk erkannte die Analogie zwischen dieser Speise und dem Manna in der Wüste, und daran knüpfte der Heiland Seinen himmlischen Vortrag über das h. Abendmahl. Die drei ersten Evangelisten erzählen dieses Wunder, aber nicht den doctrinellen Vortrag, der sich daran anschloß. [1]) Zwei derselben berichten ein ähnliches Wunder, wo 4000 auf ähnliche Weise gespeist wurden. [2]) Die Wiederholung eines so großen Wunders ist geeignet und scheint den Zweck zu haben, unsere Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

Erstens ist das Motiv des Wunders bemerkenswerth, es ist Mitleid: „Es erbarmet mich des Volkes.“ Wer anders als der Katholik pflegt das Abendmahl als das „Sacrament der Liebe“ zu bezeichnen? Für Andere ist es ein Gedächtnißmahl, welches an das Leiden Christi erinnern soll; aber als einen Erguß der göttlichen Barmherzigkeit, als die Mittheilung der Liebe Gottes an den Menschen wird es nur von uns betrachtet. Wir sehn es an als eingesetzt aus mitleidiger Liebe zu den Menschen, als Arznei, als Speise, als Stärkung, ihn zu stärken und zu erquicken in der Wüste dieses dürren Lebens.

[1]) Matth. 14, 15; Marc. 6, 42; Luc. 9, 16; Joh. 6, 11. — [2]) Matth. 15, 32; Marc. 8, 6.

Zweitens: Dieses Wunder war kein individuelles, keine Prärogative oder Gunstbezeugung. Es gehörte, außer Hunger und Verlangen, kein besonderer Zustand dazu, um es zu empfangen. Speise wurde gegeben dem Starken, wie dem Schwachen, dem Gesunden wie dem Kranken, dem Jungen wie dem Alten, dem Reichen wie dem Armen. Der Eine genoß sie als Leckerbissen, der Andere kostete kaum davon, um seinen Hunger zu stillen; der Eine sprach seinen innigen Dank dafür aus, der Andere fühlte kaum etwas von Dankbarkeit; aber Alle erhielten davon, welche nur wollten, und nachdem sie davon genossen, wurde kaum noch davon gesprochen. Es wird sich schwerlich Jemand dessen gerühmt haben, daß er von diesem Brode genossen, wie er sich gerühmt hätte, wenn er durch Jesus wieder sehend gemacht wäre; und man wird nicht weit darum gegangen sein, um Jemand zu sehen, der von dieser wunderbaren Speise gegessen hatte, wie man nach Bethania ging, um den vom Tode erweckten Lazarus zu sehn. [1]) Und dies darum, weil das Wunder keine sichtbare Folgen zurückließ, weil es zum Nutzen so Vieler gewirkt war (wodurch es nur um so größer wurde) und weil es eine so gar nicht ungewöhnliche Form hatte. So ist es auch mit der h. Eucharistie: ihre wunderbaren, geheimnißvollen Wirkungen fallen nicht auf und erregen leider auch nicht die verdiente Dankbarkeit und Bewunderung; wie das Brod in der Wüste, ist sie die Speise für Alle, — sumit unus, sumunt mille [2]) — und wird sie von den verschiedensten Personen empfangen, von den Eifrigen und den Lauen, von den Starken an Gnade und den Schwachen, von den Reichen an Tugenden und den Armen.

Drittens: Der Heiland thut bei diesem Wunder nichts Anderes, als daß Er durch Seinen Segen das Brod vermehrt; die Vertheilung überläßt er den Aposteln. Sie ordnen die Menge, sie tragen die Speise umher, sie geben jedem seinen Theil, sie befriedigen Alle, sie sammeln die Ueberbleibsel, und

[1]) Joh. 12, 9. — [2]) „Einer nimmt und Tausend nehmen." (Hymnus: Lauda Sion).

o Wunder! sie behalten so viel übrig, als sie Anfangs hatten; dieselbe Speise ist für die zunächst Kommenden vorräthig, und sie mögen zu Tausenden kommen, sie wird hinreichen.

Viertens: Das Wunder beseitigt so eine der gewöhnlichsten Einwendungen gegen die katholische Lehre über dieses Sacrament, daß nämlich Viele dieselbe Speise zu derselben Zeit genießen, nec sumptus consumitur. [1]) Denn es wird nicht gesagt, der Herr habe neues Brod geschaffen, oder das vorhandene ausgedehnt, wenn man so sagen soll; vom Beginne bis zum Ende des Mahles, waren es dieselben fünf Brode und zwei Fische, welche von dieser hungrigen Menge gegessen wurden und die übrig gebliebenen Stücke würden wieder dieselben Brode und Fische ausgemacht haben. Jede andere Theorie alterirt den Charakter des Wunders: der Herr hätte dann nicht 5000 Menschen mit fünf Broden gespeist, sondern, da er nur fünf Brode hatte, etwa 4995 dazu geschaffen, um jedem eins geben zu können; dann hätte aber das Vorhandensein der fünf Brode mit dem Wunder nichts zu thun; dieses bestände in der Erschaffung der anderen. Nach dem Berichte des Evangeliums aßen also mehr als 5000 Menschen wirklich dieselbe Speise und Jeder hatte genug und sie wurde nicht verzehrt. Wie ging das zu? Der Katholik antwortet ganz einfach: gerade wie täglich bei der h. Eucharistie. Ein Wunder ist das Seitenstück zum andern.

2. Eine andere Einwendung gegen die katholische Lehre von der h. Eucharistie betrifft die Transsubstantiation. Die Verwandlung einer Substanz in eine andere scheint allen unsern Begriffen zu widersprechen; und doch glaube ich, kommt die neuere Chemie Resultaten immer näher, welche jenen alten Widerspruch der Wissenschaft bedeutend modificiren werden. Eine solche Verwandlung ist ohne Zweifel wunderbar, und gegen diese Fortdauer von Wundern protestirt der Protestantismus, wie das zu seinem Wesen gehört. Der Herr hat darum den

[1]) „Sie wird genossen, aber nicht aufgezehrt.“ (Aus dems. Hymnus.)

Beweis für eine solche Transsubstantiation zu Seinem ersten Wunder gewählt.[1] Ich will nur Einiges darüber bemerken.

Erstens. Bei einem Festmahle hat Er Sich zuerst der Welt geoffenbart; mit einem Festmahle schloß Er Seine Laufbahn. Bei jenem ersten Mahle zu Kana trat Er aus Seinem ersten Zustande, Seinem verborgenen Leben heraus; bei dem zweiten ging Er zu der letzten Scene Seines Lebens, zu seinem schmerz- und leidenvollen Schlusse über. Das erste Mahl war ein Hochzeitsmahl, und was war das letzte? Mögen liebende Bräute, wie die h. Katharina oder die h. Rosa oder die h. Juliana, darauf antworten. Was muß das für ein Mahl sein, bei welchem zum ersten Male ausgegossen wird vinum germinans virgines?[2] Wie ähnlich sind die beiden Mahle!

Zweitens. Bei dem ersten Mahle fehlt es an Wein; Wasser ist in Menge da, das edlere Getränk aber ist aufgegangen. Wie ist das Verlangen der Gäste zu befriedigen? Durch Verwandlung des unedeln in das edle, des Wassers in Wein. Das ist die erste Stufe der Verwandlung, die erste Ausübung der verwandelnden Macht. Was muß nun natürlich die nächste sein? Wein war das kostbarste, edelste, stärkendste Product der Natur; die Erde konnte nichts Ausgezeichneteres hervorbringen, als den Weinstock und seine Frucht; das Wasser, welches die Erde durchdringend von seinen Wurzeln aufgenommen, in seinen Saft verarbeitet, in seine Trauben destillirt und dort von der Sonne süß gemacht wird, wird an Wesen und Qualitäten dadurch erhoben. Der Herr gab ihm durch Eine einfache Handlung diese höhere Existenz. Darum muß diese jetzt bei dem zweiten Mahle wieder verwandelt werden. Und für wen? Für uns, die wir nicht Wein, kein irdisches Gewächs irgend welcher Art bedürfen. Der Mensch hatte Ueberfluß daran, und war zu einer bessern Erfrischung berufen. Wenn die erste Wesensverwandlung so groß und der Macht so würdig war, die sie bewirkte, was können wir finden, worin

[1]) Joh. 2, 9. — [2]) „Der Wein, der Jungfrauen erzeugt" Zach. 9, 17.

der Wein selbst verwandelt werden soll? Es gibt nur Einen Strom, aus dem ein Tropfen unser hinsterbendes Geschlecht erfrischen, erneuern, wiederbeleben würde; aber wer wird es wagen, darum zu bitten? Von dem „Wasser aus der Cisterne zu Bethlehem" (in dem Hause des Brodes) verlangte David zu trinken; aber er schauderte davor zurück, davon zu kosten, indem er sprach: „Der Herr sei mir gnädig, daß ich das nicht thue; soll ich trinken von dem Blute dieser Männer?"[1]) Aus der Quelle von Bethlehem dürsten auch wir zu trinken; aber wir dürfen nicht zurückschaudern vor dem erhabenen Naß, — Seinem unschätzbaren Blute, welches sie eröffnet. Nein, es gibt nur noch Eine Verwandlung, die geschehen kann; der Wein muß ein lebendiger Strom aus Seinem göttlichen Herzen werden; nur so wird das zweite Mahl das erste übertreffen.

Drittens. Aber man wird sagen: bei dem ersten Wunder war die Verwandlung sichtbar und mit den Sinnen wahrzunehmen; bei dem zweiten, wie es die Katholiken glauben, fehlt diese Erprobung; hier ist die Parallele mangelhaft. Im Gegentheil, das beweist die Superiorität des zweiten Wunders. Wenn etwas werth ist, ein Wunder zu seinem Typus zu haben, so ist das ein Beweis, daß es höherer Natur ist. Wäre in der Eucharistie die Transsubstantiation sinnlich wahrnehmbar, so hätte ihr zu Kana keine vorherzugehen brauchen; diese wäre dann insofern nutzlos gewesen. Es ist aber ein viel größeres und höheres Wunder, wenn eine Verwandlung vor sich geht und verborgen bleibt, als wenn eine sichtbare und augenfällige Verwandlung vor sich geht. Letztere konnte nicht ein Gegenstand des Glaubens sein, und Gegenstände der Sinnenwahrnehmung gehören der niedrigeren Ordnung an. Die Verwandlung geschah einmal sichtbar, daß Gottes Macht sich kund thäte für den Fall, wo er sie unsichtbar vornehmen würde. Diejenigen, welche sie in dem letzteren Falle leugnen, sagen: „laß es sein, wie zu Kana, und wir wollen Dir glauben; aber nach unserer Theorie sind nur die selig, welche glauben, weil sie sehen."[2])

[1]) 2. Kön. 23, 17. — [2]) Von der Ehe bemerke ich nur, daß der

3. Die Eucharistie verewigt nach katholischer Lehre die Gegenwart Jesu Christi auf Erden: Er ist darin gegenwärtig als Gott und Mensch mit der ganzen Fülle Seiner Vollkommenheiten. Eine bemerkenswerthe Eigenschaft Seiner heiligen Person, als Er als sichtbarer Mensch lebte, war die, daß eine Kraft stets von Ihm ausging und Alle heilte.[1]) Dieses unaufhörliche Ausströmen einer wunderbaren Kraft, diese Lebens-Atmosphäre, die Ihn wie ein königliches Prachtgewand umgab, verwirklicht die Kirche und fühlt sie täglich. Es ist in der That schwer, dies verständlich zu machen; denn es gehört zu den geheimen Einflüssen der Religion, die besser gefühlt, als beschrieben werden können. Aber andächtige Seelen werden mich verstehen; sie werden die Andacht, den Frieden, das Vertrauen, die Liebe empfunden haben, welche die bloße Gegenwart des h. Sacramentes beim Gebete und bei der Betrachtung einflößt, den beruhigenden und besänftigenden Einfluß, den es auf ihr verwirrtes oder beunruhigtes oder geängstigtes Herz ausübt. Welche religiöse Genossenschaft möchte darauf verzichten? Wovon sollte die keusche Liebe der Bräute Jesu leben, wenn sie Ihn nicht bei sich hätten, und wenn sie nach den Martha-gleichen Pflichten ihrer Barmherzigkeit gegen die Menschen nicht oft den Platz der Maria zu Seinen Füßen einnehmen und dort in stiller Betrachtung Seiner Barmherzigkeit, Milde und Lieblichkeit die kleinen Zerstreuungen des Tages wieder gut machen und ihre Lampen mit der Liebe Gottes wieder anfüllen könnten, die nach Außen als Liebe zu den Menschen brennt. Daß dieser Einfluß dieses anbetungswürdigen Geheimnisses ein wirklicher und kein eingebildeter ist, beweist die Wirkung, die er auf solche übt, die nichts davon wissen. Ich könnte mehrere Fälle anführen, wo Bekehrungen

katholische Ritus eigenthümlich und schön mit der Messe oder dem eucharistischen Opfer verwebt ist, welches in ähnlicher Weise nur bei der Weihe der sacramentalen Oele unterbrochen wird, — gleich als sollte dadurch das Beispiel des Herrn nachgeahmt werden, der das Hochzeitsfest mit dem Vorbilde des Altarsacramentes verband. — [1]) Matth. 9, 20; 14, 36. Marc. 3, 10; 5, 30. Luc. 8, 46.

dadurch bewirkt wurden; ich will mich auf zwei beschränken, die ich beide aus dem Munde der betreffenden Personen selbst gehört habe.

Der verstorbene Herr Mason, ein würdiger und frommer Priester, war einige Jahre ein methodistischer Prediger gewesen. Ich hörte ihn in einer öffentlichen Predigt vor vielen Zuhörern Folgendes als die Hauptursache seiner Bekehrung erwähnen: so oft er in eine katholische Kirche oder Capelle getreten sei, habe er sich immer ehrfurchtsvoll gestimmt, zum Schweigen geneigt und angetrieben gefühlt, zu knieen, wenn auch kein Gottesdienst war, während er in seiner eigenen Kirche nie solche Gefühle empfunden habe. Indeß habe er die Ursache gar nicht gewußt; als er aber die katholische Lehre über die h. Eucharistie kennen gelernt habe, sei er so fest davon überzeugt worden, daß darin ein adäquater Grund seiner Empfindungen liege, daß er katholisch geworden sei.

Die Baronin K., Vielen wegen ihrer Talente, ihrer Frömmigkeit und ihrer vielen guten Werke bekannt, war eine deutsche Protestantin, voll Vorurtheile gegen die katholische Religion. Zu Rom kam sie einmal in die Kirche der ewigen Anbetung, wo das h. Sacrament den ganzen Tag zur Anbetung ausgesetzt ist. Sie sah viele Leute in tiefem Schweigen, niedergebeugt oder andächtig nach dem Altare hin blickend. Sie wußte nicht, was die Aufmerksamkeit der Leute so auf sich zog, und da sie nur eine Menge von Lichtern auf dem Altare bemerkte, ohne noch von Seiner Gegenwart etwas zu ahnen, „der da wandelt inmitten der sieben goldenen Leuchter“ [1]), rief sie aus: „Guter Gott, die Leute beten doch wohl nicht die Kerzen an!“ Sie fand sich aber ganz unwillkürlich getrieben, niederzuknieen und anzubeten, sie wußte nicht was. — Sie kam, wunderbar gefesselt, zu wiederholten Malen dorthin, und immer mit derselben Wirkung. Ein Jahr verging, ehe sie die Wahrheit erfuhr und erkannte, Wer dort war; und mit heißen Thränen beweinte sie bei mir jenes Jahr, wo sie, wie sie sagte, der Gnade widerstanden und die Zeit verloren habe.

[1]) Apok. 2, 1.

Einigen, vielleicht vielen Lesern werden diese Dinge kindisch und fanatisch erscheinen; aber als Nathanael nicht glauben wollte, daß der Messias aus Nazareth kommen könne, „sagte Philippus zu ihm: komm und sieh!“[1]) und im Alten Testamente heißt es: „schmecket und sehet, wie lieblich der Herr ist.“[2]) Ich habe eine Convertitin gekannt, welche Gott bald aus ihrem schmerzensvollen, aber freudenvollen Leben hienieden in das Reich ungetrübter Wonne hinübergenommen hat; die Conversion hatte sie auf einmal aus einem vergnügungssüchtigen Weltkinde in eine fromme und eifrige Dienerin Gottes verwandelt; diese drängte sich, wenn sie selbst die h. Communion nicht empfangen konnte, sanft an die heran, welche von der Communionbank zurückkehrten, und fühlte, wie ein Strahl des Trostes und Glückes auch in ihr Herz fiel, — die Kraft, welche von der heiligen Menschheit Jesu ausgeht, selbst wenn sie in dem armen Zelte des menschlichen Leibes wohnt. Expertus potest credere, Quid sit Jesum diligere.[3])

Wenn aber diese Erfahrung der Kinder des Hauses kaum verständlich ist für die, welche draußen sind, was sollen wir von einer andern Erfahrung sagen, an die man nur mit Schrecken denken kann, an die Erfahrung, daß man sich vor der verborgenen Kraft des h. Sacramentes fürchtet. Man wird es kaum glauben, aber ich weiß es aus sicherster Quelle, daß Anglicanern, welche in ihrem Glauben wankten und eine starke Hinneigung zum Katholicismus fühlten, von denjenigen, welche sie ihre geistlichen Führer nannten, verboten wurde, eine Capelle zu betreten, worin das h. Sacrament aufbewahrt werde; sie fürchten, Jesus Christus selbst, an dessen Gegenwart sie, wie sie sagen, glauben, möge sie durch Seine Güte aus einer Secte herausreißen, die Ihn verloren hat, — sie dürfen Keinen von ihrer Heerde Seiner Leitung anvertrauen.

In der katholischen Kirche, das dürfen wir schließlich behaupten, hat Alles Wahrheit, Wirklichkeit und Consequenz.

[1]) Joh. 2, 40. — [2]) Ps. 33, 9. — [3]) „Wer es erfahren hat, kann es glauben, was es heißt: Jesus lieben.“ Aus dem Hymnus des h. Bernard: Jesu dulcis memoria.

Nicht Eine Verheißung des Herrn bleibt in ihr unerfüllt. Wenn Er Seinen Aposteln die Macht gab, Wunder zu wirken, so verband Er dieselbe mit der größeren Macht, geistige Wunder zu wirken; und während die erstere Gewalt nicht zurückgenommen ist, aber für Gelegenheit, wo sie nöthig ist, reservirt bleibt, ist die andere permanent und wird täglich angewandt. Sie wird dem Katholiken so gewöhnlich, wie uns allen die Wunder der Natur. „Mein Vater wirkt bis jetzt und auch ich wirke“ [1]), sagt unser göttlicher Erlöser. Ihr Werk ist dasselbe, aber ihre Wirkungsweise ist verschieden: was der Vater in der Ordnung der Natur wirkt, das wirkt der Sohn in der Ordnung der Gnade. Für uns ist beides gleich wirklich, wie gleich unsichtbar. Der Eine spricht zu den Wassern des Abgrundes und sie werden lebendig und senden Vögel und Gewürm auf die Erde; der Andere haucht, und die Gnade erzeugt ein neues Geschlecht, eine wiedergeborene Menschheit. Der Eine gebietet den Winden und sie wehen über die Erde, bald stürmisch, bald sanft, aber immer reinigend, erneuernd und erfrischend; der Andere sendet Seinen Geist zu der Seele, und, wehend, wo und wie Er will, reinigt und befreit Er das geistige Wesen von Verderbniß und erneuert sein hinschwindendes Leben. Der Eine macht mit gütigem Blick den Himmel glänzen mit Heiterkeit und nährt den Strahlenglanz der Sonne; der Andere bringt Sein Feuer auf die Erde und sogleich brennt es; wie ein elektrischer Strom durchdringt es das Herz des Jünglings, der niederknieet, um den heiligen Geist zu empfangen; kräftig und ruhig lodert es in der Brust des Priesters, wie in einem Leuchtthurme, der auf dem Felsen steht, um die gebrechlichen Fahrzeuge zum sichern Hafen zu führen; wie ein Glutofen, worin alle Leidenschaften verzehrt und alle Tugenden entzündet werden sollen; wie ein freundliches Feuer auf dem häuslichen Heerde, woran Greis und Kind sich erwärmen. Der Eine gießt Leben in die ganze Natur, sendet seine Jahreszeiten mit ihren verschiedenen Gaben, vertheilt Regen und Thau, belebt

[1]) Joh. 5, 17.

das verwesende Saamenkorn und läßt es Brod hervorbringen für den Menschen; er gießt den Pflanzen den nährenden Saft ein, daß sie erst liebliche Blumen, dann köstliche Früchte hervorbringen; der Andere pflanzt ein Saamenkorn und einen Weinstock, die des Menschen Herz erfreuen, und spendet den Ertrag Seines Kornfeldes und Seines Weinberges Seiner Kirche und nährt, erquickt und erfreut damit die unsichtbare Welt des Geistes, den unsterblichen Theil des Menschen. In der einen Reihe von Wundern sehen wir ebensowenig etwas Unglaubliches, wie in der andern, — Gott ist in beiden, dieselbe Macht, dieselbe Weisheit, dieselbe Liebe. Das ist der einfache Gedanke des Katholiken: die Ordnung der Gnade ist ihm ebensogut etwas Wirkliches, wie die Ordnung der Natur, er glaubt ebensogut an die Existenz eines geistigen, wie an die eines physischen Lebens. Er glaubt, daß Jesus Christus versprochen hat, Er wolle bei Seiner Kirche sein alle Tage bis an's Ende der Welt[1]), und er kann das nicht anders verstehen, als in einem Sinne, der Seiner würdig ist, als eine Verheißung nicht einer Leitung aus weiter Ferne und eines Eingreifens bei einzelnen Gelegenheiten, sondern einer engen und innigen Vereinigung, eines täglichen Beistehens und Naheseins. Ego operor, „ich wirke", ist Sein unschätzbares Wort, und das erklärt alles übermenschliche Wirken in der Kirche: „Petrus tauft, sagt der h. Augustinus, Christus ist es, welcher tauft; Judas tauft, — Christus ist es, welcher tauft." Und so ist es mit allen andern Sacramenten. Die Hand, welche segnet, ist Christi Hand; die Hand, welche consecrirt, ist Christi Hand; die Hand, welche salbt, ist Christi Hand; die Hand, welche absolvirt, ist Christi Hand, — die nämliche Hand, welche die Augen berührte, und sie sahen, — welche den Kranken aufgelegt wurde, und sie standen auf, — welche die Todten anrührte, und sie lebten. Diese Bethätigung der wirksamen, täglichen, stündlichen Gegenwart des Herrn in Seiner Kirche bildet den Unterschied zwischen der katholischen und der protestantischen

[1]) Matth. 28, 20.

Lehre über die Kirche. So können sich die Protestanten die Kirche als uneinig, — „das Merkmal der Einheit als suspendirt“ denken, wie es Jemand ausdrückt; dann ist aber Christus nicht dort, denn Er kann nicht uneinig sein; Seine Gegenwart muß man sich dann als eine bloße theoretische denken, nicht so, daß die Kirche Sein Leib ist und Er ihr Haupt. Sie können glauben, die Kirche könne, selbst auf allgemeinen Concilien, irren; dann ist aber Christus nicht wirklich bei ihr, nicht in Wahrheit mitten unter den mehr als zwei oder drei, die in Seinem Namen versammelt sind. Sie können glauben, die h. Eucharistie habe keine inhärente Kraft, und können die Anbetung derselben verwerfen; dann ist Er aber nicht wahrhaft dort gegenwärtig. Endlich, sie haben kein Vertrauen auf ihre eigenen priesterlichen Functionen; sie dürfen nicht jeden Geistlichen um die Lossprechung bitten, sondern nur einige Eingeweihte, gleich denen, die in die Mysterien des Alterthums eingeweiht waren; folglich ist Christus nicht in dem priesterlichen Acte, sondern wirkt nur wegen der Heiligkeit des Priesters. Der Katholik aber glaubt an einen wirklichen und thätigen Beistand Christi; derselbe ist für ihn nicht eine Theorie, sondern eine Thatsache, und er glaubt daran so natürlich, wie an die göttliche Vorsehung, wovon derselbe nur eine besondere Wirkungsweise ist; darum hören die wunderbaren Wirkungen der kirchlichen Heilsmittel auf, in seinen Augen Wunder zu sein; sie sind nur Gnadenspendungen.

Wenn wir auch näher betrachten, was ein Wunder ist, so finden wir, daß es einen doppelten Gesichtspunct darbietet, den jüdischen und den christlichen. Die Verkehrtheit der Juden bestand darin, daß sie Zeichen verlangten, die man sehen könnte: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder seht, so glaubt ihr nicht“ [1]), warf ihnen der Herr vor; „Meister, sagen sie, wir wünschen ein Zeichen von Dir zu sehen.“ [2]) Das war die niedrigste Stufe des Glaubens und konnte nur zur Erkenntniß der niedrigern Classe von Wundern führen, welche in die

[1]) Joh. 4, 47. — [2]) Matth. 12, 38.

Sinne fallen. Nur diese Stufe kann der Protestantismus erreichen, und selbst auf ihr steht er auf einem so abschüssigen und unsichern Boden, daß er leicht davon herabfällt in den Abgrund des Rationalismus und Unglaubens. Er verlangt immer das Zeugniß seiner Augen, wie die Juden. Die christliche Glaubensregel aber ist sehr verschieden: „Der Glaube kommt vom Hören[1]), und nicht vom Sehn; und darauf stützt sich der Katholik. Nur so sind die wahren Wunder Gottes zu finden, nur so die wirklichen Wunder der Offenbarung zu entdecken. Der jüdische Schäfer blickte auf die Krippe zu Bethlehem und sah ihre Wunder mit ehrfurchtsvollem Staunen: die Himmel hatten sich ihm geöffnet und ihre glänzenden Schaaren hatten ihm ein wundervolles Jubellied gesungen; ein strahlender Stern war im Osten aufgegangen und hatte die Könige der Erde geleitet. Aber für das christliche Auge ist dies das wahre Wunder, daß das Kind in der Krippe, zwischen Ochs und Esel, wahrer Gott ist von wahrem Gotte, gezeugt, nicht geschaffen, gleichwesentlich mit dem Vater, Der, durch Welchen alle Dinge geschaffen sind."[2]) Dieser Erkenntniß gegenüber, welche das Gesicht nicht offenbart, sind alle sichtbaren Wunder unbedeutend.

Als Jesus vor Herodes geführt wurde, wünschte dieser ein Wunder von Ihm zu sehn[3]), und Jesus weigerte Sich, seine Neugierde zu befriedigen. Welches passende Wunder hätte Er unter solchen Umständen wirken können? Er hätte allenfalls den unsittlichen Tyrannen mit Blindheit schlagen können, wie der h. Paulus den Elymas[4]), und es wäre ebensowohl eine gerechte Strafe, wie ein wahres Zeichen gewesen. Und doch wurde ein Wunder vor ihm gewirkt, und ein Wunder, worüber Engel vor Staunen weinten, und wir sehen es, aber jener erbärmliche Ungläubige sah es nicht: die ewige Weisheit wurde bekleidet mit dem Kleide eines Narren und der Sohn Gottes von einer Schaar dummer Höflinge verhöhnt, — und kein Feuer fiel vom Himmel auf sie herab.

[1]) Röm. 10, 17. — [2]) Nicenisches Glaubensbekenntniß. — [3]) Luc. 23, 8. [4]) Apg. 13, 8.

Als endlich das Kreuz auf dem Calvarienberge aufgerichtet wurde und die Sonne sich verfinsterte und die Erde bebte und die Berge sich spalteten und der Vorhang des Tempels zerriß und die Todten wieder aufstanden: da waren gewiß Wunder und Zeichen genug da, um die Neugierde selbst eines Juden zu befriedigen. Der Christ aber achtet nicht darauf: das größte der Wunder geschieht dort am Kreuze: die Verfinsterung der Sonne der Gerechtigkeit, das Zittern Seines Leibes, das Brechen Seines Herzens, das Zerreißen Seiner menschlichen Natur, der Tod eines Gottes: das verdrängt alle andern Gedanken und Gefühle und macht, daß der Christ nur auf die Erlösung, das Wunder der Wunder, achtet.

In genauester Uebereinstimmung mit diesem Grundsatze steht die katholische Betrachtungsweise der Wunder des Neuen Testamentes: sie sind ein schönes, das vollkommenste Seitenstück zu den unsichtbaren Wundern des Christenthums.



IV.

Die Handlungen des Neuen Testaments.[1]

Als ich in früheren Aufsätzen erst die Parabeln, dann die Wunder des Neuen Testaments behandelte und zeigte, wie sie in Bezug auf ihren Lehrinhalt nur im katholischen System eine genügende Erklärung finden, da erkannte ich, daß derselbe Grundsatz auf Alles seine Anwendung finde, was der Heiland gesagt und gethan hat, um uns zu belehren zu unserm Heile. Wollte man annehmen, die weniger directe Verkündigung des Evangeliums gehöre der Braut ausschließlich an, die unmittelbare Verkündigung der religiösen Wahrheit dagegen sei ihr und ihrer Nebenbuhlerinnen gemeinsames Eigenthum, so wäre das eine Inconsequenz, der ich mich nicht schuldig machen möchte. Das Wunder war für die ungläubige Menge, die Parabel für die herzlosen Priester und Schriftgelehrten; für die Freunde und Geliebten waren die gewöhnlichen und alltäglichen Handlungen im irdischen Leben Christi; für die Apostel und Jünger waren Seine Worte des ewigen Lebens, die Geheimnisse des Himmelreiches. Die Kirche, welche allein die Nachfolgerin dieser in der Wahrheit, in der Gnade und selbst in der Geschichte ist, muß auch allein berechtigt sein, das, was für sie gethan und gesagt wurde, als ihr Eigenthum zu beanspru-

[1]) Aus der „Dublin Review" von 1851, abgedruckt in den „Essays" Bd. 1, S. 575 ff.

chen. Andere mögen im Kreise der Menge stehen und zuhören, Einige vielleicht in den engern Kreis, der Jesus umgibt, eindringen und als Gesetzeslehrer fragen oder als Pharisäer versuchen; und wenn sie gleich denen, die ausgesandt waren, Ihn zu greifen, aber stehen blieben, um Ihm zuzuhören, unbefangen auf die Lehren achten, die Er in Parabeln und mächtigen Thaten verkündet, so werden sie sich, wie wir früher gesehen, genöthigt sehen, in die Eine, heilige, apostolische Kirche einzutreten und sich ihr zu unterwerfen, worin allein Seine Lehre ihre Vollendung, Seine Wunder ihre Erklärung finden. Wenn aber des Tages Arbeit geschlossen ist und kein Nikodemus bei Nacht kommt, sie zu verlängern, so sehen wir unsern himmlischen Lehrer, ehe Er Sich auf den Berg oder in Seine stille Kammer zurückzieht, um die Stunden der Ruhe im Gebete zuzubringen, im Kreise der wenigen Gläubigen und Freunde zubringen: der Hirt der kleinen Heerde, der Hausvater der demüthigen Familie theilt mit den Seinigen ihr häusliches Mahl und nimmt an ihrer ungezwungenen Unterhaltung Theil. Seine Reden vor dem Volke und vor den Priestern waren in eine edle und zierliche Sprache gekleidet: das Volk bewunderte nicht nur die Weisheit, sondern auch die Lieblichkeit, welche von Seinen Lippen floß; [1]) die Gebildeten, wie Nikodemus, redeten Ihn voll Achtung an [2]) und Alle wunderten sich über die sonst nur durch die Erziehung zu gewinnenden Vorzüge, welche von selbst aus dem Geiste des vermeintlichen Zimmermannssohns entsprangen. [3]) Ohne auf das in meinem ersten Artikel Ausgeführte zurückzukommen, bemerke ich nur, daß, wenn die Sprache oder der Accent des Heilandes Symptome von galiläischer Rauhheit gezeigt hätte, dies eine zu leichte und brauchbare Waffe gewesen wäre, als daß sie Seine grundsatzlosen Feinde unbenutzt hätten lassen sollen; die jüdischen Schriftsteller sind in dieser Hinsicht sehr strenge. Wenn wir aber den Heiland betrachten, wie Er Sich aus dem Gewühle in die Gesellschaft Seiner Jünger und vertrauten Freunde zurückzieht, dann müssen wir annehmen, daß Er Sich zu der

[1]) Luc. 4, 22. — [2]) Joh. 3, 2. — [3]) Matth. 13, 56.

vertraulichen und volksthümlichen Redeweise Seiner Heimath herabläßt, wie Senatoren von Venedig und Edelleute der Provence im Schooße ihrer Familie. Mit Petrus, dessen Sprache ihn im Vorhofe des Hohenpriesters als Galiläer verrieth,[1] wird Er in den familiären Ausdrücken und mit der localen Betonungsweise geredet haben, die der Sprache der hochbegnadigten Hütte und der umliegenden Häuser von Nazareth eigen waren, und welche Er in der Kindheit von den süßen Lippen Seiner demüthigen Mutter gleichsam gelernt hatte. Denn affectirt dürfen wir uns Ihn, der arm sein wollte unter den Armen, eben so wenig vorstellen, wie rauh.

So wird auch das Mahl, welches durch diese himmlische Unterhaltung gewürzt wurde, gewesen sein. Aermliches Hausgeräth in einem einfachen Gemache, rauhe Tische und Stühle, hölzerne Teller und irdene Becher sind die Vorbereitungen zu einem Mahle, dessen Brod nicht von Aser[2]) und dessen Wein nicht von Engaddi ist. Und doch was für ein Mahl! hier wird die Parabel ausgelegt und der Mangel an Glauben getadelt; hier werden Streitigkeiten um den Vorrang geschlichtet und in erhabener Weise Liebe und Demuth gelehrt; hier werden die Geheimnisse der Offenbarung enthüllt und der Saamen des Evangeliums wird in warme und pochende Herzen ausgestreut.

Wenn also die Kirche das geheimnißvollere Belehren feindseliger oder neugieriger Volksschaaren als für sie bestimmt in Anspruch nehmen kann, so hat sie gewiß ein eben so gutes Recht, sich die innigere und directere Unterweisung derjenigen anzueignen, welche sie allein auf Erden vertritt und ersetzt. Das ist aber das Lehren durch Handlungen und durch Worte. In diesem Aufsatze will ich mich auf ersteres beschränken; über das andere bei einer andern Gelegenheit.

Wiewohl ich schon ein schwaches Bild des Benehmens des Herrn gegen Seine Apostel und Freunde entworfen habe, indem ich die Scenen des Familienlebens beschrieb, die für uns belehrend sind, so habe ich doch dabei einen weitern Zweck im Auge gehabt.

[1]) Matth. 26, 43. — [2]) 1 Mos. 49, 20.

I. Wenn „Christ“ einen Nachfolger und Schüler Christi bedeutet, einen, der seines Meisters Beispiel als ein vollkommenes Vorbild betrachtet, so muß und wird es unter denjenigen, welche diesen Namen tragen, Viele geben, welche freudig Alles nachahmen, was Er gethan hat. Allen mag das nicht gegeben sein, so wenig es Allen gegeben ist, Ihm in Seinem Amte, in Seinen Leiden oder in Seinen geistigen Vorrechten zu gleichen. Aber wie Sein Vorbild in keinem Seiner Jünger ganz erreicht ist, wie Johannes Ihm am Nächsten kam in der Liebe, Petrus in der Würde, Paulus in der Beredsamkeit, Jacobus im Gebete, Andreas im Tode, und wie in spätern Zeiten Seine sacramentale Gnade in Seinen Priestern fortlebt, Seine Geduld in den Martyrern, Seine Vereinigung mit Gott in den heiligen Jungfrauen, so läßt sich auch wohl erwarten, daß wir bei einer Classe Seiner auserwählten Nachfolger die Liebe zur Armuth, die Verzichtleistung auf weltliche Pracht und die Geringschätzung leiblicher Behaglichkeit finden. Der Heiland ist eine Quelle strahlenden Lichtes, die Sonne an dem geistigen Himmel der Kirche; die Strahlen, welche in Ihm concentrirt sind, vertheilen und zerstreuen sich über die Erde, der eine findet in der einen, der andere in einer andern Seele seinen Wiederschein; in allen zusammen sehen wir wieder Sein Bild, aber jede einzelne strahlt nur Einen Strahl glänzend zurück, wenn sie auch viele in sich aufnimmt. Wenn nun eine von den Tugenden des Herrn die *Geringschätzung der irdischen Dinge* und also *Liebe der Niedrigkeit* war, so muß diese auf Erden irgendwo in der Kirche ihren Wiederschein haben, und wenn sich diese Tugend nur bei einem von mehreren streitenden Theilen findet, so ist das für diesen ein unverkennbares Siegel Christi.

Wir stellten uns z. B. eben noch diesen himmlischen Lehrer vor, wie Er an dem einfachen Mahle Seiner Jünger Theil nimmt und sie dabei mit dem Worte speist, wovon der Mensch nicht weniger lebt, als von Brod.[1]) Gehen wir nun 1100

[1]) Matth. 4, 4.

Jahre weiter und versetzen wir uns von Palästina in ein westlicheres Land. Wir sehen eine Schlucht am Abhange eines Berges, in welcher, wiewohl sie sehr steil und anscheinend durch einen alten Gießbach ausgehöhlt ist, selten ein Tropfen Wasser herabfließt, in deren Gebüsch kein Sänger des Waldes sich verliert. An einer Seite dieser düstern Schlucht in ihre grauen Felsen ist eine Wohnung halb hineingebaut, halb ausgehöhlt, die zu der angegebenen Zeit gerade fertig geworden ist. Die Bewohner sind gerade am Tisch; treten wir bei ihnen ein. Ihr Speisesaal ist niedrig, dunkel und dumpf; denn eine Wand desselben bilden die Felsen. Alles Andere harmonirt damit: die Tische und Geräthe sind kaum weniger rauh, und was auf den Tischen steht, paßt genau dazu: einige Kräuter aus dem unfruchtbaren Garten, möglichst grobes Brod und saures Getränk machen das Mahl aus. An den Tischen sitzen junge und alte Männer, alle einfach gekleidet, alle ernst und demüthig. Nur Einer sitzt allein und liest denen, die essen, vor. Hören wir auf seine Worte, welche die Aufmerksamkeit Aller zu fesseln und ihr einfaches Mahl zu würzen scheinen. Liest er aus der „Romanze von der Rose" vor? Oder aus Minneliedern, die von ritterlichen Thaten erzählen, oder von einer edeln Dame auf ihrem schmucken Zelter, begleitet von einem tapfern Ritter? Es ist allerdings etwas der Art, aber viel, viel lieblicher. Er liest aus dem Buche der Bücher, wie in einem kalten Winter eine zarte Jungfrau auf einem Esel von Nazareth nach Bethlehem reitet, begleitet von einem armen Zimmermann, und wie sie am Ende ihrer Reise in einem Stalle ein Unterkommen finden. Bei dieser einfachen Erzählung seht ihr den, welcher obenan sitzt, seinen Teller zurückschieben, und sich von seinem harten Sitze erheben, vor Rührung zitternd, die Hände krampfhaft gefaltet, die Augen in Thränen schwimmend. Was hat diese Rührung veranlaßt? Er kommt sich selbst wie ein Feigling vor, wie ein verwöhnter, verweichlichter Mensch, wie einer, der prächtig wohnt, üppig gekleidet ist und überreichlich zu essen hat, ja, wie der reiche Prasser im Evangelium, wenn er sich vergleicht mit ihr, welche

zart und rein, wie die Lilie, die sich über das Schneeglöckchen neigt, das himmlische Kind anbetet, welches eben in dieser Stunde gekommen ist, Kälte und Armuth mit ihr zu theilen. Darum wirft er sich beschämt und demüthig auf den rauhen Boden seines Speisesaals nieder und weinend und seufzend ruft er aus: „Wehe mir! die Mutter meines Gottes sitzt auf dem Boden und ich sitze bequem am Tische! Mein Erlöser ist ein armes, verlassenes Kind, und ich sitze bei einer reichlichen Mahlzeit!“ — Das war ein Commentar zu dem vorgelesenen Abschnitte der hl. Schrift, und gewiß ein praktischer Commentar. Dadurch wurde deutlicher gesagt, als es in dem zierlichsten Druck unserer Zeit gesagt werden kann, wenn Jesus Christus Armuth und Noth für Sich und die, welche Er am meisten liebte, erwählte, so müßten Ihm auch diejenigen gefallen, welche aus Liebe zu Ihm einen gleichen Zustand erwählen. Es sagt weiter, selbst wenn wir unser Bestes gethan hätten, stehe unser göttliches Vorbild noch hoch über uns, so hoch, daß wir es nicht erreichen können und uns verdemüthigen müssen, wenn wir den Abstand sehen. So war also der hl. Franciscus, — denn eine von seinen vielen schönen Handlungen ist es, die wir erzählt haben, — sowie viele seiner Gefährten, reich gewesen und war arm geworden, sehr arm, und abgetödtet und gering, Alles um Gottes willen. Und wiewohl er in einer Höhle wohnte und mit einem einzigen Gewande bekleidet und mit einem Strick gegürtet war und sich von geringen Speisen nährte, weinte er doch, wenn er bedachte, wie der Mensch gewordene Gott Sich noch tiefer erniedrigt hatte.

In unserer hochmüthigen Zeit wird man freilich sagen, der hl. Franciscus habe das Evangelium nicht recht verstanden. Irrte er sich denn aber, wenn er darin las, unser Erlöser habe die Armuth geliebt und gewählt? Oder irrte er sich, wenn er glaubte, es sei gut, das zu lieben und zu erwählen, was Er liebte und erwählte? Wenn das Mahl, welches wir beschrieben haben, in seinem Charakter und Geiste dem Mahle nicht ähnlich ist, welches das Collegium der Apostel mit seinem göttlichen Oberhaupte einnahm, dann wollen wir anderswo eine

Parallele suchen. Aber wo finden wir sie? In einem englischen Armenhause mit seiner unabänderlichen Diät? Oder in einem englischen Spital, wie in dem vom h. Kreuz, mit seinen sparsamen Speisen? Aber wir suchen eine freiwillige Nachahmung des göttlichen Beispiels in der Kirche, nicht das, was Staat oder Kirche zwangsweise Andern aufdrängen. Wenn die Studenten auf einer unserer Universitäten in ihrer Halle, — die einem klösterlichen Speisesaale ziemlich ähnlich ist — zusammenkommen, finden wir da vielleicht eine besondere Aehnlichkeit mit dem Vorbilde im Evangelium? Namentlich an einem von der Staatskirche angeordneten Fasttage dürfen wir wohl hoffen zu sehn, wie sie die Regeln des Evangeliums versteht. In einem hohen und schönen Saale mit geschnitzter Decke und mit Wappenschildern und Bildern großer und reicher Männer, an einer reichbesetzten Tafel — ich will nicht mehr sagen — sitzen die Diener einer Religion, welche, wenn sie unsichtbare und geistige Güter spendet, dabei die materiellen nicht vernachlässigt. Vielleicht wird einer von ihnen, wenn die Pflichten der Stunde erfüllt sind, den Mund abwischen und weggehn, um eine Abendpredigt zu halten und von der Kanzel herab seinen Zuhörern zu versichern, daß zu dem Aberglauben des Papstthums auch dies gehöre, daß man in Armuth und Niedrigkeit lebe, sich freiwillig Entbehrungen auflege und den Leib kasteie; das Alles komme daher, daß man die Schrift nicht studire, maßen weder das Beispiel des Herrn noch die Schriften Sanct Pauli eine solche unnatürliche Lebensweise irgendwie empfehlen; und er wird als Beleg den armen Franciscus anführen, der, auf dem Wege der Armuth wandelnd, seinen Erlöser ganz aus dem Auge verlor.

Im Leben des h. Gregorius des Großen lesen wir, daß er täglich zwölf arme Männer speiste und bei Tische bediente, zu Ehren der zwölf Apostel; und daß eines Tages ein dreizehnter, ungebetener Gast bei ihnen saß; „und keiner von denen, welche mit aßen, wagte Ihn zu fragen: wer bist du? da sie wußten, daß es der Herr war.“ [1]) Wenn es nun dem-

[1]) Joh. 21, 12.

selben Herrn gefallen sollte, jetzt wieder in sichtbarer Gestalt die Wohnungen der Menschen zu besuchen und Sich dort mit zu Tische zu setzen, wo es Seinem milden Herzen am besten gefiele, so sind wir einfältig genug, zu glauben, er wäre eher in dem Speisesaale der Carceri des h. Franciscus zu erwarten, die noch in den Felsen der Apenninen bei Assisi existiren, und wo noch dieselbe Armuth und Mäßigkeit herrscht, — als inmitten einer Gesellschaft von englischen Geistlichen, die im Speisesaale eines Collegiums unserer Universitäten tafeln.

Man wird vielleicht sagen, diese Parallele sei unbillig, aber „der reine und apostolische Zweig der Kirche, welcher in unserm Lande gepflanzt ist,“ [1]) bietet uns nichts dar, was a priori eher zu einer Vergleichung mit dem Mahle des Herrn und Seiner Jünger geeigneter wäre. Ich kann auch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie in jedem katholischen Orden die Gegenwart Christi, wie Er Seine Jünger bei ihrem gemeinsamen Mahle unterwies, durch das Vorlesen aus der h. Schrift während des Essens versinnbildet und nachgeahmt wird, ein Gebrauch, der sich meines Wissens nur in unserer „unbiblischen“ und „bibelfeindlichen“ Kirche findet. Mein Hauptzweck bis hieher war aber, zu zeigen, wie diese geschmähte, aber allein treue Braut die Armuth ihres Herrn als eine praktische Unterweisung betrachtet, die Armuth in einfältigem Sinne nicht als einen Zufall, sondern als etwas frei zu Wählendes angesehn hat, als eine Tugend, als einen Schlüssel zu vielen sonst verschlossenen Schätzen, als einen rauhen und steilen Weg über den Calvarienberg nach dem Tabor. Und diese Armuth Christi, unseres Erlösers, dürfen wir wohl an die Spitze Seiner Handlungen stellen; sie beherrscht und durchdringt sie alle von der Krippe bis zum Kreuze

Ich will und kann nicht alle, nicht einmal die hauptsächlichsten Handlungen dieses Lebens durchgehn; ich will nur einige herausnehmen und muß gleich im voraus erklären, daß die Auswahl keine systematische sein soll; nur werde ich mit dem

[1]) So pflegen die Puseyiten die anglicanische Kirche zu bezeichnen. D. U.

Anfange beginnen und lieber Classen oder Gruppen von Handlungen wählen, als einzelne Handlungen. Bei der ersten Periode des Lebens des Sohnes Gottes auf Erden müssen wir den Einfluß betrachten, den es auf eine andere Person übte, die freilich tief unter Ihm, aber auch Ihm näher stand, als irgend ein anderes geschaffenes Wesen, — ein Katholik versteht gleich, daß ich von Seiner h. Mutter reden will.

II. Es scheint mir, wenn ich die ersten Scenen der evangelischen Geschichte betrachte, als sei die Stellung der h. Jungfrau noch lange nicht genug mit Rücksicht auf die Controvers-Fragen gewürdigt. Allerdings legt der Katholik Allem Wichtigkeit bei, was von ihr im Evangelium erzählt wird, und findet darin unbestreitbare Beweise ihrer Tugend, ihrer Würde, ihrer Vorrechte und ihres Einflusses oder vielmehr ihrer Macht. Der Protestant dagegen ist geneigt, Alles, was sie betrifft, zu übersehn, zu verkleinern und als unwichtig zu betrachten; ja er sucht es als Nebensache, als etwas Zufälliges und fast Gefährliches zu beseitigen. Es ist nun wohl gewiß wichtig und interessant, festzustellen, welche Stelle ihr von dem Worte und dem Geiste Gottes in der doppelten Oekonomie des Glaubens und der Gnade angewiesen ist. In dem ersten Theile der evangelischen Geschichte müssen wir die Antwort auf diese Frage suchen.

1. Offenbar sind die geschichtlichen Bücher des Neuen Testaments unter einem doppelten Gesichtspuncte zu betrachten, als glaubwürdige und als inspirirte Schriften. Ihre Verfasser wandten allen menschlichen Fleiß und Mühe an, das aufzuzeichnen, was sie als wahr glaubten und kannten, und der göttliche Geist überwachte und leitete sie und bewahrte sie vor dem geringsten Irrthum und besiegelte das Werk, welches Er selbst dem Geiste der Verfasser eingegeben hatte. So mußte es namentlich aus zwei Gründen sein. Erstens sollten diese Bücher Leuten in die Hände kommen und von Leuten geprüft werden, welche ungläubig waren und denen ihre Verfasser nur als ehrliche, genaue und glaubwürdige Geschichtschreiber gegenüber treten. Sie sollten von Heiden und Juden, und später

von Skeptikern und Sophisten gelesen werden, ohne noch als inspirirt anerkannt zu sein. Sie sollten auf alle von menschlichem Scharfsinn und menschlicher Bosheit erdenkbare Weise auf die Probe gestellt, mit allerlei andern Arten von Documenten verglichen, in geographischer, physikalischer, geschichtlicher und moralischer Hinsicht geprüft, vom heidnischen, rabbinischen, gnostischen, jüdischen Standpuncte aus untersucht, in jedem Worte jedes Satzes philologisch gefoltert werden. Dann sollte der Charakter jedes Verfassers untersucht werden, wann und wo er lebte, welches seine Quellen waren, was ihn berechtigte, zu sprechen, welches seine Sprache, sein Dialect, seine eigenthümlichen Ausdrücke und Wendungen waren, welchen Zweck er hatte und wie er ihn zu erreichen suchte, welche Aussichten auf Vortheil oder Nachtheil er hatte. In der That, Leute, von denen man forderte, sie sollten Alles aufgeben, woran die menschliche Natur mit ihren bösen Leidenschaften hängt, und das auf Grund gewisser ganz außerordentlicher Thatsachen, die von scheinbar ganz gewöhnlichen Leuten erzählt wurden, würden das nicht darum gethan haben, weil diese eine göttliche Inspiration für sich in Anspruch nehmen; es war zu erwarten, daß sie die Thatsachen und die Glaubwürdigkeit derjenigen, die sie berichten, mit argwöhnischer Strenge untersuchen würden. Diese Untersuchung aber mußte sich auf die verschiedenen Elemente einer menschlichen Wahrheit beziehen. Der irdische Verfasser mußte, wenn nicht mit seinen Schwächen, doch mit seinen Eigenthümlichkeiten erscheinen, um einer strengen Untersuchung unterworfen werden zu können; wo keine Adern, keine Farben, keine von einander trennbare Theile, keine durchdringbaren Puncte sind, ist eine Untersuchung unmöglich. Darum haben alle Vertheidiger der Evangelien von dem Anfange der Kirche an bis jetzt die Uebereinstimmungen mit andern Schriftstellern hervorgehoben, welche die Wahrhaftigkeit der inspirirten Schriftsteller beweisen, und man hat bis ins Kleinliche gehende Untersuchungen angestellt, um anscheinend unbedeutende Bestätigungen einzelner Angaben zu entdecken. Der Leser möge nur den ersten Satz von Dr. Lardner's „Glaubwürdigkeit der Evangelien“

ansehn, und er wird finden, wie ein gelehrter protestantischer Vertheidiger des Neuen Testaments dies versucht. Denselben Weg schlagen Katholiken ein, um die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte den Ungläubigen gegenüber zu beweisen.

Diese Fügung ist aber zweitens auch getroffen, weil es so am geziemendsten ist. Die Gabe der Inspiration konnte nicht nachlässigen und leichtfertigen Schriftstellern verliehen werden; wir können uns nicht wohl ein Bewußtsein der Inspiration (ich rede nicht von Vision oder Offenbarung) bei einem Augenzeugen von Thatsachen so denken, daß dadurch alle Sorgfalt und alle Bemühung, sich genau an das zu erinnern, was er erlebt, überflüssig gemacht würde. Er that sein Mögliches, um sich der wunderbaren Gnade dadurch würdig zu machen, daß er sich mit Eifer und Umsicht seiner Aufgabe widmete; er schrieb so gewissenhaft und mit einem so ernsten Bestreben, die Wahrheit mitzutheilen, als hätte er keine Garantie gegen den Irrthum.

Die Folge davon ist, wie ich bemerkt habe, ein doppelter Gesichtspunct, unter welchem die evangelischen Berichte zu betrachten sind. Erstens bestehn sie die strengste Prüfung als geschichtliche Schriften, vor allem Beweise für eine Offenbarung, so daß sie zur Anerkennung der in ihnen enthaltenen Thatsachen nöthigen, welche Thatsachen die Basis des Christenthums bilden; und das gewährt dem, der vorher ungläubig war, eine moralische Gewißheit. Zweitens tragen sie den heiligen und göttlichen Stempel der Inspiration an sich, wofür es keinen genügenden Beweis gibt außerhalb der katholischen Kirche, und das gibt ihnen eine übernatürliche Auctorität, so daß ihnen nunmehr nicht mit menschlichem, sondern mit göttlichem Glauben geglaubt wird. Das Eine macht sie glaubwürdig, das Andere unfehlbar, das Eine wahr, das Andere gewiß.

Der sicherste Beweis dafür, daß die evangelische Geschichte den erstern Charakter an sich trägt, ist der Umstand, daß die Verfasser sich selbst auf die gewöhnlichen Gründe für die Glaubwürdigkeit eines Schriftstellers berufen. Dieser gibt es zwei.

Der h. Johannes beruft sich auf den ersten, darauf, daß er Augen- und Ohrenzeuge ist: „Was von Anfang war, was wir gehört, was wir mit unsern Augen gesehn, was wir beschaut und was unsere Hände betastet haben, von dem Worte des Lebens (denn das Leben hat sich geoffenbart, und wir haben es gesehn und geben Zeugniß davon und verkündigen euch das ewige Leben, welches bei dem Vater war und uns erschienen ist); was wir gesehen und gehört haben, verkündigen wir euch." [1]) Und wieder von dem geheimnißvollen Herausfließen von Blut und Wasser aus der Seite Christi: „Und er, der es gesehen hat, hat Zeugniß gegeben und sein Zeugniß ist wahr;" [2]) und am Schlusse seines Evangeliums: „dies ist der Jünger, welcher Zeugniß gibt von diesen Dingen und diese Dinge geschrieben hat." [3]) Der h. Lucas begnügt sich mit dem zweiten Anspruch auf Glaubwürdigkeit, als der genaue Aufzeichner von Ereignissen, die er nach den Berichten unmittelbarer Zeugen sorgfältig zusammengestellt: „Weil Viele unternommen haben, die Erzählung der Dinge, die unter uns erfüllt worden sind, so zu verfassen, wie sie uns jene überliefert haben, die vom Anfange an Augenzeugen und Diener des Wortes waren, so habe auch ich für gut befunden, da ich über Alles von Anfang an genaue Kundschaft eingeholt, es dir der Ordnung nach aufzuschreiben, bester Theophilus." [4]) Und in der That, wenn wir die Evangelien aufmerksam durchlesen, wird es uns vielleicht überraschen, wenn wir finden, wie wenige Ereignisse darin aufgezeichnet sind, deren Kenntniß nicht auf einem menschlichen Zeugniß hätte beruhen können. Das Gebet im Garten, bei dem kein Mensch zugegen war, und die ersten Augenblicke der Auferstehung bilden vielleicht die einzigen Ausnahmen; man kann und darf aber annehmen, daß sie den Verfassern von Ihm mitgetheilt wurden, dessen Zeugniß das von Menschen bei weitem übertrifft.

[1]) Joh. 1, 1. — [2]) Joh. 19, 33. — [3]) Joh. 21, 24. — [4]) Luc. 1, 1—3.

Man wird vielleicht finden, ich hätte eine lange Digression oder einen großen Umweg gemacht, um zu meinem Ziele zu kommen. Es ist in der That so; aber wir haben dadurch zwei Puncte gewonnen: erstens, daß die Kette von Beweisen, worauf das große christliche System hauptsächlich beruht, in Bezug auf Stärke, Sicherheit und Vollständigkeit mangellos und ohne Lücke und Unvollkommenheit sein muß, und zweitens, daß die göttliche Inspiration die Festigkeit und Kraft jedes Gliedes derselben bestätigt und sanctionirt. Daraus erklärt sich die hohe Stellung eines Evangelisten unter den Heiligen. Den h. Johannes bezeichnet man lieber als „den Evangelisten", denn als „den Apostel", weil der erste Titel ein unterscheidenderer ist, als der zweite, und kein geringer Theil des Ruhmes der Apostel besteht darin, daß sie zu Zeugen der Handlungen des Herrn auserwählt sind, um sie der Welt kundzuthun; und der h. Paulus trägt darum kein Bedenken, zu sagen, wir seien Hausgenossen Gottes, weil wir „erbaut sind auf die Grundfeste (d. h. das Zeugniß) der Apostel und Propheten." [1])

So wichtig aber auch die Thatsachen oder Ereignisse sein mögen, deren Zeugen sie waren, es gibt Eine Thatsache, welche wichtiger, als sie alle, welche der Grundstein des ganzen Christenthums ist, ohne deren Gewißheit der ganze Bau in Stücke zerfällt. Das ist das Geheimniß der Menschwerdung. Dieses Ereigniß, so wollte Gott, sollte nur Einen Zeugen haben. „Auf dem Munde zweier oder dreier Zeugen mag jedes Wort beruhen" [2]), nur nicht das Wort der Worte, das fleischgewordene Wort. Dies sollte der Welt für immer durch ein einziges Zeugniß bezeugt werden, das Zeugniß Mariä, der allzeit Gebenedeiten. Wer konnte sagen, daß Gabriel vom Himmel kam und ihr vom ewigen Vater die Botschaft brachte; wer, daß sie über seinen Gruß erschrack; wer, daß sie zögerte, die hohe Würde einer Mutter Gottes anzunehmen um den Preis, der, wie sie meinte, dafür gefordert wurde; wer, daß er ihr die Fülle der Gnade kundthat und die wundervolle Kraft,

[1]) Eph. 2, 20. — [2]) Matth. 18, 16.

wodurch dieselbe verwirklicht werden sollte? Wer war Zeuge ihrer jungfräulichen Zustimmung und der augenblicklichen Folge derselben, des Geheimnisses des Lebens, daß der Emmanuel kam und ein Gottmensch da war? Nur sie, die allein auf Erden berufen war, die verborgensten Rathschlüsse des Allmächtigen zu erkennen.

Nun nehme man ihren Beitrag zu dem Zeugniß des Evangeliums, ihr Zeugniß für das Christenthum hinweg, und es ist nicht nur ein Glied der Kette zerbrochen, sondern der Anknüpfungspunct der ganzen Kette fehlt; es ist nicht nur ein Riß in den Bau gekommen, sondern sein Fundament weggenommen. In den Gesetzen für den Glauben auf Zeugenaussagen hin gilt etwas, was sonst unnatürlich ist: wenn man ein Gebäude, das nicht stehen kann, darstellen will, so denkt man sich eine Pyramide, die auf ihrer Spitze steht; wenn aber die Zahl der Glaubenden mit jeder Generation von der ersten Zeugenaussage an zunimmt, so wird diese Thatsache und die Einheit der Quelle, woraus Alle diese Wahrheit haben, sich gerade unter diesem nämlichen Bilde darstellen lassen. Der Glaube von Jahrhunderten und der ganzen Welt an die Wunder der Menschwerdung beruht aber gerade auf einem einzigen Zeugnisse, dem der allerseligsten Jungfrau Maria.

Ferner, man nehme ihr Zeugniß weg und was wird aus allen andern Zeugen? Hätte sie nicht die Geheimnisse ihres Herzens enthüllt, oder richtiger, hätte nicht Gottes Geist sie angetrieben, wie Er die Evangelisten antrieb, zwar nicht zu sammeln, aber zu verbreiten, nicht zu forschen, aber zu lehren; hätte Er sie nicht so zum Evangelisten der Evangelisten, zum Apostel der Apostel gemacht; hätte nicht derselbe göttliche Einfluß, welcher sie bewog, nachzugeben, als sie aus Liebe zur Jungfräulichkeit widerstrebte, sie auch bewogen, zu reden, da sie aus Demuth schweigen wollte: der ganzen Erzählung von der göttlichen Liebe, welche das heiligste aller Bücher füllt, würde nicht nur der lieblichste und rührendste Anfang, sondern die Wurzel fehlen, woraus ihre Lieblichkeit und Schönheit entspringt, um sie ganz zu durchdringen. Wir würden mit Staunen den

Bericht von auffallenden Wundern, bewunderungswerthen Reden und göttlichen Thaten lesen, aber es würde uns schwer fallen, in unsern Gedanken diese Erzählung von dem zu unterscheiden, was wir von Propheten oder Patriarchen lesen, wenn nicht der klare, liebliche und tröstliche Bericht von dem Erscheinen des Herrn auf Erden uns erhalten wäre und uns lehrte, Ihn von den größten Heiligen zu unterscheiden und als „höher, als die Himmel" anzusehen. Auch die Hauptumstände der Geburt und der ersten Lebensjahre des Heilandes kennen wir nur aus diesem Berichte. Als der h. Lucas den Stoff zu seinem Evangelium aus dem Munde derjenigen sammelte, welche Augenzeugen gewesen waren von Anbeginn, da war Joseph längst todt, und auch Zacharias und Elisabeth, und Simeon und Anna. Nur sie, die Alles, was sich zutrug, in ihrem mütterlichen Herzen bewahrte [1]), lebte noch, als Zeugin der Reise nach Bethlehem und der Flucht nach Aegypten, der Engel-Erscheinungen bei diesen Ereignissen und der Darbringung im Tempel. Wer anders hat im Gedächtnisse bewahrt die so bewunderungswürdigen und für uns so wichtigen Worte der Elisabeth und des Zacharias und vor allem den der Kirche so werthen Lobgesang, ihren täglichen Abendhymnus, das Magnificat? Es ist eine Schatzkammer, ihr mütterliches Herz, geräumig und sicher, worin Worte und Ereignisse bewahrt werden, die jedem andern Geiste entschwunden sind, und als darum nach vierzig Jahren nach den Jugendjahren des Heilandes geforscht wurde, da gab es Eine treue und liebevolle Zeugin, die Zeugniß ablegen konnte von dem, was jede Handlung und jedes Wort Seines spätern Lebens veredelte, bestätigte und als göttlich beglaubigte. Maria allein bezeugte Seine wunderbare Empfängniß und Geburt und die Erfüllung der Prophezeihungen in ihrem reinen jungfräulichen Wesen.

Wir können aber noch weiter gehn. So gänzlich waren diese wunderbaren Vorgänge verborgen geblieben, so gut war „das Geheimniß des Königs verheimlicht" [2]), daß, als der Herr

[1]) Luc. 2, 19. 51. — [2]) Tob. 12, 7.

vor dem Volke öffentlich auftrat, dieses ohne Widerspruch die Meinung äußerte, Er sei Joseph's Sohn: „er war, wie man meinte der Sohn Joseph's."[1]) Das Volk trug kein Bedenken, sogar in Seinem Vaterlande zu sagen: „Ist das nicht des Zimmermann's Sohn? heißt nicht seine Mutter Maria? und seine Brüder Jakobus und Joseph und Simon und Judas? und seine Schwestern, sind sie nicht alle bei uns?"[2]) Und wiederum sagten sie: „Ist nicht dieser Jesus der Sohn des Joseph, dessen Vater und Mutter wir kennen? Wie kann er denn sagen: ich kam vom Himmel herab?"[3]) — Hier haben wir bedeutende Elemente eines menschlichen Zeugnisses, eine starke Grundlage für eine geschichtliche Behauptung. Wäre Jemand in das Land und in die Gegend gegangen, wo Jesus gelebt hatte, um Seine Jugendgeschichte zu erforschen, er hätte übereinstimmende Zeugenaussagen gefunden, Er sei „des Zimmermann's Sohn" gewesen. Man würde sich auf Maria's Vermählung mit ihm berufen haben, sowie auf ihre Eintragung in den Census des Augustus und, als auf ein wichtiges Factum, auf die allgemeine Meinung, d. h. auf das Zeugniß von Tausenden. Und was haben wir alle dem entgegenzusetzen? Die einfache Behauptung Mariä. So erhaben, so heilig, so unzweifelhaft ist ihr Wort, daß es für die Christen aller Zeiten genügend gewesen ist, alle andern Quellen aufzuwiegen. Sicherlich also nimmt sie den allerersten Platz ein in der Ordnung der Beweise des Evangeliums, in der Oekonomie des Glaubens.

Betrachten wir nochmals, was ihr diese Stellung gibt. Wenn ein Apologet, — wie man diejenigen, welche über die Beweise für das Christenthum schreiben, sehr unpassend genannt hat, — beweisen will, daß die Evangelisten Anspruch darauf haben, daß wir ihnen glauben, abgesehen von dem Beweise für ihre Inspiration, so legt er mit Recht Gewicht darauf, was sie thaten und litten, um ihre Wahrhaftigkeit zu beweisen. Man weist mit Recht darauf hin, wie sie allen Interessen zuwiderhandelten, auf das Theuerste verzichteten, auf irdische

[1]) Luc. 3, 23. — [2]) Matth. 13, 55 — [3]) Joh. 6, 42.

Aussichten, Bequemlichkeit, Heimath, Freunde und Familie, wie sie alle Leiden und Beschwerden erduldeten, von der Unbequemlichkeit eines unsichern Lebens bis zu einem sichern Tode, — und wer, fragt man, würde so handeln ohne feste Ueberzeugung und für etwas Anderes, als die Wahrheit? Und weiter beruft man sich mit Recht auf die Wunder, die sie wirkten und die übernatürliche Kraft, die sie zeigten, zum Beweise für ihre Glaubwürdigkeit. Das Alles ist vollkommen richtig: sehen wir, wiefern es auf unsere Idee von dem Charakter der Mutter Gottes Bezug hat. Lange vorher, ehe die drei ersten Evangelien geschrieben waren, sehr lange vorher, ehe das letzte verfaßt wurde, hatten die Apostel vor der ganzen Welt Zeugniß abgelegt, — „ihr Schall war ausgegangen auf die ganze Erde und ihre Worte bis zum Ende der Welt.“ [1]) Einige von ihnen hatten schon ihre Lehre mit ihrem Blute besiegelt. Einige von ihnen, wie Thomas in Indien, oder Bartholomäus in Armenien, haben vielleicht nie das geschriebene Wort gebraucht, um das Christenthum zu verkündigen. Ohne Zweifel sprach jeder von ihnen als Zeuge der Auferstehung und anderer Wunder; aber sie waren ebenso bereit, für die Wahrheit von Vielem zu sterben, was sie nicht gesehen hatten, für die Gewißheit der jungfräulichen Empfängniß Mariä und der Wunder bei der Geburt des Heilandes. Sie hatten eine göttliche innere Ueberzeugung von allen diesen Thatsachen; aber sie predigten sie der heidnischen und jüdischen Welt als Zeugen; sie beanspruchten also dieselbe Glaubwürdigkeit und Auctorität für das, was sie auf Mariä Zeugniß hin lehrten, wie für das, was sie mit ihren eigenen Augen gesehen hatten. Und wenn Jemand sie fragte, welche Gründe für die Glaubwürdigkeit ihres Zeugnisses sie hätten, so mußten sie Gründe ganz anderer Art anführen, wie für das Zeugniß jedes Andern. Ihr waren keine Wunderkräfte, keine übernatürliche Gaben verliehen; ihr war nicht der harte Beweis durch apostolische Mühen und Leiden gestattet; kein Kerker, keine Folter, kein Schwert, als

[1]) Ps. 18, 5.

das des Schmerzes, war ihr Loos. Wie hätte es anders sein können? Sie lebt in Ruhe, sie stirbt in Frieden. Sie hatte Alles zu gewinnen durch ihr Zeugniß; es sicherte ihr die erhabene, unvergleichliche Würde der Mutter Gottes. Welche Bestätigung ihres Zeugnisses konnte also ein Apostel anführen? Ihre fleckenlose Unschuld, ihre heldenmüthige Stärke, ihre unerschütterliche Sanftmuth, ihre unvergleichliche Heiligkeit, kurz ihre Tugend ohne Gleichen. Ferner ihre Theilnahme an allen Beweisen für die Sendung ihres Sohnes. Jede Weissagung, die Er aussprach, jede himmlische Lehre, die Er verkündete, jedes Wunder, das Er wirkte, jede Vollkommenheit, die Er an den Tag legte, war ein Zeugniß für sie jedes Mal, wenn Er sie Seine Mutter nannte. Was der Welt zeigte, wer Er war, zeigte ihr auch, wer sie war. Jedes Werk, welches bewies, daß Er der Sohn Gottes war, zeigte auch unwidersprechlich, daß sie die Mutter Gottes war. „Selig der Leib, der dich getragen, und die Brüste, die du gesogen“, [1]) war der natür.iche Ausdruck des Gefühls, welches beide rege machen mußten. Es wäre ein Widerspruch für die Vernunft und eine Lästerung gegen Gott, wollte man annehmen, sie wäre nicht werth ihrer Würde, ihrer erhabenen Stellung, oder vielmehr des ihr anvertrauten Amtes im Plane der Erlösung des Menschen.

Das war der Grund für die Glaubwürdigkeit ihres Zeugnisses, ein viel erhabenerer, als irgend einem der Apostel gegeben war. Stellen wir uns nun vor, wie der „glorreiche Chor“ dieser heiligen Männer im Begriffe steht, sich über die ganze Erde zu zerstreuen, und das Evangelium zu verkünden, und wie sie die großen Thatsachen sammeln, die sie als die Basis ihrer Lehre zu verkündigen und für die sie, selbst durch Vergießung ihres Blutes, Zeugniß abzulegen haben. Es ist noch kein Wort von dem neuen Gesetze aufgeschrieben und diese ihre Zusammenkunft ist also die allererste Quelle ihrer gemeinsamen Lehre. Jeder einzelne kommt und bringt zu der ge-

[1]) Luc. 11. 27.

meinsamen Quelle seinen eifersüchtig bewahrten Vorrath, daß er von dort fortströme im Strome der kirchlichen Tradition, dem lebenbringenden Flusse des irdischen Paradieses. Einige bringen weniger, einige mehr, während die, welche später zum Glauben geboren sind, fast eifersüchtig das empfangen, was die begünstigteren ihnen mittheilen. Johannes und sein Bruder und Petrus bezeugen die Anticipation der himmlischen Glorie auf dem Tabor. Der Erste von diesen allein kann, während die Andern das Haupt sinken lassen und erröthen, erzählen, was auf dem Calvarienberge und an Seinem Kreuze geschah, und der Letzte legt Zeugniß ab wider sich selbst, von seiner dreifachen Verleugnung im Vorhofe des Hohenpriesters. Nikodemus hat einen verborgenen Schatz, den er mittheilt, in der geheimnißvollen Unterredung, die er mit Jesus hatte, und Magdalena ist vielleicht die Einzige, welche die Geschichte ihrer Vergebung erzählt. Aber wenn Jeder sein Alles mitgetheilt hat, Wunder und Parabeln und gnädige Worte und weise Reden und glänzende Handlungen, so haben sie nur Material zusammengetragen für die Geschichte von drei Jahren eines Lebens, welches 33 Jahre gedauert hatte. Wo liegen die übrigen dreißig verborgen? Wer hat ihre Annalen? Wer ist der reiche Schatzmeister dieses Goldhaufens von himmlischen Worten und göttlichen Thaten? Eine, nur eine. Man bitte also sie, die Welt zu bereichern durch die Mittheilung ihres verborgenen Wissens. Sie kommt und gießt in die hellen Wasser, die aus der apostolischen Quelle strömen, den jungfräulichen Krug aus, den sie, die Königin der weisen Jungfrauen, in ihrem Busen birgt, und die Lampe, welche aus ihm genährt wird, kann nicht erlöschen. Freilich gibt sie nur einige Tropfen; denn diese dreißig Jahre, kann man wohl sagen, sollten hauptsächlich ihr nützen und waren ihre Schule der Vollkommenheit; aber jeder einzelne Tropfen ist sehr kostbar, ist eine unvergleichliche und unschätzbare Perle. „Ausgegossenes Oel ist dein Name" [1]): selbst den Namen Jesus, den Na-

[1]) Hohel. 1, 2.

men des Heils und der Rettung macht sie als einen von Gott ihr offenbarten kund und damit alle Verheißungen darüber, was Er mit diesem Namen vollbringen sollte, und die Verkündigung, als was Er dadurch bezeichnet sei. Während die Apostel Ihn umgaben, um Seine wundervollen Werke zu sehen, während Volksschaaren sich um Ihn drängten, um Ihm staunend zuzuhören, stand sie inmitten der Menge oder vor der Thüre, die besorgte, weil liebende, Mutter. Aber das mütterliche Herz fliegt zurück zu den Tagen der Kindheit, welche dort aufbewahrt sind in lebhafter Erinnerung. Das Weib wird mit Wonne gedenken der Stunde ihrer reinsten Freude, als sie sich freuete, daß ein Mensch zur Welt geboren war, [1]) wie also, wenn Er „der Wunderbare, Gott der Starke", [2]) es war? Und das sind die kostbaren und tröstlichen Mittheilungen, welche Maria macht, zur Erquickung frommer Seelen bis zum Ende der Welt. Sie legt den Grundstein zu der evangelischen Erzählung; die Dankbarkeit, welche die Kirche den Sammlern und Bewahrern unserer ersten heiligen Berichte zollt, schuldet sie in ganz besonderer Weise auch ihr; die Glaubwürdigkeit, Auctorität und Zuverlässigkeit, welche der christliche Glaube den Zeugen dessen, was die Basis des Glaubens bildet, beilegt, muß ganz besonders ihr beigelegt werden; und mit Recht gibt ihr die Kirche den Namen „Königin der Apostel".

Diese unsere Pflicht wird uns noch mehr an's Herz gelegt durch eine Erwägung, die ich schon angedeutet habe, und die sich mir oft bei einer Stelle im Evangelium aufgedrängt hat; man möge mir erlauben, beizufügen, daß die Schönheit und Wichtigkeit dieser Stelle mir lange nicht genug beachtet zu sein scheint. Aus Matth. 1, 18—24 geht hervor, daß die heilige Jungfrau den Besuch des Engels bei ihr ganz geheim hielt. Dies könnte fast unmöglich erscheinen. Es war ja ein Grund zur reinsten und doch innigsten Freude, zu einem Aufjubeln des Geistes, welches aus allen Zügen hervorstrahlen, auf den Lippen zittern und durch unwillkürliche Ausbrüche der

[1]) Joh. 16, 21. — [2]) Is. 9, 6.

Wonne sich hätte verrathen müssen. So erhöht zu sein und das Bewußtsein dieser Erhöhung nicht zu äußern; über alle denkbaren Würden erhoben, zum Thema der Prophezeiungen, zur Erfüllung der Vorbilder, zum Ziele des alten Gesetzes, zur Morgenröthe des neuen Tages, zur Mutter des Lebens der Welt, mit Einem Worte, zur Mutter Gottes gemacht zu sein und es durch kein Wort und durch keinen Blick zu verrathen; so ruhig, so einfach, so natürlich zu sein, als sie das nächste Mal mit Joseph sprach, als wenn nichts vorgefallen wäre: — daraus können wir die Schönheit und Vollkommenheit ihres Charakters deutlicher erkennen, als fast aus allem Andern, was von ihr aufgezeichnet ist. Und weiter, daß sie natürlich im Verlaufe der Zeit Joseph's folternde Bestürzung vorhersah oder wahrnahm und doch lieber diesen Schmerz trug, den empfindlichsten, den es für ihr reines und liebendes Herz geben konnte, als daß sie ihre erhabene Würde, ihre himmlische Mutterschaft kundgethan hätte, daß beweist sowohl eine unvergleichliche Demuth, wie ein unendliches Vertrauen auf Gottes Vorsehung. Wenn aber so starke Gründe, wie hier vorlagen, nicht genügten, ihre bescheidene Demuth zu überwinden und sie zu bewegen, ihre verborgene Herrlichkeit kund zu thun, muß dann nicht ein noch stärkerer Grund auf sie eingewirkt haben, als sie später einen genauen Bericht über Gabriel's Besuch und die Umstände der göttlichen Menschwerdung mittheilte? Das war dieselbe Macht, die den h. Johannes antrieb, in seinem höchsten Alter die Reden des Herrn aufzuzeichnen, der Antrieb des hl. Geistes, zu einem für unsere Belehrung und darum für unser Heil wichtigen Werke.

Liegt nun, darf ich jetzt wohl fragen, etwas Uebertriebenes, Unnatürliches oder dem Worte Gottes Widersprechendes in dieser Ansicht von der Stellung der hl. Jungfrau in der Oekonomie des Glaubens? Gewiß nicht. Ich frage also weiter: stimmt diese ihre Stellung zu protestantischen Ideen oder protestantischen Gefühlen? Paßt sie in eine Predigt oder in eine Schrift eines Anglicaners oder Dissenters, eines Lutheraners oder Calvinisten? Dürfte man wohl diese Ansicht

auch nur als speculative These an einer protestantischen Universiät vertheidigen, oder würde sie wohl ein hochkirchlicher Seelenführer als Thema zu einer frommen Betrachtung empfehlen? Man gehe die ganze Stufenfolge der häretischen Gesinnung gegen die Mutter des Fleisch gewordenen Wortes durch, von brutalem Abscheu (ich erröthe, es niederzuschreiben) bis zu kalter Gleichgültigkeit, und sehe zu, wo ihre wahre Stellung gewürdigt wird. Dem Katholiken aber erscheint diese Stellung natürlich und er erkennt sie gern an: er begrüßt mit Freuden Alles, was ihre Verdienste erhöhen oder ihr Lob vermehren kann; er erkennt sie als ein Wesen an, dessen Verdienste er nicht hoch genug anschlagen, dessen Lob er nicht genug verkünden kann. Für ihn ist es darum erfreulich und tröstlich, zu sehen, wenn es ihm auch früher nicht so aufgefallen ist, daß die allzeit selige und jungfräuliche Mutter Gottes einen hohen oder den höchsten Platz einnimmt in jeder Beziehung, welche sie einerseits mit den erbarmungsvollen Rathschlüssen Gottes, andererseits mit denen verbindet, auf die sich diese Rathschlüsse beziehen.

2. Untersuchen wir nun weiter, welche Stellung diese ersten Berichte über das Leben des Heilandes Seiner Mutter in der Ordnung der Gnade anweisen. Daß sie „voll der Gnade" war, als sie von Gott zu dieser hohen Würde auserkoren wurde, das verbürgt uns das Wort eines Engels. [1]) Daß das Einströmen aller Gnade in das schon volle Gefäß durch die Menschwerdung dieses überfließen machte, wer will das bezweifeln? Wir haben nur zu untersuchen, was sich bei der ersten sich darbietenden Prüfung begab, um uns davon zu überzeugen.

Es muß, wie ich früher angedeutet, besondere Gründe dafür gegeben haben, wenn ein Ereigniß in den Evangelien mitgetheilt wird, während viele andere ähnliche übergangen werden; und darum ist wohl anzunehmen, daß eins der bemerkenswerthesten und belehrendsten Ereignisse nach der Mensch-

[1]) Luc. 1, 28.

werdung der Besuch Mariä bei Elisabeth war. Einfach gelesen, ist es eine rührende Erzählung. Die demüthige Herablassung der nun königlichen Jungfrau zu ihrer bejahrten Verwandten, daß sie in die Berge reiste, um sie zu ihrer wunderbaren Empfängniß zu beglückwünschen, die tiefe Ehrfurcht, womit ihr Gruß entgegengenommen wurde, und jener erste und letzte uns aufgezeichnete prophetische Lobgesang, den Maria mit ihren heiligen Lippen sprach, machen diese Zusammenkunft bemerkenswerth in den Augen selbst des oberflächlichsten Lesers. Aber die Betrachtung eines Katholiken geht tiefer. Gabriel's Begrüßung Mariä war die erste, Elisabeth's die zweite; in der Begrüßung der Kirche sind beide verbunden und so natürlich verknüpft, wie nach der Legende die Ketten des h. Petrus zu Jerusalem und zu Rom sich mit einander verbanden, als sie mit einander in Berührung gebracht wurden: „Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir; du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes!" Das Alles hätte Einer sagen können, so gut hängt Alles zusammen. Aber ein von Gott gesandter Erzengel und eine vom h. Geiste erfüllte Matrone sind nur verschiedene Instrumente, die von demselben Hauche bewegt werden und harmonisch zusammenklingen müssen. Darum ist Elisabeth die zweite äußere Zeugin der Menschwerdung, die von diesem wunderbaren Geheimnisse Kenntniß erhält durch den Geist Gottes. Welch' eine volle und überfließende Empfindung der Erhabenheit desselben und der Würde Mariä liegt in ihren Worten! „Woher kommt mir das, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt? und selig bist du, die du geglaubt hast; denn das wird sich erfüllen, was dir gesagt worden ist vom Herrn." [1]) Wäre drei Monate früher der Elisabeth gesagt, ihre Verwandte Maria sei gekommen, um sie zu besuchen, würde ihr das wohl als etwas Erstaunliches vorgekommen sein? Sie war um viele Jahre älter und ihr Mann war ein Priester von hohem Range: hätte sie es als eine wunderbare

[1]) Luc. 1, 43—45.

Gnade, als eine unerwartete Herablassung ansehen könnte, daß ein mit einem Zimmermann verlobtes, ihr verwandtes junges Mädchen kam, um sie beide zu besuchen? Aber auch Zacharias war von einem Engel besucht, eine seltene Ehre in diesen Tagen, wo das Wort Gottes theuer geworden war, wie in den Tagen Heli's.[1] (Nebenbei mag hier bemerkt sein, daß die Verschiedenheit der Stellung des Zacharias zu Elisabeth und Joseph's zu Maria schon durch den Unterschied der beiden Verkündigungen angedeutet wird: dort erscheint der Erzengel Gabriel und bringt die Botschaft von der Geburt eines Sohnes dem Vater, hier bringt er die Botschaft nur der Mutter.) Auch Elisabeth war durch das wunderbare Geschenk eines Kindes in ihrem hohen Alter begnadigt, eines Kindes, welches der größte der Propheten vorher beschrieben hatte. In der Ordnung der Gnade waren also beide sehr ausgezeichnet worden. Wie viel erhabener muß ihnen also die Stellung der h. Jungfrau vorgekommen sein, wie viel höher ihr Rang, daß ihr Besuch ihnen als ein königlicher Besuch erschien, dessen sie sich in keiner Weise für würdig halten könnten? Dabei ist nicht zu übersehen, daß der Ausdruck dieser Gefühle nicht bloß von einer persönlichen Ueberzeugung ausging, sondern von dem h. Geiste, der durch Elisabeth sprach. Die Worte, welche sie spricht, sind besonders bemerkenswerth: „Woher kommt mir das", d. h.: was habe ich und was bin ich, daß mir eine solche Ehre zu Theil wird? So hochbegnadigt ich auch sein mag, so geehrt durch Gottes Wahl und Gottes Segen, — der Abstand zwischen mir und dir ist so unermeßlich, daß ich diese Güte nicht erklären kann. Und wie beschreibt sie dieselbe? „Daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt". Sie war die Mutter des Vorläufers, Maria die Mutter ihres und seines Herrn; ihr Sohn sollte das Alte Testament schließen (denn „bis auf Johannes war das Gesetz"),[2] Maria's Sohn sollte das neue Gesetz geben; Johannes sollte der Besiegler der Weissagungen sein, Jesus ihre Erfüllung; Johannes war der Herold, Jesus

[1]) 1 Kön. 3, 1. — [2]) Luc. 26, 16.

der König. Die Worte „mein Herr" erinnern uns aber an einen ähnlichen Ausdruck, worin die beiden Ideen von der Messiaswürde und von der Gottheit verbunden sind: „der Herr sprach zu meinem Herrn",[1]) die Worte Davids, die Christus selbst in diesem Sinne erklärt,[2]) — „mein Herr und mein Gott",[3]) die Worte des h. Thomas. Elisabeth also, die Frau „gerecht vor Gott, wandelnd in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelig",[4]) Elisabeth, die Mutter des „Größten unter denen, die vom Weibe geboren",[5]) der ihr auf wunderbare Weise gegeben war, Elisabeth, vom h. Geiste erfüllt, weist hier Maria eine Stelle an hoch über der ihrigen, kraft ihrer Würde als die Mutter des Fleisch gewordenen Wortes, des Erlösers der Welt, des Eingeborenen Gottes des Vaters.

Ich darf hier wohl abbrechen, um zu fragen, mit wessen Glauben in Betreff der h. Jungfrau dieses Gefühl der Elisabeth übereinstimmt, mit dem des Katholiken oder dem des Protestanten. Die Protestanten betrachten, wie es in einem eben erschienenen wichtigen Werke[6]) heißt, Maria als „eine gute Frau", vielleicht auch als eine heilige Frau; aber mit Ausnahme von einigen extremen Hochkirchlichen wird sie Niemand wegen ihrer Würde so hoch über alle Heilige erheben, selbst über die, welche das Wort Gottes als „untadelig" bezeichnet. Im katholischen System dagegen ist unbestreitbar diese Superiorität nicht eine Sache der Ansicht, sondern allgemeiner Glaube, nicht eine Meinung, sondern eine Lehre, und die Kirche erkennt Maria diese Superiorität aus demselben Grunde zu, wie Elisabeth, — weil sie die Mutter Gottes ist.

Aber alles Gesagte weist der h. Jungfrau nur die höchste Stelle in der Ordnung der Gnade an; wir wollen aber ihre Beziehung zu der Oekonomie oder Verwaltung der Gnade betrachten. Wenn irgend eine katholische Ansicht in Bezug auf Maria den Protestanten anstößig ist, so ist es die,

[1]) Ps. 109, 1. — [2]) Luc. 20, 42. — [3]) Joh. 20, 28. — [4]) Luc. 1, 6. — [5]) Matth. 11, 11. — [6]) „Jesus und Maria", von J. B. Morris, London 1851. Bd. 1, S. 345.

welche die Grundlage unseres Vertrauens auf sie bei unserer Andacht zu ihr bildet: der Glaube, daß Gott sie zum Canal großer geistiger Gnaden macht. In dieser Idee liegt aber nichts Unnatürliches, wenn man bedenkt, daß es Gott gefallen hat, durch sie der Welt die Gnade der Gnaden, die Quelle aller guten Gaben selbst zu geben. Während die gewöhnlichen Naturgesetze so beseitigt wurden, daß sie allein an diesem göttlichen Werke einen Antheil hatte, wurden sie doch auch insofern beobachtet, daß ihr Antheil wirklich und vollständig war. Sie war das einzige geschaffene Wesen, von welchem Gott jemals etwas empfing oder annahm, und diese Menschheit, die in Wahrheit von ihr genommen wurde, [1]) war, mit der Gottheit zu Einer Person vereinigt, das Lösegeld des Menschen und die Quelle des Heiles und der Gnade. Kann man sich nun darüber wundern, wenn auf demselben Wege die Früchte jener ersten göttlichen Gabe mitgetheilt werden? Aber sehen wir, wie sich das bei der Heimsuchung zeigt.

Elisabeth sagt zu der h. Jungfrau: „Denn siehe, sobald die Stimme deines Grußes in mein Ohr drang, hüpfte das Kind in meinem Leibe vor Freuden auf.“ [2]) Es ist eine beständige Tradition der Kirche gewesen, die mit vielleicht Einer Ausnahme von allen Vätern bezeugt wird, daß in diesem Augenblicke der Täufer von der Erbsünde gereinigt und im Mutterleibe geheiligt wurde. [3]) Es wäre auch in der That ein Widerspruch, anzunehmen, es sei ihm das Bewußtsein der Gegenwart seines Erlösers so früh gestattet und dieser sei von ihm freudig anerkannt, ohne daß er dadurch geheiligt wäre; denn die so wunderbar mitgetheilte Erkenntniß mußte auch das Bewußtsein der Sünde einschließen, von der Er erlösen sollte, und dieses Bewußtsein hätte nur Schmerz erzeugen können, wenn es nicht von unverzüglicher Entfernung der Sünde begleitet

[1]) Misit Deus Filium suum, factum ex muliere. (Gott sandte Seinen Sohn, gebildet aus einem Weibe.) Gal. 4, 4.

[2]) Luc. 1, 44.

[3]) S. die Beweisstellen in dem angeführten Werke „Jesus und Maria“. Bd. 1, S. 378.

war; die Freude, welche mit der Erkenntniß verbunden war, beweist also, daß diese Entsündigung stattfand.

Der h. Johannes wurde also so im Mutterleibe gereinigt und geheiligt; das war eine Frucht, ja das wesentliche Resultat der Erlösung. Uns Vergebung der Sünde zu erkaufen, den alten Fluch aufzuheben und uns wieder zu Kindern Gottes und Erben Seines Reiches zu machen, war der große Zweck, zu welchem das Wort aus dem Schooße des Vaters auf die Erde herabkam. Diese Reinigung des h. Johannes vor der Geburt war aber nicht nur eine Frucht der Erlösung, sondern kann wohl als der erste Act im Leben des Heilands, wodurch er Seine Erlösung zuwandte, betrachtet werden. Es war in der That passend, daß Seine erste uns aufgezeichnete Handlung vor der Geburt die Versöhnung eines Sünders war, und es ist nicht weniger geziemend, daß dieser erste Act der Barmherzigkeit und Gnade, der Vorläufer so vieler ähnlichen, zu Gunsten des Vorläufers vollbracht wurde, dem wohl jetzt das Thema seiner Predigt und der Inhalt seiner Weissagung mitgetheilt wurden: „Seht, das Lamm Gottes, welches hinwegnimmt die Sünden der Welt.“

Durch wessen Vermittlung aber wurde dieser erste Act der Huld geübt, diese erste Zuwendung der Früchte der Erlösung vollbracht? Es stand nichts im Wege, daß es nicht hätte still geschehen können; Jeremias erfuhr erst, als seine Mission begann, daß er vor der Geburt geheiligt sei;[1]) aber in diesem Falle wollte Gott ein äußeres Mittel anwenden, und es wird uns gesagt, welches: es war die Stimme, das Wort Seiner Mutter. Sobald die Stimme ihres Grußes in Elisabeth's Ohr drang, da und nicht eher fand der Act der Gnade statt. Hätte sie früher oder später gegrüßt, so hätte die Befreiung des Propheten früher oder später stattgefunden; ihr grüßendes Wort war der ihm Vergebung verkündende Urtheilspruch: die Vergebung ging von dem Herrn allein aus, Sein war die Gnade, Sein die Liebe; aber die Vermittlung

[1]) Jer. 1, 5.

war ihr überlassen; sie überbrachte Vergebung, Gnade und Liebe dem aufjauchzenden Gefangenen.

Wir sehen da, welche Stellung die ersten Berichte über das Leben des Herrn Seiner h. Mutter in der Oekonomie der Gnade anweisen: sie ist die Ausspenderin der allerersten Gnade, die Er nach Seiner Menschwerdung ertheilte; einer Gnade der höchsten Art, zu Gunsten Seines liebsten Heiligen, des Freundes des Bräutigams. Nehmen wir zu dieser bemerkenswerthen Thatsache eine andere, parallele hinzu: das erste Wunder Christi zu Kana. Aus dem Berichte des h. Johannes geht hervor, daß der Herr es aus Gehorsam gegen Seine Mutter wirkte, und selbst um ihretwillen nicht die bestimmte Stunde abwartete: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen": trotz dieser Protestation vertraut sie, daß Er ihre Bitte gewähren werde, und befiehlt sie den Dienern, die Vorbereitungen zu dem Wunder zu treffen.[1]) Also wieder dasselbe Princip: die erste zeitliche Gnade, wiewohl sie ein Wunder ist und dieses Wunder eine Abweichung von einem vorherbestimmten Plane erfordert, wurde ihr gewährt, auf ihre Bitte, durch ihre Vermittlung; das Wasser wäre nie in Wein verwandelt, hätte nicht sie es gewünscht.

Wir können wohl in all' diesem eine weitere Beziehung Mariä zu der Ausspendung der Gnade finden. Die Heiligung des Täufers war seine mystische Taufe, eine durch eine besondere Begünstigung ihm gewährte Anticipation dessen, was andere Seelen durch das Mittel erlangen sollten, welches er zu verkünden hatte, durch die Taufe aus dem Wasser und dem h. Geiste. Die Verwandlung zu Kana war das Symbol einer wunderbareren Verwandlung bei dem eucharistischen Hochzeitsmahle. Beide vorbereitenden Macht-Erweise geschahen durch die Vermittlung der h. Jungfrau. Ist das auffallend? Sie war die aurora consurgens,[2]) die schöne Morgenröthe der glorreichen Sonne des Heiles; und bringt nicht das Morgenroth der Erde die ersten Strahlen, das Licht, die Wärme, die Farbe, die Gluth, den Glanz der Sonne, ehe diese selbst sich zeigt? Gehören nicht alle diese herrlichen Dinge der Sonne, aber kommen

[1]) Joh. 2, 4. 5. — [2]) „Die aufsteigende Morgenröthe" Hohel. 6, 9.

sie nicht auch vor ihr selbst zu uns durch ein Medium, wodurch sie dieselben verbreitet? Wundern wir uns also nicht (und worüber kann sich der Katholik auch wundern?), daß sie, in welcher und durch welche der Sohn Gottes der Welt Sich geben wollte, wie sie vor Ihm kam, um Ihn zu verkündigen, Ihm auch voranging, um die beiden großen Sacramente zu verkünden und in unaussprechlich schönen Symbolen zu anticipiren, durch welche die Erlösung in der Welt Frucht tragen sollte.

Die Handlungen unseres göttlichen Meisters waren, wie ich früher bemerkt habe, nie zweck- und absichtslos; sie geben uns Principien und Analogien, die uns nicht irreführen können. Von Seiner ersten Handlung namentlich in einem gegebenen Falle ist wohl anzunehmen, daß Er damit eine Regel festsetzt. So wird uns berichtet, wie Er Seine ersten Jünger berief, Petrus und Andreas, die Söhne des Zebedäus und Matthäus: Er befahl ihnen, Alles zu verlassen und Ihm nachzufolgen. Ohne Zweifel wurden, wiewohl es nicht gesagt wird, alle andern Apostel in derselben Weise berufen. Wir hören, wie Er Magdalena behandelte und die des Ehebruchs Angeklagte, und wir können nicht glauben, daß Er sich jemals hart und nicht zum Vergeben geneigt bewiesen haben sollte. Ja, Eine Handlung des Herrn genügt, um ein bestimmtes Gesetz zu begründen. Können wir z. B. nach Seinem Benehmen zu Kana daran zweifeln, daß Er, wenn Seine heilige Mutter zu irgend einer spätern Zeit Seines Lebens Ihn um eine ähnliche Gnade oder Machterweisung bat, es ihr nicht verweigert haben wird? Das ist nach den gewöhnlichen Gesetzen der Analogie nicht möglich: es wäre etwas viel Geringeres gewesen, um ein Wunder zu bitten, als tausende gewirkt wurden, als, ein erstes und gewissermaßen vorzeitiges zu erbitten.

Dieses Argument der Analogie führt die Kirche aber auch stets über dieses Leben hinaus durch. Es ist nicht nöthig, diesen Punct ausführlich zu erörtern; ich kann ihn durch ein Beispiel erläutern. Wir weisen den Aposteln ihren Platz im Himmel an entsprechend dem, welchen sie bei dem Heilande hier auf Erden einnahmen; wir vergleichen nicht ihre Thaten

mit den Thaten Anderer und messen danach das Verdienst ab; wir fragen nicht, ob der h. Franciscus Xaverius oder der h. Bonifacius nicht mehr gewirkt, oder mehr Menschen zum Christenthum bekehrt habe, als der h. Jakobus, den Herodes schon im J. 42 ermordete; [1]) wir weisen ihnen auch nicht einmal wegen ihres Martyriums den höhern Rang an; denn der h. Johannes, der nicht sein Leben für Christus geopfert hat, steht als Apostel über allen Martyrern, und es würde für die Stellung eines Apostels keinen Unterschied machen, wenn bewiesen werden könnte, daß er nicht für den Glauben gestorben sei. Warum das? Weil der Herr dadurch, daß Er die Zwölf zu Seinen Begleitern wählte, und durch den erhabenen Auftrag, und die Vollmacht, welche Er ihnen gab, ihnen eine über alle andern Classen von Heiligen erhabene Stellung anwies, und weil wir glauben, daß dies im Himmel so fortdauert. Ferner, Magdalena und Martha waren Schwestern; letztere bewahrte ihren Ruf rein bis zum Ende des Lebens und wird von der Kirche unter ihren heiligen Jungfrauen verehrt, sie „folgt dem Lamme im Himmel, wohin Es auch geht;“ [2]) ihre Schwester hat nicht dieses Vorrecht, sie ist eine Heilige nur als Büßerin; und doch verehrt die Kirche Magdalena höher, als Martha. [3]) Warum? Einfach darum, weil der Heiland auf Erden durch Sein Benehmen der Kirche dies so angedeutet hat: Er räumte offenbar der Büßerin, deren Liebe und Thränen alle Spur von Schuld vertilgt hatten, den Vorrang ein vor ihrer fehlerloseren, aber weniger eifrigen Schwester. Es war die Parabel vom verlorenen Sohne in der Wirklichkeit: der Sohn, welcher das Haus nie verlassen hatte, mußte sehn, wie für seinen verirrten, aber wiedergefundenen Bruder die kostbarsten Kleider geholt und das Mastkalb geschlachtet wurde.

Wenn diese Bemerkungen richtig sind, kommen wir zu diesen Folgerungen: erstens, es gefiel dem Heiland, Seine Mutter

[1]) Apg. 12, 2. — [2]) Off. 14, 4. — [3]) Das Fest der h. Maria Magdalena ist ein festum duplex, das der h. Martha ein semiduplex. Die h. Magdalena hat auch in der Messe Credo, welches außer der allerseligsten Jungfrau sonst keine Heilige hat.

zu Seinem Werkzeuge zu machen bei der ersten Mittheilung der höchsten Gnade und der Früchte Seiner Erlösung nach Seiner Herabkunft auf die Erde; zweitens und in ähnlicher Weise machte Er sie zum ersten Anlasse und Beweggrunde zur Ausübung Seiner wohlthätigen Wundermacht zu Gunsten von Menschen; drittens, da Sein Benehmen stets ein Princip oder eine Regel ist, dürfen wir annehmen, daß Er ihr bei anderen ähnlichen Gelegenheiten ein ähnliches Recht einräumte; und viertens, diese Analogie hört nicht mit Seinem Leben auf, sondern gibt der Kirche gerechten Grund zu dem Glauben, daß dies Verhältniß auch jetzt besteht, nachdem Beide, Er und Seine Mutter, im Himmel wieder vereinigt sind. Weit entfernt also, daß die Ansicht, die h. Jungfrau sei ein gewöhnlicher Canal der Gnade und zwar ein höchst erhabener, irgendwie sonderbar oder unziemlich sein sollte, scheint dieselbe vielmehr durch die Handlungsweise des Herrn geboten, wenn wir diese nach den gewöhnlichen Regeln deuten. Die h. Jungfrau nimmt danach also in der Oekonomie der Gnade dieselbe Stelle ein, wie in der Oekonomie des Glaubens: sie steht ihrem göttlichen Sohne zunächst, über allen anderen geschaffenen Wesen. Denn, wenn wir ihre Macht selbst mit der der Apostel vergleichen, so finden wir, daß sie verschiedener und höherer Art ist. Sie hatten in aller Fülle eine doppelte Macht: die sacramentale Gewalt in ihrer vollkommensten Entwicklung und eine wunderbare Herrschaft über die Natur und ihre Gesetze. Die erste war gewiß nicht damit zu vergleichen, wenn Maria direct die erlösende Kraft von dem Sohne Gottes in ihrem Mutterleibe auf den Vorläufer in Elisabeth's Schooße gleichsam überleitete, und ihn dadurch nicht blos von der Erbsünde reinigte, sondern wahrscheinlich ihn auch gegen jede actuelle Sünde schützte und zu seinem hohen Berufe und fleckenlosen Leben heiligte. Und wer wollte sagen, es sei eine höhere Gabe, von ihrem Sohne die Macht, Wunder zu wirken, zu erhalten, als, von Ihm, der diese Macht mittheilte, Gehorsam erwarten zu können und eine anerkannte Gewalt über Ihn und Seine Wundermacht zu besitzen. Die volle Bedeutung der Worte „und Er war ihnen

unterthan,“ [1]) erschließt sich uns bei dem Ereignisse, womit das verborgene Leben Jesu schloß, bei dem Wunder zu Kana.

III. In dem thätigen Leben des Heilands enthält jede Handlung eine Belehrung, und es ist schwer, aus so vielen bewunderungswürdigen Handlungen die hervorragendsten auszuwählen. Ich will darum eine Reihe von Handlungen wählen, welche jede für sich unbedeutend erscheinen mögen, zusammen aber eine Bedeutung haben, die zu augenscheinlich ist, um zufällig zu sein, die aber nur zum katholischen System paßt.

Der Herr wählte Seine hervorragendsten Apostel unter den Fischern des galiläischen Meeres. Die Berufung von vier wird besonders beschrieben, die der Brüder Petrus und Andreas,[2]) und die der zwei Söhne des Zebedäus; [3]) auch Thomas und Bartholomäus, vorausgesetzt, daß dieser mit Nathanael identisch ist, waren Fischer. [4]) Die Gründe dieser Wahl zu erörtern, gehört nicht hieher, wiewohl diese Frage nicht ohne Interesse und Bedeutung ist. Nachdem aber die Wahl einmal getroffen war, schloß Sich augenscheinlich der Herr den Aposteln in ihrer Lebensweise an und benutzte diese zu Seinen heiligsten Zwecken. Einen großen Theil des ersten Jahres Seines öffentlichen Lebens brachte Er an den Gestaden des See's von Tiberias oder des galiläischen Meeres zu, und Er benutzte die Geschicklichkeit Seiner Apostel und ihre Bekanntschaft mit der Küste, um von einem Orte zum andern zu kommen. Die Capitel 4, 5, 6 und 8 des h. Marcus zeigen, wie ihr Fischerboot fast Sein Haus war: [5]) dort schlief Er, [6]) von da aus redete Er zum Volke, [7]) dahin zog Er Sich zurück, wenn Er ermüdet war. [8]) Mit dieser häufigen Benutzung des Schiffes stehn mehrere bemerkenswerthe Züge in Seinem Leben in Verbindung, welche, abgesehen von ihrem wunderbaren Charakter, wichtige Lehren ent-

[1]) Luc. 2, 51. — [2]) Matth. 4, 18. — [3]) Das. 21. — [4]) Joh. 21, 2. — [5]) Marc. 4, 35; 5, 2; 18, 21; 6, 32. 54; 8, 10—14. — [6]) Marc. 4, 38. — [7]) Luc. 5, 3. — [8]) Marc. 6, 32.

halten. Es ist überhaupt wohl nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß in einigen Handlungen des Heilandes das Wunder als Nebensache betrachtet werden kann; das heißt, wir können die Handlung unabhängig von dem sie begleitenden Wunder betrachten, und finden dabei, daß das Wunder nur einer Lehre, welche durch die Handlung ausgesprochen wurde, gleichsam dienstbar war. Die Beispiele, welche ich anführen will, werden dies am besten klar machen.

Daß der Heiland selbst eine Analogie zwischen dem Berufe des Apostels und des Fischers sah und also festsetzte, sagt Er selbst: „Ich will euch zu Menschenfischern machen“ [1]) und „fortan sollst du Menschen fischen,“ [2]) — diese Seine Worte weisen deutlich auf die Parallele hin. Aber außer dieser sehr natürlichen Analogie, gab es sicher andere, die in einer andern Hinsicht als sehr passend erscheinen. Was ist der Kirche, die auf dem Meere dieser Welt, mit einer himmlischen Last beladen, nach einem sichern Hafen segelt, ähnlicher als das Boot, welches die Apostel und ihren Herrn trägt, gepeitscht von den zornigen Wogen, dahingetrieben von dem rasenden Sturme, gebeugt, erschüttert, fast zerschellt, aber furchtlos über die Wellen und durch den Sturm dahineilend? Der Vergleich ist so natürlich, daß er aufgehört hat, ein Vergleich zu sein. Es ist kein bildlicher Ausdruck mehr, wenn man von dem „Schiff“ der materiellen Kirche spricht, und es ist kaum mehr eine Allegorie, wenn man die sichtbare, aber geistige Kirche als ein Schiff beschreibt, dessen Steuermann Christus ist; oder als „das Schifflein Petri,“ wie der Katholik zu sagen gewohnt ist. Von dem Schiffe, welches auf die ältesten Monumente in den Katakomben eingegraben ist, bis auf Giotto's Mosaik über dem inneren Thore von St. Peter oder Raphael's wunderbaren Fischfang ist das Symbol so häufig, daß ein katholisches Kind es versteht.

Aber warum „das Schifflein Petri“? Wenn der Herr Sich auf ein Schiff zurückzog oder in einem Schiffe fuhr, so

[1]) Matth. 4, 19. — [2]) Luc. 5, 10.

war das nicht ein beliebiges, welches sich gerade am Ufer fand, sondern ein Schiff, welches Er besonders für Sich ausgesucht hatte. „Und Er sagte zu Seinen Jüngern, sie sollten ein Schifflein für Ihn bereit halten, daß Er nicht gedrängt würde.“ [1]) Was war das für ein Schifflein, welches so hoch begnadigt und zur Scene so wunderbarer Thaten gemacht wurde? „Die auf Schiffen ins Meer hinabgehen und arbeiten auf den großen Wassern, sie haben gesehen die Werke des Herrn und Seine Wunder in der Tiefe. Er sprach das Wort und es erhob sich ein Sturmwind und seine Fluthen gingen hoch. Sie taumelten und wankten, wie ein trunkener Mann, und all ihre Weisheit war dahin. Und sie riefen zum Herrn in ihrer Bedrängniß und Er rettete sie aus ihren Nöthen. Und Er verwandelte den Sturm in sanften Windhauch und seine Wellen wurden stille. Und sie freuten sich, daß sie stille wurden und Er brachte sie zu dem Hafen, nach dem sie sich sehnten.“ [2]) Alles das erfüllte sich buchstäblicher bei dem Fischernachen auf den blauen Wassern von Galiläa, als je bei dem stolzen Kauffahrer auf dem Meereswege nach Ophir.

Zwei Boote auf diesem Landsee finden wir stets zusammen und sie werden so erwähnt, daß wir leicht erkennen, wem sie gehörten. Als der Herr anfing, Seine Apostel zu berufen, waren beide nahe bei einander; Er ging nur wenige Schritte von dem Schiffe des Petrus, um das des Zebedäus und seiner Söhne zu finden. [3]) Als er ein anderes Mal an den See ging, „sah Er zwei Schiffe da stehen, und Er trat in das eine der Schiffe, welches das Schiff des Simon war, und bat ihn, von dem Lande etwas abzufahren. Und Er setzte Sich und lehrte das Volk von dem Schiffe aus.“ Das andere Schiff war das des Zebedäus; denn als Er dem Simon einen wunderbaren Fischzug gewährt hatte, winkten sie ihren Genossen, die im andern Schiffe waren, daß sie kommen und ihnen helfen möchten. Darauf „fiel Simon Jesu zu Füßen und sprach: Herr, geh weg von mir, denn ich bin ein sünd-

[1]) Marc. 3, 9. — [2]) Ps. 106, 23 ff. — [3]) Matth. 4, 18—21.

hafter Mensch. Denn er war ganz erstaunt und Alle, die bei ihm waren, über den Fischfang, den sie gemacht hatten; desgleichen auch Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, welche Simon's Genossen waren. Und Jesus sprach zu Simon: Fürchte dich nicht; von nun an wirst du Menschen fangen." [1])

Diese merkwürdige Stelle läßt uns keinen Zweifel über mehrere interessante Puncte. Zwei Fischerboote halten sich zusammen auf dem galiläischen Meere; sie gehören Genossen, die in Compagnie fischen, sind paranze, wie sie auf dem Mittelmeere heißen. Eins gehört dem Petrus, das andere den eifrigen und liebenden Brüdern, den „Donnersöhnen." Aber es wird ausdrücklich bemerkt, Jesus habe das erste gewählt. Dieser Umstand war gewiß an sich von keiner großen Bedeutung, und wenn er ausdrücklich erwähnt wird, so muß das seinen besonderen Grund haben. Es war das Schiff des Petrus, welches der Heiland wählte: was für ein Interesse hatte das für Theophilus oder für die Griechen, für welche der h. Lucas schrieb, wenn Petrus nicht mehr war, als jeder andere Apostel? Aus der Erwähnung eines solchen Umstandes folgt sicher, daß der Herr nicht zufällig, sondern absichtlich dieses Schiff wählte. Und in welcher Absicht?

Erstens, um von da aus zu lehren; dieses Schiff ist dasjenige, von welchem aus der göttliche Lehrer das Volk unterweist.

Zweitens, um Petrus auf seine zukünftige Wirksamkeit als Apostel der Juden und Heiden hinzuweisen. Die Bedeutung der nicht bloß in Worten, sondern auch durch die That ausgedrückten Allegorie ist nicht zu verkennen. Der Herr hat sie selbst erklärt: „Von nun an sollst du Menschen fangen, so zahlreich und so wunderbar, wie du jetzt Fische gefangen hast. Du sollst dein Netz auswerfen in die ungeheuren und dunkeln Tiefen des geistigen Oceans und du sollst darin fangen und in dein Schiff bringen Tausende, welche die Stunde segnen werden, in der sie gefangen wurden." Ebensowenig ist die

[1]) Luc. 5, 2—10.

Stellung zu verkennen, welche die verschiedenen Personen bei dieser Scene einnehmen: Petrus ist die Hauptperson, Jakobus und Johannes sind nur seine Gehülfen. Er beginnt das Werk, sie setzen es fort; er empfängt die Gabe des Herrn, den Segen, das Wunder, sie nehmen daran Theil und werden von seinem Reichthum bereichert; sein Vorrath ist überreich, sein Maaß wohl gerüttelt und überfließend, sie kommen, um daran Theil zu nehmen, ja fast um ihm die Last zu erleichtern. Darum wird ausdrücklich beigefügt, daß die verheißenden Worte Christi an Petrus ausschließlich gerichtet waren.

Hier haben wir einen Fall, wo das Wunder von der Handlung absorbirt wird: die Lehre, welche darin liegt, ist für uns das Wichtigere; das Wunder wird nur gewirkt, um die Lehre auszudrücken. Wir haben aber noch ein anderes diesem vollkommen analoges Wunder, welches in einer ganz andern Periode des Erdenlebens des Herrn, nach Seiner Auferstehung gewirkt wurde. Zwischen beiden hatte Petrus einen Beweis seiner Schwachheit, ja seiner Feigheit gegeben, Johannes aber sich treu bewiesen, selbst bis zum Kreuze. Petrus sprach jedoch bei ihm, seinem Bruder und andern Jüngern seine Absicht aus, auf den Fischgang zu gehn; und „sie sprachen zu ihm: wir gehn mit dir". Petrus steht also wieder an ihrer Spitze, er ist der Capitain „des Schiffes", die Andern sind seine Gehülfen, seine Matrosen. Sie arbeiten die Nacht hindurch vergebens; des Morgens steht Jesus, ohne von ihnen erkannt zu werden, am Ufer und befiehlt ihnen, die Netze auf der rechten Seite des Schiffes auszuwerfen. Ihr Gehorsam wird durch einen reichen Fischzug belohnt, und Petrus stürzt sich in den See, um seinen Meister zu erreichen, den Johannes erkannt hat. Wieder ist es also des P e t r u s Schiff und Netz, zu dessen Gunsten der See genöthigt wird, seine Beute abzugeben, und der Vorfall wird noch markirter und persönlicher dadurch, daß unmittelbar darauf Petrus vom Herrn den Auftrag erhält, Seine Schaafe und Lämmer zu weiden. [1]) Dort wurde

[1]) Joh. 21, 2—17.

Simon's Demuth mit der Verheißung des zukünftigen Apostolats, hier wird des Petrus reuige Liebe mit der Erhebung zum Haupte der Apostel belohnt. Bei der ersten Gelegenheit treibt ihn seine tugendhafte Furchtsamkeit an, sich auf die Kniee zu werfen und den Herrn zu bitten, von ihm, dem Sünder, wegzugehen; bei der zweiten treibt ihn sein Bußeifer an, sich in's Wasser zu stürzen und auf den vergebenden Meister hinzueilen. So vollständig bildet der Fischfang in Petrus' Boot nach der Auferstehung ein Seitenstück zu derselben Handlung vor seiner Verleugnung.

Jesus lehrte also im Schiffe des Petrus und gab ihm die Macht, die Menge der Tiefe in sein Netz zu sammeln. Aber es sollte nicht immer ruhig dahinfahren; Stürme sollten auf dasselbe anbrausen trotz Seiner gnädigen Gegenwart, Stürme so heftig, daß die, welche seine Bemannung bildeten, fürchten mußten, Er habe sie vergessen oder Seine Macht vergessen. „Und siehe, ein großer Sturm entstand auf dem See, so daß das Boot von den Wogen bedeckt wurde; Er aber schlief." Aber bald erwachte Er auf ihren Ruf, und indem Er ihnen ihre Kleingläubigkeit verwies, „befahl Er den Winden und dem See, und es ward eine große Stille." [1]) Wieder müssen wir fragen: wessen Schiff war es, dem diese göttliche Gunst erwiesen wurde, daß der Sturm gestillt und der See besänftigt wurde? Es ist nicht schwer, dies zu erkennen. Es wird erzählt: „als Jesus in das Haus des Petrus kam, sah Er dessen Schwiegermutter an einem Fieber krank da liegen; und Er berührte ihre Hand, und das Fieber verließ sie, und sie stand auf und bediente sie." Am Abend kommen Viele, um geheilt zu werden; „und da Jesus große Volksschaaren um Sich sah, befahl Er hinüber zu fahren, und als Er in das Boot trat, folgten Ihm Seine Jünger." [2]) Aus dem Hause des Petrus geht Er in das Schiff; wer kann bezweifeln, daß es des Apostels Schiff war? Wir sehen, daß der Heiland als Herr des Schiffes auftritt, Er ertheilt die

[1]) Matth. 8, 24. — [2]) Das. 14—23.

Befehle, wie später, als Er den Esel herbeiholen ließ, um in Jerusalem einzuziehen: „Saget ihm, der Herr bedarf desselben, und er wird ihn gehen lassen.“ [1]) Dem Schiffe des Petrus wird also das weitere Vorrecht verliehen, daß die Stürme es zwar angreifen aber nicht zerschellen, nicht einmal beschädigen dürfen. Die Wogen mögen über ihm zusammenschlagen und es zu verschlingen drohen, Alle mögen glauben, es sei auf dem Puncte unterzugehen und Jesus mag zu schlafen und ihre Gefahr nicht zu bemerken scheinen: zur rechten Zeit wacht Er auf und Sein strahlendes Auge ist wie die Sonne auf den Wellen und das Winken Seiner Hand ein Zauber gegen den Sturm, und die Wasser tanzen und freuen sich und glänzen in dem Lichte, und der sanfte Windhauch bläst fröhlich in das Segel.

Wenn das Schiff die Kirche Gottes vorstellt, wo ist Seine Kirche? Was führt ihren Namen und hat stets einem Sturme getrotzt, ja lebt inmitten der Stürme mit dem Bewußtsein eines Lebens, das nicht schwinden, einer Kraft, die nicht abnehmen kann? Ist es die stationäre Religion des Ostens, die seit Jahrhunderten träge und unbeweglich in todten und faulen Wassern liegt, nicht mit ihnen kämpfend, und nicht von ihnen angegriffen, in regungsloser, aber verderblicher Ruhe; von Anfang zu gut gebaut, um in Stücke zu zerfallen, aber des Mastes und der Segel beraubt und unbeholfen, schwankend bei dem trägen Auf- und Abwogen des Elementes, in welches sie gebettet ist? Sie gleicht, um Coleridzu's Bild zu gebrauchen, „einem gemalten Schiff auf einem gemalten Ocean.“ Mit Verfolgungen nicht beehrt, ohne das Merkmal des Hasses der Welt, fristet das asiatische Christenthum sein sieches Leben durch die Duldsamkeit des Heidenthums, ohne einen Strahl der Hoffnung und ohne Werke der Liebe. Es sendet keine Missionäre in ferne Länder, um die Palme des Martyrthums zu brechen; es gibt der Welt keine barmherzige Schwestern und keine Schulbrüder, keine thätige Geistlichen, keine gelehrte

[1]) Matth. 21, 3.

Kirchenfürsten, keine fleißige Mönche, keine eifrige Laien. Es träumt fort von Jahrhundert zu Jahrhundert, vollbringt nichts Großes und erzeugt nichts Gutes, fügt den Kenntnissen und Erfahrungen der Vergangenheit nichts bei und eröffnet keine glänzende Aussicht in die Zukunft. Es ist keines Sturmes werth, dieses träge, schlummernde Fahrzeug, und es hat kein Netz, das es auswerfen und einziehen könnte. Offenbar ist das nicht das Schifflein Petri.

Und was sollen wir sagen von einem glänzendern und reichbeladenen Schiffe in unserer Nähe, welches sich bescheiden nur „einen Zweig der Kirche Christi" nennt?[1]) Dort sehn wir wenigstens einige Aufregung, wenn nicht Thätigkeit, innere Bewegung, wenn nicht äußern Fortschritt. Alle neuern Erfindungen hat man dort, um die Fehler zu verdecken und Unvollkommenheiten zu verbessern; es ist sauber, schmuck und ansehnlich, wie jedes andere Schiff, das dem Staate gehört. Und es ist gut bemannt mit geschickten Officieren und eifrigen Matrosen, die nur für sein Wohl Interesse haben; für die Bedürfnisse und Bequemlichkeit Aller an Bord ist gut gesorgt. Aber es hält sich sorgsam an dem sichern Gestade, es wagt sich nicht in den Sturm und fürchtet die Gefahren der hohen See. Seine Segel und Masten taugen nicht zum rauhen Kampfe mit Wind und Wogen, es liebt die ruhigen Gewässer in der Nähe des Landes:

Nil pictis timidus navita puppibus
Fidit: tu, nisi ventis
Debes ludibrium, cave.[2])

Es hat nicht des Fischers Segen; es zieht Nichts von außenher in sein Bereich; es wirft ruhig und zierlich, wie ein vornehmer Angler aus Liebhaberei, nicht wie ein Fischer, der davon leben muß, sein schön geordnetes Netz aus, aber es denkt gar nicht einmal daran, etwas dadurch zu gewinnen.

[1]) Die englische Staatskirche.

[2]) Horaz.

Aber an Lärm und Streit hat es keinen Mangel: drinnen ist Alles Zwietracht, Uneinigkeit und Zank; kein Wunder, daß es nicht vorankommt. Wenn der Capitain die Segel in einer Richtung aufspannt, wird sie sein Bootsmann gewiß an einem andern Mast in der entgegengesetzten Richtung ausspannen; wenn der Eine vorwärts rudert, rudert der Andere zurück. Und sonderbar! einige stehen da und klatschen Beifall und denken, das Schiff komme vortrefflich voran, weil Einer von den zwanzig, die mit seiner Leitung beschäftigt sind, es mit den Andern aufnimmt. Das ist gewiß ebensowenig, wie das andere, das Schiff, zu dem gesagt ward: „Duc in altum, fahr hinaus auf die hohe See“ und trotze dort der Wogen und wirf das Netz in sie aus. Es ist nicht das Schifflein Petri.

Und zudem haben diese und andere Schiffe einen Mangel: sie machen nicht darauf Anspruch, das Schifflein Petri zu sein, ja sie werden unwillig, wenn man meint, sie hätten etwas mit Petrus zu thun. Sie haben sich ein anderes Schiff gewählt oder viele kleinere Nachen, aber sie sind wohl besorgt, daß es nicht sein Schiff sei; eher alles Andere. Nun sagt uns aber der h. Marcus [1]), als der Herr in das Schiff gegangen sei, worin Er während des Sturmes schlief, da seien andere Schiffe bei ihm gewesen. Was wurde aus ihnen während des Sturmes? Wir hören nichts mehr von ihnen. Nur Ein Schiff hatte Jesus an Bord und nur von ihm erzählt das Evangelium. Sie mögen in den Hafen zurückgekehrt, sie mögen in der Finsterniß zerstreut, einige mögen gestrandet sein; nur von Einem lesen wir, daß es sein Ziel erreichte, weil nur Eins den sichern Steuermann und den Besänftiger des Sturmes trug, und das war das Schifflein Petri.

Wir haben aber in dem, was wir den seefahrenden Theil des Lebens Christi nennen könnten, noch einen Umstand, der mit dem Vorrechte des h. Petrus zusammenhängt: ich meine das Wunder des Wandelns des Herrn auf dem Wasser, welches kurz von dem h. Johannes [2]) und ausführlicher

[1]) Marc. 4, 36. — [2]) Joh. 6, 19.

von dem h. Matthäus [1]) erzählt wird. Während des oben beschriebenen Sturmes war Jesus im Schiffe, aber schlafend; hier war Er nicht im Schiffe, aber in der Nähe. Inmitten des Sturmes erscheint Er auf dem Wasser: die Apostel sind erschrocken und ihr göttlicher Meister beruhigt sie. Einer von ihnen ist jedoch kühner, als die Andern: wie er sich später in den See stürzt, um zu dem Herrn hinzuschwimmen, so verlangt jetzt Petrus, auf dem Wasser zu Ihm hinkommen zu dürfen; es ist ein Wunsch, würdig des stets eifrigen, stets glühenden Apostels: „Herr, wenn Du es bist, heiße mich zu Dir kommen über das Wasser. Und Er sprach: Komm. Und Petrus stieg aus dem Schiffe und ging über das Wasser zu Jesus hin.“ Es war jedoch wichtig, ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen, in die ihn sein hitziges Temperament stürzen könnte. Wie er später sich bereit erklärte, lieber zu sterben, als seinen Herrn zu verläugnen, und doch fiel, so war es auch hier gut, daß ihm gezeigt wurde, wie wenig ihm seine eigene Kraft helfe, wo es übernatürlicher Hülfe bedurfte. Denn „da er den starken Sturm sah, fürchtete er sich; und als er zu versinken begann, rief er aus: Herr, rette mich. Und sogleich streckte Jesus Seine Hand aus, ergriff ihn und sprach zu ihm: Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt? Und als sie in das Schiff gekommen waren, hörte der Sturm auf.“ Wir haben hier mehrere bemerkenswerthe Umstände: Petrus allein verlangt das Recht, auf den Wellen zu wandeln. Es ist nicht das Schiff, welches ihn schützen muß; nicht weil er im Schiffe ist, geht er nicht unter; er hat, so zu sagen, eine von diesem unabhängige Macht, die kein anderer Apostel hat. Die rechte Hand Jesu ist unmittelbar seine Stütze, da er sich furchtlos und allein auf das unruhige Meer wagt; wenn er daran zweifelt, daß er, so gestützt, diese wunderbare Macht habe, ist er kleingläubig. Der Herr läßt ihn theilweise sinken, um ihm dies verweisen zu können und in ihm auch uns. — Und „als sie in das Schiff kamen, hörte der Sturm auf;“

1) Matth. 14, 26.

denn sie kommen Hand in Hand. Jesus und Petrus, das erhabene, unsichtbare und göttliche und das niedere, sichtbare und irdische Oberhaupt der Kirche; die Hand des Einen ist Macht, die des Andern Vertrauen; so verbunden gewähren sie Sicherheit. Beide steigen zusammen in das Schiff, dem sie ihre Sorge entzogen zu haben schienen, der Schiffsherr und der Steuermann, — und ihrer Beider Gegenwart wird die Beruhigung des Sturmes zugeschrieben. Kann man glauben, zwischen der Handlung des Herrn und der des Petrus bestehe keine Verbindung, die eine sei nicht vollbracht um der andern willen? Zögerte Jesus, Seine Jünger zu begleiten, und folgte Er ihnen auf dem Wasser gehend, oder kam Er, statt gleich über den See hinüberzugehen, auf halbem Wege zu ihnen, bloß um sie zu erschrecken? Ist Alles, was von Petrus erzählt wird, nur Nebensache? Im Gegentheil, Niemand kann diese Stelle lesen, ohne zu bemerken, daß der ganze Bericht hauptsächlich wegen der Rolle, die der Apostel bei dieser Gelegenheit spielte, aufgenommen ist. Das ist offenbar die Lehre der Geschichte.

Ziehen wir nun aus dem bis jetzt Zusammengestellten unsere praktischen Folgerungen:

1. Offenbar wünschte oder vielmehr befahl der Herr während seiner Lehrthätigkeit in Galiläa, daß ein Schiff für Ihn bereit sein solle, von welchem aus Er lehrte und in welchem Er fuhr: und obwohl Sein Lieblingsjünger ein Schiff hatte, gab Er dem des Petrus den Vorzug.

2. Drei Classen von Wundern werden erwähnt, die mit dem Schiffe in Verbindung stehen: zweimal ein wunderbarer Fischzug, zweimal ein Stillen des Sturmes und das Wandeln des Herrn und des Petrus auf dem Wasser.

3. Alle diese Wunder werden zu Gunsten dieses Apostels oder seines Schiffleins gewirkt; und die Reden, die vorhergehn oder darauf folgen, haben auf ihn Bezug.

Bei dem ersten Fischfange wird ihm befohlen, auf die hohe See hinauszufahren und sein Netz auszuwerfen; und darauf wird ihm verheißen, er solle Menschen fangen. Mit

andern Worten: der Herr zeigt, daß die materielle Handlung das Symbol einer geistigen war; und das Wunder war eine Probe oder Bürgschaft für die Wahrheit der Verheißung. Es war, als wenn der Herr gesagt hätte: „In derselben wunderbaren Weise, durch dieselbe Macht, in demselben Umfange und so sicher, wie du heute ein Netz voll Fische gefangen hast, sollst du seiner Zeit aus den Tiefen der Sünde, des Elends und der Unwissenheit die Seelen von Menschen heraufziehen.“ Bei dem zweiten Fischfang ist es Petrus, der die Apostel zur Arbeit eingeladen hat, und wieder belohnt ihn ein wunderbarer Fang, nachdem er demselben Befehl gehorcht hat. So vollkommen war es *sein* Fang, daß als „Jesus zu ihnen sprach: Bringt hieher von den Fischen, die ihr gefangen habt, Simon Petrus hinging und das Netz an's Land zog“, [1]) ein Netz, welches, wiewohl überfüllt, doch nicht zerriß. Die andern Apostel hatten das Netz an's Ufer gebracht, aber *Petrus* mußte da sein, um es auf's Land zu ziehen. Und worin endete dieses Wunder? In nichts, als in der Erfüllung der Versicherung, die ihm nach dem früheren Wunder gegeben war. Der Herr kam hier anscheinend zu Seinen Jüngern nur in der Einen Absicht, Petrus vor ihnen mit der Würde des obersten Hirten zu bekleiden: die einzige Rede, die darauf folgt, ist der dreimal wiederholte Auftrag, die Heerde zu weiden, und, wie um zu zeigen, daß nun Alles beendet sei, führt Jesus Seinen nun eingesetzten Stellvertreter zu einer vertrauten Besprechung bei Seite, mit den Worten: folge mir. Diese Aufforderung galt so sehr ihm allein, daß Petrus, als er wollte, sein und Christi Liebling möge mitgehn, mit den Worten abgewiesen wurde: „Was geht das dich an? folge du mir“. [2]) Es scheint unmöglich, die Analogie zwischen beiden Stellen zu verkennen und die eine nicht als Ergänzung der andern zu betrachten. In beiden ist Petrus das deutliche Ziel des Wunders; beide werden zu seinen Gunsten gewirkt und dienen als Einleitung zur Gewährung von Vorrechten.

[1]) Joh. 21, 10. — [2]) Das. V. 19—22.

Bei den beiden Fällen der Stillung des Sturmes tritt der Apostelfürst in derselben Weise hervor. In seinem Boote scheint der Herr zu schlummern und erwacht Er, um Seinen Begleitern ihren Mangel an Glauben oder an Vertrauen auf Ihn und ihre Furcht, daß das Schiff scheitern könne, in welchem Er weilte, zu verweisen. Bei dem zweiten Falle scheint Er ihnen ferner, außerhalb des Schiffs zu sein und der Sturm hält an, bis Er und Petrus an Bord kommen. — Endlich wandelt Petrus allein auf dem Wasser und er wird besonders wegen seines Mangels an Vertrauen auf Seine Macht, dies zu thun, getadelt in denselben Worten, welche bei dem ersten Sturme zu allen Aposteln gesprochen wurden. Es ist, als ob zu ihm gesagt würde: „Wenn die Andern sich schwach zeigten, indem sie an ihrer Sicherheit im Schiffe zweifelten, so thust du dasselbe, indem du an deiner Sicherheit auch außerhalb des Schiffes zweifelst. Außer der sicherstellenden Gegenwart Jesu im Schiffe hast du Seine rechte Hand, die dich sicher aufrecht hält auf dem Wasser; dieses kann dich so wenig verschlingen, wie das Schiff.“ Und diese Versicherung wird durch das Wunder bestätigt.

Ich will gewiß nicht leugnen, daß der Herr während Seiner Lehrthätigkeit in Galiläa auch andere Schiffe, als das des Petrus bestiegen haben könne; aber das darf ich als bewiesen betrachten, daß der h. Geist aus vielen derartigen Vorfällen zu unserer Belehrung gerade diejenigen ausgewählt hat, bei welchen Petrus betheiligt ist. Ein Protestant wird sagen: das ist zufällig und von untergeordneter Bedeutung; was kommt darauf an, ob es sein Schiff oder das eines Andern war, die Wunder und die Lehren sind davon nicht abhängig. Der Katholik aber hat vor inspirirten Schriften zu viel Achtung, um so zu reden: wir kennen keinen Zufall und keine Nebensache bei dem, was Gott thut oder sagt; wir können es nicht als eine Sache des blinden Zufalls betrachten, daß jeder Evangelist uns Vorfälle erzählt, bei welchen der Herr auf dem See fuhr, und dabei ausdrücklich bemerkt, daß Er in dem Schiffe des Petrus fuhr. Wir können es eben so wenig als einen

Zufall ansehen, daß alle Wunder, die der Herr an Bord wirkte, eine besondere Beziehung auf Petrus haben. Wenn es gleichgültig war, wessen Schiff Jesus wählte, wenn darin keine Lehre lag, warum wird dann ausdrücklich gesagt, es seien zwei Schiffe da gewesen und Er habe das des Simon gewählt?

Alles das ist für einen Protestanten unwichtig, weil es nicht in sein System paßt. Wenn er auch geneigt sein sollte zuzugeben, das vom Sturm bewegte Schiff sei ein Emblem der Kirche und Jesus, wie er den Elementen gebietet, kein unpassendes Symbol Seiner leitenden Gegenwart in ihr, so wird er doch keinen Zusammenhang zwischen dem Schicksal des Schiffes und der Anwesenheit des Petrus erkennen. Er erkennt keinen bestimmten Sinn in den klaren dogmatischen Stellen, worin dem Petrus der Primat übertragen wird; darum geht auch die Schönheit und das Interesse einer Benutzung aller Einzelheiten, wie ich sie jetzt versucht habe, für ihn verloren. Der Katholik aber beginnt damit, die Stellen buchstäblich zu verstehen, in welchen Petrus mit der Verfassung der Kirche in so enge Verbindung gebracht wird, wie das Fundament mit dem Gebäude: die Festigkeit des einen ist die Sicherheit des andern. Er wird ein wesentlicher, nicht ein zufälliger Theil, ein Haupt-, nicht ein untergeordnetes Element bei dem Bau; die Kirche des Petrus ist auch die Kirche Christi, weil die Heerde Christi auch die Heerde des Petrus ist. Nachdem diese Grundsätze mit Bezug auf andere positive Lehren Christi festgesetzt sind, erhalten alle Erzählungen, die ich analysirt habe, eine zusammenhangende Bedeutung und eine bestimmte Tendenz; sie hangen nicht allein schön zusammen, sondern vervollständigen und erläutern auf's schönste die Einrichtung der Kirche.

Von diesem Gesichtspuncte aus ist die Kirche nur Eine: mögen auch andere stattliche Schiffe auf dem Ocean sein, nur in Einem weilt Christus, und das ist das Schifflein Petri. Ihm allein ist Sicherheit verheißen trotz aller Stürme; denn in ihm allein ist Der, welchem Winde und Wogen gehorchen. Alle sind sicher, die in diesem Schiffe sind, Niemand, der außerhalb desselben ist. Ihm allein ist die Aufgabe gegeben, die

Welt nicht nur zu besiegen, sondern auch zu gewinnen. Es ist nicht ein reiches Kauffahrteischiff, mit Schätzen beladen, nicht eine große Galeere, von Gefangenen gerudert, nicht ein stolzes Kriegsschiff mit Werkzeugen der Zerstörung, sondern ein Fischernachen, der nur bestimmt ist, sich mit lebendiger Beute zu füllen, die dem Ocean entrissen wird. Wenn nun der Katholik das Alles in den Handlungen des Herrn auf dem See allegorisch beschrieben sieht, und bemerkt, wie genau es zu seiner Theorie von der Kirche paßt, deren Haupt Petrus ist, so findet er seinen Glauben gestärkt und sein Herz getröstet; denn er erkennt eine Bedeutung in jedem Zuge, in jedem Worte, und sieht, daß Alles seinetwegen aufgezeichnet ist. Diese kleineren Umstände dienen dazu, einen Glauben zu bestätigen, der auf directen Lehren beruht; sie vervollständigen das Bild und geben ihm Farbe und Leben. Wenn die katholische Ansicht richtig ist und Petrus in der Kirche Christi die Stelle einnehmen sollte, die sie ihm anweist, dann erhält jeder, auch der kleinste Theil dieser Erzählungen seine Bedeutung und dann ist Alles mit Rücksicht auf einen wichtigen Zweck aufgezeichnet. Man nehme Petrus davon weg, und die Einzelheiten der Erzählungen haben keinen bestimmten Zweck, oder vielmehr sie dienen dazu, ein System zu bestätigen, welches die Protestanten als irrig betrachten müssen.

Der Katholik wird aber durch diese bestätigenden und ergänzenden Argumente nicht nur in seinen dogmatischen Ueberzeugungen bestärkt, sie geben ihm auch eine tröstliche Gewißheit. Es ist für ihn kein Bild der Phantasie, wenn er an das vom Sturm bedrohte Schifflein denkt; er erblickt seine Gefahren und seine Siege durch den Nebel von Jahrhunderten hindurch. Er sieht es seinen ersten Hafen an ferner Küste verlassen und in heiterer Zuversicht gerade auf den Hafen der Hauptstadt der Welt hinsteuern. Es dauert nicht lange und aus den Pforten der Hölle braust ein Sturm hervor, furchtbarer, als ihn Aeolus aus seiner Höhle senden konnte. Der Abgrund öffnet sich und die Macht der Erde wirft sich darüber, um das kühne Schiff zu zerstören:

Ponto nox incubat atra;
Intonuere poli et crebris micat ignibus aether,
Praesentemque viris intentant omnia mortem. [1])

Aber den Tod in einem solchen Sturme fürchten nicht die tapfern Schiffer. Der furchtlose Nachen fährt weiter: bald verschwindet er fast in dem Kampfe der Elemente, bald sehn wir ihn hoch auf den Spitzen der Wogen, bis er wieder ruhig auf den geglätteten Wellen dahingleitet. Petrus ist als geistiger Eroberer Roms anerkannt. Aber er darf nicht ruhen. Nach der Auferstehung sprach er: ich gehe, um zu fischen; das ist sein Geschäft und seine Freude bis zum Ende der Zeiten. Welch' eine glorreiche Beschäftigung ist es für ihn gewesen! Wie freute sich sein Herz, mehr als damals, wo er 153 große Fische fing, als Patricius sein Netz einzog an Erin's Küsten und Augustinus an Englands Gestaden und Bonifacius an Deutschlands tiefen Strömen und als sie das große Schiff mit Beute füllten. Das war aber kein ruhiger und friedlicher Zeitvertreib für ihn. Hoch im Norden begann ein Meeressturm, der Woge auf Woge gegen das Schiff trieb: Hunnen, Vandalen, Gothen und Lombarden kamen nach einander und schienen es zu zertrümmern. Aber der Fischer fuhr unverdrossen fort; während sein sturmgepeitschtes Schiff die Fluthen abschüttelte, warf er sein Netz in die Tiefe aus und zog ihre lebendige Beute hinauf. Und wieder ward Windstille und der Ocean wurde ruhig. Aber bald brach der Sturm wieder los: die rohe Gewalt eines rauhen und ungelehrigen Geschlechtes, eines eisernen Ritterthums stürmte wieder und wieder gegen das gefeite Schifflein Petri an. Jahrhunderte lang dauerte der Kampf; das kühne Schiff segelte voran und der Schaum spritzte hoch auf. Da kam eine Gefahr, die seit lange vergessen war, seit Arius und Nestorius die Kirche entzweit hatten: Meuterei an Bord, Insubordination und Rebellion. Verrätherische Seeleute von seinen eigenen Verdecken bemannen eine

[1]) Finstere Nacht überziehet die Wogen,
Donner erdröhnen vom Himmel und Blitze durchzucken die Lüfte;
Alles verkündet den Schiffern das drohende Nahen des Todes."
Virgil's Aeneis 1. B.

feindliche Flotte und kehren die Geschicklichkeit und Kühnheit, die sie auf dem Schiffe sich angeeignet, gegen dasselbe. Furchtbare Feinde, mit aller Macht der Erde bewaffnet, drohen ihm den Untergang und schwören ihm unversöhnlichen Haß. Aber das edle Schiff fürchtet sie nicht und fährt unerschrocken weiter. Es sieht, wie sie von jedem Winde hin und her getrieben werden, ohne Compaß in die Irre segeln, mit einander zanken und nur einig sind, wenn es einen Angriff gegen es gilt; es erkennt, daß sie nicht im Stande gewesen sind, das Beste von ihm mitzunehmen, nicht ein Stückchen des apostolischen Netzes. Es allein trägt hoch das Kreuz als seine Flagge; es allein rühmt sich, daß Petrus in seinem Nachfolger am Steuer sitzt; es allein wagt zu sagen, daß es Christus selbst an Bord hat, wie Er in dem Fischernachen auf dem galiläischen Meere war. — So erscheint dem Katholiken die Vergangenheit, und der Rückblick auf sie beruhigt ihn über die Zukunft. Als vor einigen Jahren unser Vaterland von einem Ende zum andern gegen die Kirche sich feindlich erhob; als Regierung, Parlament, Staatskirche, Presse und Aristokratie sich zu verbünden schienen, um der Kirche ihr rein kirchliches Wirken zu untersagen; als Alles, was schreiende Beredtsamkeit, Frechheit und Verleumdung, was Adressen, Reden, Versammlungen, Broschüren und Zeitungen vermochten, um einen Sturm zu erregen, Monate lang ohne Unterbrechung und ohne Maaß gegen die neue Hierarchie in Bewegung gesetzt wurde: worauf stützte sich unsere Hoffnung, ja unsere Zuversicht, daß der Friede wiederkehren und daß der Erfolg zeigen werde, wie weise die Kirche gehandelt? Nicht blos darauf, daß wir wußten, daß ein solcher Schritt lange und reiflich überlegt war, nicht blos auf die hohe Meinung, die wir von den Tugenden und der Weisheit des Papstes haben, der den Schritt gethan; sondern da wir wußten, daß das apostolische Schreiben „unter dem Fischerringe" erlassen war, konnten wir nicht kleingläubig sein oder daran zweifeln, daß das, was so als ein feierlicher Act des h. Petrus bezeichnet war, auch an den ihm gegebenen Verheißungen und an der Versicherung theilnehmen werde, daß sein Schiff von den

Wogen nicht solle zerschellt werden. — Und als Papst nach Papst, wie der sechste, der siebente, der neunte Pius, von dem Schiffe, welches er leitete, vertrieben zu sein schien, um persönlich die ganze Gewalt des Sturmes zu erfahren und allein auf den unruhigen und verrätherischen Wassern zu wandeln, da zweifelte kein Katholik daran, daß die mächtige Hand, worauf der Psalmist vertraute, und die dem Petrus entgegengestreckt wurde, auch sie stützen und leiten, und wann es nöthig wäre, zu den treuen Freunden zurückbringen werde, von denen sie dem Leibe nach getrennt waren: Etenim illuc manus Tua deducet me, et tenebit me dextera Tua. [1])

IV. Ich will nun einige Stellen kurz anführen, die sich auf einen minder wichtigen, aber nicht uninteressanten Punct beziehen. Zu den wunderlichen Inconsequenzen des Protestantismus gehört auch seine Theorie von der Sonntagsheiligung. Nach allen möglichen Protestationen gegen die Tradition und die kirchliche Auctorität nimmt der Protestant ohne Murren die Veränderung des jüdischen Sabbaths in den christlichen Sonntag an, welche nur von der Tradition bezeugt wird und nur in der kirchlichen Auctorität eine Grundlage hat. Nachdem er so diese Auctorität und das Zeugniß der Tradition vielleicht in dem bedeutendsten Puncte, den es gibt, anerkannt hat, vergißt er, daß überhaupt eine Aenderung vorgenommen ist und überträgt auf den neuen Tag der Ruhe alle Lasten und Beschränkungen des alten. [2]) Er sucht zu übersehn, daß es der erste und nicht der letzte Tag der Woche ist, ja wenn er feierlich spricht, vermeidet er den profanen Namen „Sonntag" und spricht emphatisch von „dem Sabbath." Diese beiden Ausdrücke sind in der That Losungsworte geworden; der Katholik gebraucht letzteren nie. Der „Sonntag" ist ihm ein heller, freudiger Tag, ein Tag der Heiterkeit zu Hause

[1]) Denn dahin wird Deine Hand mich führen, und es wird mich halten Deine Rechte." Ps. 138, 10. — [2]) Der Verfasser spricht hier von der Sonntagsfeier in England und noch mehr in Schottland; die deutschen Protestanten trifft dieser Vorwurf nicht. D. Uebers.

und munteren Geläutes in der Kirche; ein Tag der freudigen Verehrung dessen, der den fröhlichen Geber lieb hat, durch Lieder und Hymnen und erhabene Gebete. „Sabbath" klingt puritanisch und weckt die Vorstellung von lang gezogenen Tönen und sauern Blicken, von bitterer Theologie in der Kirche und dumpfer Ruhe im Hause. Es ist nichts Balsamisches, nichts Süßes in dem Namen; er gehört einer Religion an, die todt ist, und erinnert an Pflichten, die das Gesetz der Liebe gemildert oder aufgehoben hat; und doch hängt sich merkwürdiger Weise das religiöse System, welches vorgibt, nur auf Christus Vertrauen zu setzen und das Gesetz und seine Werke zu verachten, blind an seine todtesten Zweige an und sucht dort seine nahrhafteste Frucht. Nachdem es allen seinen Cultus auf Einen Tag beschränkt hat, treibt es Aberglauben mit diesem.

Diese sonderbare Verblendung ist um so auffallender, als sie in dem Neuen Testamente auf so klare Weise als Charakteristicum der Pharisäer bezeichnet wird. Einem unbefangenen Leser des Evangeliums wird sich von selbst die Frage nahe legen, wer die strenge Feier des Sabbaths vertheidigte, der Herr oder Seine Feinde. Wer vertritt im Evangelium die rigoristische Partei? Die Antwort ist sehr leicht.

Nicht weniger als siebenmal spricht der Herr Seine Lehre vom Sabbath aus gegenüber den Einwendungen der Pharisäer; Er muß dies gewiß als eine wichtige sittliche und kirchliche Frage betrachtet haben, da er so oft darüber spricht. Nach der oft erwähnten Regel müssen wir, wenn der Herr nur diese sieben Mal über diesen Punct gesprochen hat, annehmen, daß irgend ein besonderer Grund da war, alle diese Aeußerungen über denselben Gegenstand aufzuzeichnen, und daß auch, wenn er noch viel öfterer über den Gegenstand redete, doch noch ein starker Grund da sein muß, weshalb so viele Wiederholungen desselben Gedankens in einem so kleinen Buche, wie das Evangelium, aufgezeichnet wurden. Mit anderen Worten: wenn bei der Auswahl des in die Evangelien aufgenommenen Materials aus dem Vielen, was nicht aufgenommen wurde, sieben auf diesen Gegenstand bezügliche Stellen aufge-

nommen sind, so zeigt das, daß der Geist Gottes wollte, daß uns die göttliche Lehre des neuen Bundes über diesen Punct genau mitgetheilt würde, und daß er dadurch das Christenthum gegen eine besondere irrige Theorie schützen wollte, und zwar, wie wir wohl annehmen dürfen, gegen eine Theorie, welche sicher vorgetragen werden würde. Wir müssen darum wirkliche, nicht imaginäre Systeme nehmen und sehn, welches der Herr gelehrt und welches Er verworfen hat. Ohne in's Einzelne zu gehen, will ich das Material kurz zusammenstellen.

1. Alle Evangelien führen mehr als Einen Fall an, wo der Herr wegen laxer Beobachtung des Sabbaths angegriffen wurde: Matthäus und Marcus erzählen zwei Fälle, Lucas dieselben zwei und zwei andere, Johannes wieder drei andere. Das ist bei einem Puncte von untergeordneter Bedeutung bemerkenswerth.

2. Von diesen Fällen sind drei an Wunder geknüpft, drei hangen indirect mit Wundern zusammen, einer nimmt auf einen gewöhnlichen Vorfall Bezug.

3. Ich betrachte zunächst die erste Classe. Eine verdorrte Hand wird in der Synagoge geheilt.[1]) Vorher wird ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß es am Sabbath war; die Pharisäer fragen, ob es erlaubt sei, an diesem Tage zu heilen und Jesus erklärt erst, es sei erlaubt, und bestätigt dann Seine Erklärung durch die wunderbare Heilung. — Ein Wassersüchtiger kommt in das Haus eines Pharisäers, dessen Gast Jesus ist. Es ist wieder am Sabbath und Seine Feinde „beobachten Ihn." Diesmal richtet Er an sie die Frage, welche sie bei der vorigen Gelegenheit Ihm vorgelegt hatten: „Ist es erlaubt, am Sabbath zu heilen?" Und wieder bespricht Er den Punct und wirkt ein Wunder, um Seine Lehre zu beweisen.[2]) — Ein Weib, welches durch eine achtzehnjährige Krankheit gekrümmt ist, ist am Sabbath in der Synagoge; sie verlangt nicht, geheilt zu werden; aber Jesus ruft sie herbei, legt ihr die Hände auf und sie richtet sich auf. „Der

[1]) Matth. 12, 10; Marc. 3, 2; Luk. 6, 6. — [2]) Luk. 14, 1.

Synagogen-Vorsteher aber, welcher unwillig darüber war, daß Jesus am Sabbath geheilt hatte, antwortete und sprach zu dem Volke" (— er wollte den Herrn, über den er unwillig war, nicht gern anreden, und tadelte Ihn daher durch das Volk —): „Sechs Tage sind, an welchen ihr arbeiten sollt; an diesen kommt und laßt euch heilen, und nicht am Sabbath." [1]) Und wieder antwortet ihm der Herr und vertheidigt, was Er gethan hat, und beginnt Seine Antwort mit den bedeutsamen Worten: „Ihr Heuchler!" —

Auch in dem folgenden Falle gibt das Wunder den ersten Anlaß zum Tadel. Jesus heilte einen Mann am Teich Bethsaida, indem Er zu ihm sprach: „Stehe auf, nimm dein Bett und gehe!" Er gehorchte; „es war aber am Sabbath." Sogleich sagte man zu ihm: „Es ist Sabbath; du darfst dein Bett nicht tragen." Als die Juden aber hörten, Jesus habe es ihm befohlen, übertrugen sie ihren Haß auf Ihn: „darum verfolgten die Juden Jesus, weil Er dies am Sabbath that." Und als Er Sich wieder vertheidigte, und sagte, wie Sein Vater wirke bis jetzt, so wirke auch Er, d. h. sowie Sein Vater am Sabbath Seine Vorsehung fortsetze, so auch Er, der Er dieselbe Macht habe; da verdoppelten die Juden ihren Haß: „darauf suchten die Juden umsomehr Ihn zu tödten, weil Er nicht nur den Sabbath brach, sondern auch Gott Seinen Vater nannte und Sich Gott gleich machte." [2]) — Danach verließ der Herr Jerusalem und lehrte in Galiläa. Nach Seiner Rückkehr in die heilige Stadt nahm Er den Gegenstand in folgenden merkwürdigen Ausdrücken wieder auf: „Ein Werk habe ich gethan und ihr alle verwundert euch. Darum gab euch Moyses die Beschneidung, und ihr beschneidet den Menschen am Sabbath. Wenn nun der Mensch am Sabbath die Beschneidung empfängt, ohne daß das Gesetz des Moyses verletzt wird, wollt ihr über mich zürnen, weil ich den ganzen Menschen geheilt habe am Sabbath?" [3]) Dieser Rede geht im Evangelium kein Wunder unmittelbar vorher,

[1]) Luc. 13, 10. — [2]) Joh. 5, 1 ff. — [3]) Joh. 7, 22.

und da nicht wohl anzunehmen ist, daß auf das bei einem frühern Besuche gewirkte Wunder angespielt wird und dieses auch nicht wohl „Ein Werk“ genannt werden kann, da mittlerweile viele Wunder gewirkt waren, so müssen wir wohl annehmen, daß der h. Johannes, oder vielmehr der heilige Geist die Aufzeichnung dieser Belehrung für wichtiger hielt, als die Aufzeichnung des Wunders, wodurch sie veranlaßt wurde, und daß dieses darum weggelassen wurde.

Wieder erhoben sich die Pharisäer, als Jesus eins der am genauesten untersuchten Wunder wirkte, die Heilung des Blindgeborenen. Er hätte demselben gleich durch ein Wort oder durch Berührung das Gesicht wiedergeben können; Er zog es vor, die Heilung gleichsam durch eine mechanische oder Handarbeit zu bewirken. Er bereitete Lehm und bestrich damit die Augen des Blinden. „Es war aber am Sabbath, als Jesus den Lehm bereitete und die Augen öffnete.“ Das ist für die Pharisäer ein genügender Grund, das Wunder zu verwerfen: „Dieser Mensch, welcher den Sabbath nicht hält, ist nicht von Gott.“ [1])

Wir haben nun noch Ein Beispiel, welches mit keinem Wunder zusammenhängt, welches aber drei Evangelisten erzählen. Der Vorfall ist unbedeutend, aber sehr lehrreich. Die Apostel gehn am Sabbath durch ein Kornfeld, pflücken reife Aehren, zerreiben sie in den Händen und essen die Körner: das betrachten und tadeln die Pharisäer als eine Verletzung des Gesetzes. Der Heiland vertheidigt Seine Jünger in der nämlichen Weise, wie Sich selbst. [2]) Der Fall wird besonders interessant dadurch, daß alle Evangelisten, die ihn erzählen, die Heilung der verdorrten Hand unmittelbar darauf folgen lassen, als wenn der Herr dieses Wunder ausdrücklich darum gewirkt hätte, um Seine Rechtfertigung der Jünger zu bestätigen.

4. Aus allen diesen Thatsachen schließen wir, daß siebenmal zwei Ansichten von der Beobachtung des Sabbaths von

[1]) Joh. 9, 14. — [2]) Matth. 12, 1; Marc. 2, 23; Luc. 6, 1.

dem Herrn und den Juden ausgesprochen wurden und daß jedesmal Er die mildere und gemäßigtere Ansicht vertritt, sie die strenge und unduldsame. Eine ähnliche Meinungsverschiedenheit besteht jetzt zwischen Katholiken und Protestanten, und es ist augenscheinlich, in welcher Weise diese beiden streitenden Theile den beiden frühern entsprechen. Man wird vielleicht sagen, die Juden seien in allen jenen Fällen in ihrem Eifer für den Sabbath viel weiter gegangen, wie der verblendetste Sabbath-Eiferer in unsern Tagen gehn würde. Ich betrachte das nicht als ausgemacht: man braucht nicht bis in die Tage des wilden puritanischen Fanatismus zurückzugehn, um Beispiele von äußerst großer Strenge in dieser Hinsicht zu finden; man braucht nicht gerade die Geschichte in Banbury wieder hervorzusuchen, wo an einer Katze ein Exempel statuirt wurde, die am Sonntag gemaust hatte: ich erinnere mich noch wohl, daß vor einigen Jahren in einer großen Stadt im westlichen England Jemand verhungerte, weil der Verein, der um Hülfe angegangen wurde, sich entschieden weigerte, sie am Tage des Herrn zu gewähren; noch später wurde in öffentlichen Blättern erwähnt, daß eine Dame von hohem Range vergebens bat, man möge sie an einem Sonntag in Schottland auf der Eisenbahn zu einem sterbenden Verwandten reisen lassen, — wiewohl leere Postzüge hin- und hergingen; und ich weiß, daß dieselbe Bitte einem hochgestellten katholischen Geistlichen abgeschlagen wurde, der einem sterbenden Katholiken die h. Sacramente spenden wollte. In diesen Fällen wurde also die Beobachtung des Sabbaths über die Nächstenliebe gestellt, und in einem Falle war der Tod eines Menschen die Folge davon. Das ist genau wieder die pharisäische Regel: „Kommt und laßt euch heilen an den Wochentagen.“ In der That, was hätte Jeder von den vier, die absichtlich am Sabbath geheilt wurden, dadurch verloren, wenn er bis zum folgenden Morgen gewartet hätte? Wer 18 und 38 Jahre lang krank gewesen war, konnte auch noch Einen Tag die Krankheit tragen; der Wassersüchtige konnte noch gehn, war also nicht in Lebensgefahr; und der verdorrten Hand konnte man doch an einem

jüdischen Sabbath nicht sehr bedürfen. Hätte der Herr in diesen Fällen gesagt: „Kommt morgen und ich will euch heilen; heute ist Sabbath“, so hätte Er Worte gesprochen, die in Exeter-Hall wiederhallen, die von Tractaten-Vertheilern stereotypirt und als Vorschriften beim Schreib-Unterricht lithographirt werden würden. Er sagt aber jedesmal das Gegentheil, und wir sehn darum, wie die Vertheidiger des Sabbath-Aberglaubens, welche sonst immer die Worte des Heilands im Munde führen, Seine Aeußerungen über diesen Gegenstand übersehn und sich an das Gesetz der Furcht und seine aufgehobene Strenge, ja an seine übertriebenen Traditionen unter den Juden halten.

5. Auf der andern Seite tadeln sie die Papisten, namentlich auf dem Festlande, als Gewohnheitssünder gegen das Sabbathgesetz. Wir verdammen entschieden jede Uebertretung der kirchlichen Gesetze, allen Handel, Kauf und Verkauf, knechtliche Arbeiten und unnöthige Geschäfte; aber wir verwerfen nicht minder das andere Extrem: Ruhe sollte nicht Müßiggang und ein christlicher Festtag kein Tag dumpfer Stille sein. In merkwürdig starken Ausdrücken tadelt der Herr die Regel über die Sabbath-Heiligung, welche unsere Reformatoren zu der ihrigen gemacht haben: „Ihr Heuchler!“ Und wenn der Herr ihnen dies schmähliche Laster vorwirft, so müssen wir das nach dem, was wir an den angeführten Stellen lesen, ganz erklärlich finden. Die armen Jünger pflücken einige Kornähren, „da sie hungrig waren“, und essen sie, und gleich schreien die Pharisäer: „Siehe, deine Jünger thun etwas, was am Sabbath nicht erlaubt ist.“ [1]) Und dann sehn wir Jesus in das Haus eines der vornehmsten Pharisäer gehn, „um bei ihm zu speisen am Sabbath.“ [2]) Ist es nicht geradeso bei den Sabbath-Eiferern unserer Tage? Auch sie haben ein Gesetz für den Reichen, und ein anderes für den Armen; dieser pflückt eine Kornähre am Sabbath, und gleich tadelt ihn der reiche Mann und geht dann nach Hause und setzt sich mit seinen

[1]) Matth. 11, 2. — [2]) Luc. 14, 1.

Freunden zu einem üppigen Mahle nieder. Ist ja doch wiederholt beantragt, das Kochen in öffentlichen Speise-Anstalten, wo allein manche Arme an ihrem einzigen Rasttage ein warmes Mahl bekommen können, an Sonntagen zu verbieten, aber noch Niemand hat daran gedacht, in aristokratischen Häusern des Sonntags die Küche zu schließen. Ist es nicht eine Heuchelei, wenn vor schottischen Kirchen, die beim vornehmen Publicum beliebt sind, Sonntags einige zwanzig Equipagen mit ihrem menschlichen Zubehör auf ihre Herrschaften warten, welche drinnen andächtig einer Predigt gegen das Reisen am Sonntag zuhören? Und nie hört man davon, daß der beredte „Donnersohn" je ein Wörtchen des Tadels an die vornehmen Leute gerichtet hätte, wegen ihres Eifers, die Lasten des Gesetzes nur den schon überbürdeten Schultern der Armen aufzubürden; verlaßt euch darauf, er nennt sie nie „Heuchler", wiewohl das in der Schrift steht.

6. So inconsequent aber auch die Theorie des Pharisäers war, der dafür sorgte, daß er eine gute Mahlzeit hatte, während er sich darüber entsetzte, daß ein hungriger Armer einige Weizenähren in der Hand zerrieb, — der Herr, der unsere Belehrung im Auge hatte, trug kein Bedenken, an jenem Tage bei ihm zu speisen. Er rechtfertigte Sein Benehmen durch die Heilung des Wassersüchtigen, den vielleicht gerade der Wirth hereinkommen ließ; denn er und seine Freunde „beobachteten" den Herrn vor der Heilung. Er verachtete aber nicht nur die jüdischen Vorurtheile, sondern trotzte auch dem Hasse und der Verfolgung für Seine Lehre vom Sabbath. Der h. Lucas erzählt, die Schriftgelehrten und Pharisäer seien darüber, daß Er am Sabbath heilte, „ganz von Sinnen gekommen und hätten sich darüber besprochen, was sie Jesus anthun sollten" [1]; der h. Matthäus erklärt dies näher dahin, sie hätten darüber berathschlagt, „wie sie Ihn ums Leben bringen könnten" [2]; und der h. Johannes berichtet: „Darum verfolgten die Juden Jesus, weil Er dies am Sabbath that." [3]) Diese Verachtung

[1]) Luc. 6, 11. — [2]) Matth. 12, 14. — [3]) Joh. 5, 16.

der Vorurtheile der Juden, dieses Trotzen gegen ihren Haß und ihre Verfolgung drückt der Ansicht dieser Menschen den Stempel der Verwerflichkeit und Bosheit auf. Wer so milde war, wie Jesus, wer gekommen war, „alle Gerechtigkeit zu erfüllen", wer kühn versicherte, „nicht ein Iota oder Strichlein solle vergehn vom Gesetze", wer alle gesetzlichen Pflichten erfüllte von Seinem zwölften Jahre bis zum Abend vor Seinem Tode, wer „das zerknickte Rohr nicht zerbrechen und den glimmenden Docht nicht auslöschen wollte", wer endlich gekommen war, um die Seele des verdorbensten Pharisäers ebenso theuer zu erkaufen, wie die Seiner heiligen Mutter, — Er muß das als einen bösen Grundsatz angesehn haben, was Er siebenmal so unbarmherzig zurückwies und was Er bekämpfte trotz der Wuth und des Hasses der herrschenden Partei in Kirche und Staat. Darum unterscheidet der Katholik wohl zwischen scandalum pharisaicum und scandalum pusillorum[1]): jenes darf verachtet werden, dieses nie.

7. Der Herr, dessen Beispiel so deutlich für die gemäßigte und christliche Ansicht der katholischen Kirche über diesen Punct spricht, spricht endlich auch ausdrücklich Seinem Betragen entsprechende Grundsätze aus und diese bilden die Grundlage der Praxis der Kirche. „Des Menschen Sohn ist der Herr auch des Sabbaths; der Sabbath ist des Menschen wegen da, nicht der Mensch des Sabbaths wegen": diese beiden Aphorismen bilden den Kern unserer Lehre und Disciplin in Bezug auf die Sonntagsfeier. Er, der Sich als Herrn des Sabbaths bezeichnete, sagte auch zu Seinen Aposteln: „Alle Gewalt ist mir gegeben im Himmel und auf Erden; wie mein Vater mich gesandt hat, so sende ich euch."[2]) Und diese delegirte Gewalt bezieht sich auch auf den Sabbath; und der Katholik erkennt darum an, daß die Apostel seine Verpflichtungen auf den Sonntag verlegen konnten. Und wenn der Sabbath dem Menschen dienen sollte und der Mensch nicht geschaffen ist, um der

[1]) Pharisäisches Aergerniß und Aergerniß der Schwachen.
[2]) Matth. 28, 18; Joh. 20, 21.

Sclave des Sabbaths zu sein, so wird die Kirche auch stets nach den wahren Interessen des Menschen ihre Gebote in Bezug auf die Sonntagsfeier einrichten. Finsteres Wesen und Ausschweifungen liegen ihren Gedanken gleich fern, und die Braut Christi konnte nie eine Sonntagsfeier billigen, wonach der Morgen in dumpfer Stille und der Abend in Ausschweifungen zugebracht wird; sie konnte nicht die religiösen Pflichten der sechs andern Tagen auf den Sonntag zusammendrängen und ihn so zu einem eisernen Joche machen; sie konnte nicht daran denken, ihn zu heiligen durch das Verbot der Uebung wohlthätiger Werke; sie konnte ihn nicht dummer Trägheit weihen durch das Verbot unschuldiger Erholungen und erquickender Heiterkeit. Alles das hieße nicht den Sabbath als der Menschen wegen angeordnet betrachten. Das geschieht nur, wo er sein Glück fördert, seinen Geist bildet, sein Gemüth zu gesunder Heiterkeit stimmt, seine Gedanken durch einen edeln und schönen Cultus erhebt, seine häuslichen und gesellschaftlichen Beziehungen durch guten Umgang adelt, seinen Leib durch gehörige Ruhe und mäßige Erholung stärkt, kurz, wo der Mensch einen Tag von je sieben unter dem läuternden Einflusse der Religion und noch mehr unter dem milden Einflusse der Gegenwart Gottes lebt, der, wie der Mensch fühlt, ihm an diesem Tage näher und gnädiger ist, als an andern Tagen, und mit wachsamerem Auge auf das Böse, aber auch mit gnädigerem Auge auf das Gute blickt, was wir thun. Das ist der Tag des Herrn im Neuen Bunde, der Sonntag, an dem das geistige Firmament in hellerm Glanze strahlt.

V. Ich habe meinen Aufsatz mit der Kindheit des Heilands begonnen; ich will ihn mit den letzten Handlungen Seines Lebens schließen. Ich verspreche aber, mich ganz kurz zu fassen.

Hier wird, wie in der edelsten Tragödie, Handeln gleichbedeutend mit Leiden, und man darf wohl sagen, der Heiland thue für die Menschen, was die Menschen gegen Ihn thun. Für mein Gefühl entscheidet über den Werth der Ansprüche, welche die katholische und die protestantische Religion darauf

machen, die Religion des Neuen Testaments zu sein, nichts so klar, als die Weise, wie beide den feierlichsten Theil desselben betrachten, den Theil, welcher uns den Schlußact der Erlösung erzählt. Es gehört zum Wesen des modernen Protestantismus, diesen größten Act als etwas rein Abstractes zu betrachten. Es ist nur von einer Zuwendung der vollbrachten Versöhnung die Rede; durch einen ganz selbstsüchtigen Proceß werden der Preis der Erlösung und das dadurch Erkaufte auf die einzelne Seele übertragen, von ihr ergriffen und so gleichsam von dem losgerissen, dem sie wirklich angehören. Diese protestantische Anschauung weiß nichts von Betrachtung, sondern kennt nur eine Selbstzuwendung. Den Contrast, welchen dieselbe zu der katholischen Auffassung bildet, wird eine einfache Parabel am besten klar machen.

Denken wir uns zwei Verschwender, für deren Schulden ein liebevoller Vater Bürgschaft geleistet hat. Der Tag der Abrechnung kommt und der Bürge bezahlt willig die Schuld. Der eine Sohn steht dabei, zwar dankbar, aber kalt und berechnend; er sieht nicht auf die große Summe, welche ausgezahlt wird, sondern wartet ungeduldig auf den letzten Thaler, der bezahlt werden muß, und dann ruft er jubelnd: „Ich bin frei", und geht seiner Wege. Der Andere sieht mit der größten Aufmerksamkeit jedes Geldstück der Summe, welches hingelegt wird, weil er weiß, was es seinem Vater gekostet hat, die Summe herbeizuschaffen; in jedem Thaler erkennt er die Frucht einer Entbehrung, die derselbe sich aufgelegt, oder einer grausamen Demüthigung, die er erduldet hat. Auf einem liest er des Vaters Hunger, auf dem andern seine angestrengte Arbeit; wie ein Theil der Summe hingelegt wird, erinnert er sich, daß er um den Preis von Verleumdung und Haß von Freunden gewonnen wurde, und bei einem andern, daß er durch den Verlust derjenigen, die ihm am theuersten waren, in seinen Besitz kam. Bei jedem blickt er auf den theuren Vater und sieht seinen männlichen Schmerz und seine mannichfaltigen Gemüthsbewegungen, sowie die nämlichen Erinnerungen auch an ihm vorüberziehn; und ist gleich das Lächeln der Liebe auf

seinen Lippen, wenn das letzte Geldstück hinfällt, da er denkt, was er für seine Kinder vollbracht hat, — das ist für den liebenden Sohn nur um so herzzerreißender; er kann sich kaum über seine Freiheit freuen, so drückt ihn der Schmerz über den Preis, wofür sie erkauft ist; er denkt nicht an sich, denn die Liebe ist nicht selbstsüchtig; er geht nicht weg und jubelt: „Ich bin losgekauft, ich bin frei", sondern er stürzt sich seinem Vater zu Füßen und ruft aus: „Du hast mich erkauft, ich bin dein!"

So unterscheidet sich auch die Weise, wie der Katholik und wie der Protestant das Leiden des Erlösers betrachtet. Der Eine sieht darauf mit begierlichem Auge hin, der Andere mit dem Auge der Liebe. Für den Protestanten wäre es gleich, wenn nur die einfache Thatsache, daß der Heiland gestorben sei, aufgezeichnet und von den Leiden, die Seinem Tode vorhergingen und ihn begleiteten, nichts erwähnt wäre. Dadurch ginge für ihn kein Gefühl und nach seinem System auch kein Vortheil verloren. Was gilt ihm die furchtbare Todesangst in Gethsemane? Sie erlöst ihn nicht. Was gewinnt er durch die Streiche der römischen Geißeln? Sie kaufen ihn nicht los. Was nützt ihm die spöttische und schmerzliche Krönung? Sie rettet ihn nicht. Und was sind ihm Maria und Johannes am Fuße des Kreuzes? Er erklärt ja, sie kümmern ihn nicht. Was liegt ihm daran, ob das ungenähte Gewand verloost oder zerrissen wird? Für ihn hat es keine geheimnißvolle Bedeutung. Nein; wenn er nur den Moment wahrnimmt, wo der letzte Athemzug über die Lippen des hingeopferten Erlösers kommt, — das ist genug, denn das ist die Erlösung.

Und doch ist alles das, was ich jetzt kurz aufgezählt habe, für uns gelitten und für uns aufgezeichnet. Wenn auch der letzte Thaler das Lösegeld vollständig macht, so bilden doch alle vorhergehenden die Summe. Sicherlich that unser göttlicher Erlöser nichts vergebens, nichts überflüssig; er war freilich freigebig, aber nicht verschwenderisch. Der Katholik sammelt darum in seinem Herzen alle, auch die kleinsten Gaben der Liebe, wo die kleinste unendlich groß ist. Bei dieser Auf=

merksamkeit des Katholiken auf das Einzelne tritt ihm das, was durch Jahrhunderte von uns getrennt ist, so lebhaft vor die Seele, als wäre es gegenwärtig, während bei den Protestanten, die nur eine nebelige und vage allgemeine Vorstellung haben, die Thatsache des Leidens des Herrn einem bloßen Begriffe gleich wird. Das führt leicht zu einem verborgenen Unglauben, der die Grundlage des Christenthums untergräbt; man hält es für unnöthig, sich um das Einzelne zu kümmern, wenn nur die Eine Wahrheit gewiß bleibt: „Christus ist für uns gestorben; es liegt nichts daran, wie," — das ist das ganze Dogma.

Es gibt aber noch eine andere Anschauung, welcher das Auge des Protestanten gewöhnlich ausweicht, auf die der Katholik aber kühn hinblickt; es ist die, durch welche der Kreis vollendet, der Anfang des Evangeliums mit dem Ende verknüpft, die Menschwerdung mit dem Tode zusammengestellt wird. Das erste dieser Geheimnisse tritt im modernen Protestantismus sehr in den Hintergrund, weil ein starker Glaube dazu gehört, zu glauben, daß Er, der starb, das Fleisch gewordene Wort war. Und die Glaubensschwachheit gerade führt zu jenem vagen Generalisiren. Man sage zu einem Protestanten: „Gott wurde in's Gesicht geschlagen; Gott wurde gegeißelt; Gott wurde mit Dornen gekrönt;" — er wird es nicht wagen, auf diese Lehre hinzusehn. Das Adlerauge, welches selbst in die Sonne blicken kann, ist seinem System nicht eigen; er fühlt sich nicht fähig, das erhabene Geheimniß zu erfassen. Wenn er die Gottheit des Herrn leugnet, ist es mit seiner Rechtfertigung nichts mehr; aber er wagt nicht das Dogma in seinen Consequenzen zu betrachten, und vor Ausdrücken, wie die angeführten, erschrickt er; sie klingen ihm verletzend und fast profan. So geht er über diese einzelnen Consequenzen der Menschwerdung hinweg, und hält sich an dunkle Vorstellungen von zwei Dogmen, die er nicht den Muth hat, mit einander zu verbinden. Der Socinianismus ist die letzte Zuflucht solcher schwachen Versuche, zu glauben.

Die katholische Kirche kennt dieses Schwanken nicht; sie verbindet beide Dogmen unauflöslich. Das Kind und das Opferlamm sind ihr gleich wirklich, ja identisch; das ganze Leben des Herrn ist ihr ein Ganzes, das in Gott beginnt und in Gott endet; sie sieht Gott in Allem, in der Schwachheit und in der Macht, in der Dunkelheit und im Glanze, im Leiden und in der Verherrlichung. Nichts in Ihm ist klein, nichts unwürdig: das Gewand des Narren, welches Er trägt, ist so heilig, wie das schneeweiße Kleid auf dem Tabor; die Geißel von Stricken in Seiner Hand ist so mächtig, wie der Donnerkeil; das erste Lispeln Seiner kindlichen Lippen so voll Weisheit, wie Seine Bergpredigt; eine Wunde an Seinem Leibe so schön in den Augen der Engel, so anbetungswürdig für den Menschen, wie Sein erstes Lächeln auf dem Arme Seiner jungfräulichen Mutter. So glaubt die Kirche: sie allein versteht die wahre Lehre von dem Tode ihres Erlösers, wie Er selbst sie verkündet hat; denn Niemand außer ihr lernt aus Seinen Handlungen die Wahrheit, daß die Liebe eine wesentliche Bedingung der Vergebung ist, so gut wie der Glaube; und die Liebe ist es, die bei jedem Zuge der Liebe verweilt.



V.

Die Gebete der Kirche.[1]

Ich beginne mit der Beschreibung einer zweifachen Scene. Auf der einen Seite sehe ich ein ehrwürdiges Heiligthum, — auf den Ort und die Bauart kommt es nicht an — die dunkeln und ehrfurchtgebietenden Räume des heiligen Hauses zu Loretto, die silberne Krypta, in welcher der h. Karl Borromäus ruht, oder eine unserer alten Wallfahrtskapellen, die des h. Cuthbert oder des h. Thomas, in ihrem alten Glanz und Schmuck. Um den Gegenstand der gemeinsamen Verehrung geschaart sehe ich mancherlei Betende, nicht in Reihen geordnet durch die Schweizer, sondern näher oder ferner, wie es ihnen größerer Eifer oder größere Demuth, fromme Neugierde oder der Wunsch, ungesehn zu bleiben, eingibt — einige in dem hellen Lichte der brennenden Kerzen oder der Sonnenstrahlen, die durch die prächtig gemalten Fenster dringen, andere halb verhüllt in dem geheimnißvollen Schatten dicker Pfeiler oder abgesonderter Ecken. Da sehe ich die belgische Matrone mit verhülltem Haupte und dunklem faltenreichem Gewande, — eine athmende, aber bewegungslose Gestalt, ein lebendiger

[1]) Aus der „Dublin Review" von 1842; „Essays" etc. 1, S. 377. Der Aufsatz hat dort den Titel Prayer and Prayerbooks; der Uebersetzer hat namentlich am Anfange und am Schlusse einige Passus weggelassen, welche nur eine Kritik von Gebetbüchern enthalten, die damals in England erschienen waren.

Van Eyck; auf einer andern Seite sehn wir den deutschen Bauern, die Arme ausgestreckt wie an einem Kreuze, andächtig und eifrig betend; weiter zurück finden wir den Pilger aus der Schweiz auf seinen Stab gelehnt, mit dem Rosenkranz in der Hand, mit grauem Haupte und langem Bart und niedergebeugt daknieend; vor Allen und sich näher zu dem Heiligthume drängend kniect in der schmucken Tracht der Abruzzen der Italiener, rückwärts gebeugt, in derselben Haltung wie Canova's Magdalena, die Hände über den Knieen gefaltet und das emporgerichtete Gesicht mit Thränen benetzt.

Daneben sehe ich eine andere Scene. Der Altar und was dazu gehört ist nach neuestem Geschmack verziert; der Teppich ist sorgfältig bedeckt, um nicht beschmutzt zu werden; Marmor und Schnitzwerk sind von untadeliger Farbe und fein polirt. Auch hier sehe ich Andächtige; die Pariser Dame auf ihrem zierlichen prie-dieu knieend mit einem silberbeschlagenen Gebetbuch, oder Engländer in gepachteten Kirchenstühlen mit prächtigen gestickten Polstern und mit Andachtsbüchern in Saffian.

Ich bin weit davon entfernt, zwischen den Personen auf diesen beiden Scenen eine gehässige Parallele zu ziehn oder auch nur zu behaupten, die zweite Classe könne nicht ebenso andächtig sein, wie die erste. Im Gegentheil, die Gewohnheit übt einen solchen Einfluß selbst auf unsere heiligsten Pflichten, daß ich glaube, die zuerst beschriebenen Personen würden ebensowenig andächtig sein können, wenn sie von den erwähnten Bequemlichkeiten umgeben wären, wie die andern, wenn sie auf dem kalten Boden einer alten gothischen Kirche knieen sollten. Deßungeachtet aber findet das Auge und der Gedanke in der äußern Haltung und Erscheinung der Personen in der ersten Scene eher den Ausdruck der Andacht. Wenn ein Maler einen andächtigen Beter darstellen wollte, er würde dort sein Modell suchen; wenn ein Dichter das inbrünstige Gebet eines bedrängten Herzens schildern wollte, er würde den Betenden schildern, wie wir ihn dort gesehn; ja, wenn ein Prediger oder Schriftsteller seine Zuhörer oder Leser zum Eifer im Gebete auffordern wollte, er würde von dort seine Bilder und Beispiele hernehmen.

Ich bin freilich kein Künstler und kein Dichter und will auch jetzt keine Predigt über hochheilige Gegenstände schreiben; ich bin nur ein armer Kritikus, der gern — nicht tadelt, aber — corrigirt, und ich habe darum in dem Gesagten dem Leser nur genaue Typen von zwei Arten von Gebeten und Gebetbüchern darstellen wollen, die bei uns in Gebrauch sind: von den alten oder liturgischen und echt kirchlichen und von den mannichfaltigen modernen Privatgebeten. In den erstern haben wir alles Kräftige und Schöne, alles Tiefe und Erhabene, alles Heilige und Poetische zusammen, was Geister und Herzen vereinigen konnten, die vom Himmel erleuchtet, man möchte fast sagen inspirirt waren. Der Geist der himmlischen Harmonie durchdringt die Worte und vereint die Ausdrücke und verwebt sie zu Sätzen und Reden von wundervoller Kunst. Wir bewundern ihren vollen und milden Klang, ihre fast spielende Mannichfaltigkeit, indem sie bald plötzlich von dem Ernsten zum Heitern, bald allmälig vom Erhabenen zum Gewöhnlichen übergehn, ohne je ihre Würde zu verletzen. Alles ist darin tief gefühlt, Alles quillt aus dem Herzen hervor: der Seufzer der Reue, das De profundis des Geistes, kommt aus dem Innersten einer schmerzbewegten Brust; der Dankgesang, sein Te Deum, fließt froh und leicht von den freudezitternden Lippen, als wollten die Klänge sich mit denen der himmlischen Chöre vereinen. Die Stimmen der alten Priester, sollte man sagen, müssen eine jetzt auf Erden unbekannte reiche und erhabene Modulation gehabt haben, daß so schöne Sätze für sie bestimmt wurden, und die Antworten der Volksschaaren müssen wie das Brausen vieler Wasser geklungen haben, daß man solche Responsorien für sie verfaßte. Wie passend ist jeder Versikel gewählt; wie treffend sind die Anspielungen und Bilder; wie geschmackvoll sind die Worte der heiligen Schrift auf jedes Bedürfniß angewandt; welch' eine einfache und natürliche und doch so erhabene Poesie herrscht in jedem Officium, selbst da wo das Versmaß fehlt, welch' eine edle Erhabenheit des Gedankens und Ausdrucks in den mehr didaktischen Theilen! Diese alten Gebete haben einen Duft, einen wahren Weihrauchsduft,

der von den Lippen aufzusteigen und sich in sanften balsamischen Wolken emporzuheben scheint, so daß Engel darauf ruhn und von da auf die Betenden herabsehn könnten. Sie sind es werth, in einer höhern Sphäre gesammelt und auf dem Altar dort oben aufgehäuft zu werden, an dem ein Engel steht.[1])

In diesen Gebeten suchen wir vergebens die förmliche Ordnung, die systematische Eintheilung, welche unsere modernen Gebete auszeichnet. Die Bitten werden nie nach einem bestimmten Plane numerirt und abgemessen, und doch können wir kein Bedürfniß haben, welches nicht darin berücksichtigt wird. Was auf den ersten Anblick als Unordnung erscheint, das ist, wie eine nähere Prüfung zeigt, eine schöne Mannichfaltigkeit, welche durch eine ganz ungekünstelte und doch höchst kunstvolle Gruppirung der Gedanken hervorgebracht wird. Es fehlt ihnen die Symmetrie eines Blumenbeets; Lineal und Zirkel sind dabei nicht gebraucht; die Blumen sind nicht nach einer strengen Classification geordnet; aber sie haben die Großartigkeit, die Kühnheit und namentlich die Frische einer Landschaft; selbst ihre Unregelmäßigkeiten sind schön, ihre plötzlichen Uebergänge effectvoll, und ihre Farben sind zu so üppiger Fülle gemischt, daß keine moderne Kunst sie erreicht. Sie haben ganz das Feierliche und Ernste der Orte, wo sie zuerst gesprochen wurden; es klingt in ihnen noch das Echo der finstern Katakomben, der Wiederhall der vergoldeten Basiliken, der harmonische Schall der hohen Gewölbe. Der Kirche Leiden und Freuden, der Marthyrer Opfergebet, der Bekenner Danksprüche, der Einsiedler Seufzer, der Jungfrauen heiliges Liebesehnen — das Alles ist darin zusammmengefaßt. Wer über einen Todtenkopf seine Betrachtungen anstellen will, hat sein Dies irae; wer am Fuße des heiligen Holzes stehn will, sein Stabat mater,

[1]) Apok. 8, 3. 4: „Und es kam ein anderer Engel und trat vor den Rauchaltar und hatte ein goldenes Rauchfaß, und es wurde ihm viel Rauchwerk gegeben, damit er von den Gebeten aller Heiligen auf den goldenen Altar legen sollte, der vor dem Throne Gottes ist. Und es stieg auf der Rauch des Rauchwerks von den Gebeten der Heiligen aus der Hand des Engels vor Gott.“

und wer mit Andern gemeinsam vor dem Altare anbeten will, sein Lauda Sion.

Die Kirche hat auch zu keiner Zeit ihre Gebetskraft und ihre Gewalt über die Harfe David's verloren; scheint diese auch lange Zeit stumm und fast ohne Saiten zu sein, die Kirche braucht sie nur zu stimmen und in die Saiten zu greifen, und es klingen dieselben sanften und frommen Töne, wie vor Zeiten. Jedes neue Officium oder Gebet, welches die Kirche ihrem Pontificale oder Rituale beifügt, tritt in die Reihe der vielen älteren Compositionen ein, ohne sich von ihnen zu unterscheiden, und vermischt sich mit ihnen als ein neues Ingrediens in dem „lieblichen Balsam des Salbenmischers"[1]), den andern gleich an Duft und Kraft. In jedem neuen Officium, welches die Kirche ihrem Brevier beifügt, wie die schönen Officien vom Leiden des Herrn, herrscht dieselbe schöne Poesie, dieselbe balsamische Salbung, wie in den älteren. — Und was die Gebete angeht, die dem Herzen und der Feder heiliger Asceten des Mittelalters und der späteren Zeiten entflossen sind, so darf man wohl sagen, daß sie ganz im Geiste der Kirche abgefaßt sind und ihre Gedanken ausdrücken; daß sie nur liebliche Gewässer sind, welche in Privatcanälen aus ihrem reinen Strome sind abgeleitet worden. Der h. Bonaventura und der h. Bernhard und viele gleich ihnen aus diesen goldenen Zeiten der Andacht zeigten, wie vollkommnen Menschen so zu sagen die Zunge der Kirche sein und ihre heiligsten Gedanken aussprechen können; das Jesu dulcis amor meus des h. Franz von Xavier, das Sume Domine et suscipe universam libertatem meam des h. Ignatius[2]), das Ante oculos tuos Papst Urban's VIII.[3]), welches an dem Grabe der Apostelfürsten zu Rom hängt, und viele andere derartige Privatgebete enthalten mehr Kern und Gefühl, als viel längere Compositionen der neueren Zeit.

[1]) Sir. 38, 7. — [2]) „Nimm hin, o Herr", u. s. w., deutsch im Köthener Gebetbuch unter den täglichen Andachten S. 120. — [3]) „Vor dein Angesicht, o Herr" u. s. w., Köthener Gebetb. a. a. O. S. 127.

Die Reformation hat überall alle Wärme und Zartheit vernichtet und ein ganz neues Gebetsystem eingeführt. Die Verfasser der liturgischen Bücher der anglicanischen Kirche standen unter dem Einfluß des trockenen Puritanismus ihrer Zeit. Der Schatten des Genfer Talars und Birets schwebte über ihnen, ein kalter nächtlicher Schatten, ein freudetödtender Upasbaum für alle Andacht und freudige Frömmigkeit, die unter seinen herzlosen Einfluß kam. Im anglicanischen „allgemeinen Gebetbuch" ist allerdings ein in etwa Brevier-ähnliches Morgen- und Abendgebet beibehalten; aber alle Hymnen und Antiphonen sind weggelassen und der schöne Wechsel von Freudigkeit und Ernst, die Verbindung des Didaktischen und des Lyrischen, die sich in den kirchlichen Tagzeiten findet, ist verschwunden. Auch in der Abendmahls-Liturgie sind die eigenthümlichen Schönheiten der alten Liturgieen verschwunden und durch vergleichungsweise trockene und kalte Gebete und Ermahnungen ersetzt.

Nun scheint es mir, als ob sich etwas von dem Sauerteig, welcher das süße Brod alter Andacht bei unsern Nachbarn versäuert hat, leider auch bei uns eingeschlichen hätte. Die Unvollkommenheiten, welche wir an den protestantischen Gebeten finden, lassen sich auch an manchen katholischen Gebeten nachweisen. Es scheint mir, als kämen die meisten unserer neueren englischen Gebete zu sehr aus dem Kopfe. Nicht als ob es denjenigen, welche sie verfaßten, an Herz gefehlt hätte — es sei fern von mir, das zu glauben; aber sie scheuten sich, ihm freie Bewegung zu lassen, sie legten ihm Fesseln an und schränkten seine Gefühle zu sehr ein, damit sie nur nicht auf unkluge Weise laut würden. Darum herrscht in den Gebeten ein gewisser räsonnirender, demonstrirender Ton, der an unsere an traurigen Religionszwistigkeiten reiche Zeit erinnert: wir tragen, wenn ich so sagen darf, dem Allmächtigen eher Petitionen und Denkschriften, als Gebete vor. Unsere Bitten um Vergebung klingen nicht wie der Angstschrei eines Schuldigen, der sich vor dem Richter auf die Kniee wirft, welcher sein Schicksal in der Hand hat, sondern eher wie eine Bittschrift an die

Krone um Begnadigung. Alles ist sehr schön angeordnet, alle mildernden Umstände werden hervorgehoben, alle Motive der Gnade dargestellt; aber was mangelt, das sind die Thränen und die Seufzer und die Sprache des zerknirschten Herzens, die in einanderfließenden Regungen der Furcht und der Hoffnung, des Schmerzes und der Liebe. — Ebenso verhält es sich mit unsern andern Gebeten. In unsern Dankgebeten sprechen wir aus, wie dankbar wir Gott sein müssen, wundern uns über uns selbst, daß wir Seine Wohlthaten vergessen können, und bitten, daß wir nie aufhören möchten, ihrer zu gedenken; aber unser Gebet wird nicht gleich ein Lobgesang, es bricht nicht von selbst in die Worte aus: Cantemus Domino, gloriose enim magnificatus est [1]), — es scheint eine Pflicht zu sein, nicht eine Bewegung des Herzens. — Ebenso sind die Gebete, worin wir unsere Liebe zu Gott aussprechen: sie führen die Gründe an, weshalb wir Gott, unsern Schöpfer, Vater und Erlöser lieben müssen; sie anerkennen die Unvollkommenheit unserer Liebe und versichern dann schließlich, daß wir Gott wirklich, wenn auch noch so unvollkommen in Vergleich zu Seiner Liebenswürdigkeit, lieben wollen. Aber es herrscht in ihnen nicht immer die Gluth der Liebe, welche Herz und Lippen überströmt in innigen, tiefgefühlten, leidenschaftlichen Ausdrücken; wir finden in ihnen nicht die unaussprechliche Süßigkeit des Jesu dulcis memoria [2]), oder die kräftigen Aeußerungen der Gottesliebe, welche manche kurze Sätze der Heiligen enthalten. Es gibt Strophen, ja Verse in den Gedichten des h. Franz von Assisi, welche die Gluth eines liebenden Herzens besser ausdrücken, als alle modernen, sorgfältig ausgearbeiteten Gebete. Und warum? Einfach darum, weil sie die Sprache der Liebe reden. Unsere modernen Gebete haben keine Flügel, sie kriechen mit uns auf der Erde und

[1]) „Laßt uns dem Herrn lobsingen, denn glorreich hat Er Sich verherrlicht" — Anfang des Lobliedes des Moyses nach dem Durchzuge durch das Rothe Meer. 2 Moys. 15. — [2]) „Jesus, wie süß zu denken dein" (von dem h. Bernhard), deutsch im „himml. Palmgarten des W. Nakatenus" von Wollersheim, 2. Aufl. 337.

tragen uns nicht empor zum Himmel, wohin uns doch das Gebet emporheben soll; wir fühlen uns nicht unter die Engel und Heiligen versetzt, wenn wir sie aussprechen. Und wenn sie sich nicht mit uns emporschwingen, so erwärmen sie uns auch nicht immer hier unten. Sie sind wie grünes Holz auf dem Altar, nicht wie die duftige Ceder der alten Gebete, welche in Flammen hell und prächtig emporloderte.

Als Beispiel führe ich ein ganz kurzes „Gebet nach der Messe" an, welches fast in allen unseren Gebetbüchern steht. Es lautet:

„Nimm an, o gütiger Gott, dieses unser Opfer; was wir mit Deiner Gnade gut vollbracht haben, das siehe an in Deiner Milde, und was wir nachlässig gethan haben, das verzeihe in Gnaden. Durch Christum unsern Herrn. Amen."

Hier fehlt nichts; das Gebet ist vollständig und ohne Zweifel vortrefflich in all seinen Theilen. Aber es hat die Form einer Collecte und ist an seiner jetzigen Stelle kalt in Vergleich zu andern älteren liturgischen Compositionen. Es sagt auch nicht: „wir sind unnütze Knechte"; es setzt voraus, daß wir unser Werk wenigstens theilweise gut vollbracht haben könnten. Nun vergleiche man damit folgendes Schlußgebet aus einer syrischen Liturgie:

„Verleihe mir, o Gott, die Gnade Deines heiligen Geistes, welche Du Deinen heiligen Jüngern mitgetheilt hast in dem Saale auf dem Berge Sion und auf dem Oelberge; und nimm sie nicht von mir, weder in dieser Welt, noch in der andern. Denn von Dir kommt jede gute und vollkommene Gabe. O Licht der Lichter, Schöpfer der Welt! Dich beten wir an, Dich verherrlichen wir jetzt und alle Zeit und in Ewigkeit. Lebe wohl, o allerheiligster Altar! Möge ich in Frieden noch einmal zu dir zurückkehren! Das Opfer, welches ich von dir empfangen habe, möge mir zur Nachlassung meiner Schuld gereichen und zur Vergebung meiner Sünden und mir erwirken, daß ich vor dem Richterstuhle Christi stehn möge ohne Schuld und Scham; denn ich weiß nicht, ob ich noch einmal wieder auf dir das Opfer darbringen werde." [1])

[1]) Assemani cod. liturg. tom. 5. pag. 225.

Vor diesem Gebete steht ein prächtiger Dankhymnus, der abwechselnd von dem Priester und dem Diakon gesungen wird, und den ich gern mittheilte, wenn der Raum es gestattete. Er zeigt die Freude und den Jubel, womit die Kirche für ihre kostbarste Gabe dankt.

Es unterliegt keinem Zweifel: während die alten Christen ihre Gedanken im Privatgebet beständig auf Gott gerichtet hielten, sorgte die Kirche für die regelmäßige und nothwendige Erfüllung dieser Pflicht durch ihre öffentlichen Andachten. Diese sollten nicht bloß ein festtäglicher Gottesdienst oder bloß Pflicht der Geistlichen sein, sondern die ordentliche, tägliche und genügende Erfüllung einer Pflicht, die für alle Stände und Classen in der Kirche gilt. Es war nicht so gemeint, daß neben den öffentlichen Andachten noch bestimmte lange Familien- oder Privatgebete zur Erfüllung der Pflicht des geistigen Morgen- und Abend-Opfers nöthig sein sollten. Für Alles, was in dieser Hinsicht nöthig war, sorgte die Kirche; und wo sie dafür etwas gesorgt hat, da dürfen wir sicher sein, daß sie gut genug gesorgt hat, um jede Hoffnung, es ihr gleichzuthun, abzuschneiden. Leider sind diese kirchlichen Officien jetzt größtentheils auf eine Pflicht reducirt, welche die Geistlichen privatim erfüllen, und so ist es gekommen, daß wir sie als eine rein kirchliche Verpflichtung anzusehn pflegen, welche die Erfüllung der gewöhnlichen christlichen Pflicht nicht umschließt, sondern zu derselben hinzugefügt ist. Man ist jetzt im Stande zu vergessen, daß die Prim das Morgen- und die Complet das Abendgebet der Kirche ist. Und doch ist es so. Daß wir diese Thatsache übersehn, das hat zum großen Theile seinen Grund darin, daß die Ansicht sehr gewöhnlich geworden ist, als müßten Morgen- und Abendgebet nothwendig eine besondere Form haben, aus einigen bestimmten Andachtsübungen in einer genauen Ordnung bestehn, und daß wir das Muster aus den Augen verloren haben, welches wir in allen Officien der Kirche besitzen und welches beiweitem das vollkommenste ist und sein muß. Ich will die Hauptunterschiede zwischen den beiden Classen von Gebeten hervorheben.

1. Es fällt gleich auf, daß die modernen Gebete fast ganz darauf eingerichtet sind, von Einer Person gesprochen zu werden. Daß dies nicht mit Rücksicht auf die Privatandacht geschehn ist, geht aus den wenigen Antworten hervor, die darin vorkommen und deren gerade genug sind, um zu zeigen, daß an eine Andacht der Gemeinde oder der Familie gedacht ist. Die große Masse der Theilnehmer hat aber dabei bloß zuzuhören, während Eine Person eine lange Reihe von Gebeten vorträgt. Nun weiß aber Jedermann, wie schwer es ist, unter solchen Umständen lange aufmerksam zu bleiben, wie leicht der Geist zerstreut wird und auf andere Gedanken geräth, bis er durch eine Antwort mechanisch zurückgerufen wird. Das zeigt, daß es zweckmäßig ist, wenn solche Unterbrechungen oft vorkommen, ja daß es zweckmäßig wäre, wenn sie fast jeden Augenblick vorkämen. Das ist aber gerade die Form der kirchlichen Officien. Bei der feierlichen Liturgie oder Messe, wo der Priester, der ein ihm allein eigenthümliches Amt hat, die Hauptperson ist, müssen die Andern sich begnügen, im Geiste ihre Gebete mit dem seinigen oder vielmehr mit der heiligen Handlung, die er vornimmt, zu vereinigen. So auch bei einigen andern Functionen, wobei der Priester allein handelnd auftreten kann. Aber in allen andern täglichen kirchlichen Officien ist das Gebet wesentlich ein Chorgebet: Alle sind zu fast gleichen Theilen dabei thätig; die Psalmen, Hymnen, Versikel und Antiphonen gehören der ganzen Gesellschaft der Betenden. Darum sind Alle gleichmäßig betheiligt bei der heiligen Uebung, gleichmäßig interessirt, und die Aufmerksamkeit wird rege erhalten oder leicht wieder angeregt. Das ist gewiß ein großer Vortheil und macht schon einen bedeutenden Vorzug der alten Gebetsform vor der neuen aus.

2. Die kirchlichen Officien sind stets voll Leben und Freudigkeit. Das scheint in der That ein hervorstechendes Charakteristikum der katholischen Kirche zu sein; sie betet stets in Hymnen und „jubelt dem Herrn in Psalmen.“[1]) Selbst wenn

[1]) Psalm 94, 2.

sie trauert, muß sie ihre Gesänge haben, die freilich in einem tieferen Tone angestimmt werden, aber doch selbst den Schmerz mit Hoffnung beleben. Etwa zwei Monate im Jahre verstummt ihr Alleluja; vierzehn Tage, in der Passionszeit, wird theilweise auch das „Ehre sei dem Vater" weggelassen; aber nur an drei Tagen, den drei ernstesten Tagen des Jahres, hat die Kirche keine Hymnen in ihrem Officium. Aber selbst dann verbannt sie dieselben nicht ganz aus ihrer Liturgie: am Gründonnerstage singt sie dieselben bei der Weihe des heiligen Chrisam, und bei der Prozession zum Grabe stimmt sie selbst am Charfreitag das erhabene Pange lingua gloriosi lauream certaminis [1]) an, welches in so zart effectvoller Weise an die pathetischen Klagen des Erlösers (Improperien) gegen das jüdische Volk sich anschließt. In diesem Geiste hat sie keinen Theil ihrer siebenfältigen Tagzeiten, der nicht mit einem Hymnus beginnt oder schließt. — Diese Einrichtung ist aber gewiß sehr weise und sehr zweckmäßig für unsere menschliche Schwachheit und Gebrechlichkeit, welche beständig solcher Unterstützung und Aufrichtung bei ihren religiösen Pflichten bedarf. Die Hymnen unterbrechen die Eintönigkeit, die sonst eintreten könnte; sie erheben den Ton der Stimme und des Gemüthes über den Ton der gewöhnlichen Unterhaltung, und wenn sie gesungen werden, verhindern sie Ermüdung und heitern und muntern auf. Dazu geben sie der ganzen Andacht einen poetischen Reiz und machen das Gebet zu einer angenehmen und willkommenen Beschäftigung. Dieser Charakter könnte gewiß auch der gemeinsamen Hausandacht gegeben werden, oder vielmehr er sollte ihr gegeben werden. Denn an sie scheint der h. Paulus hauptsächlich zu denken, wenn er da, wo er von den häuslichen Pflichten spricht, die Ephesier ermahnt, „mit einander zu reden in Psalmen und Hymnen und geistlichen Liedern, singend und jubelnd dem Herrn in ihren Herzen" [2]), und wenn er noch bestimmter die Kolosser auffordert, „einander zu belehren und

[1]) „Künd', o Zunge" u. s. w. im „himml. Palmgarten" S. 434. „Seele, preise laut" u. s. w. im Köthener Gebetb. S. 526. — [2]) Eph. 5, 19.

zu ermahnen in Psalmen und geistlichen Liedern."[1]) Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb,[2]) und die natürliche Freude gegenseitiger Liebe, einer gemeinsamen Hoffnung, Eines Glaubens und des Vertrauens auf den nämlichen göttlichen Schutz sollte Strahlen sonniger Heiterkeit über die gemeinsame Aeußerung dieser Gefühle ausgießen. Und doch herrscht, fürchte ich, in unsern Gebeten für die häusliche Andacht dieser heitere Ton nicht; sie sind meist ernster, mitunter sogar melancholisch, eher gedankenvoll und ängstlich, als hoffnungsvoll, begeistert und froh. In dieser Hinsicht hat sicher die Kirche recht.

3. Ein anderer Unterschied, der mit dem vorigen enge zusammenhängt, besteht darin, daß den Gebeten der einen Art die regelmäßige und systematische Anordnung mangelt, auf welche bei den Gebeten der andern Art so viel Fleiß verwendet zu sein scheint. Es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß dieser Unterschied seinen Grund in dem poetischen Charakter der erstern und in der prosaischen Form der letztern hat. In den kirchlichen Officien kommt Alles vor, was zu ihrem Zwecke nöthig ist; aber da sie aus vortrefflich ausgewählten „Psalmen, Hymnen und geistlichen Liedern" bestehn, so ziehen sich die verschiedenen Bitten vermischt durch das ganze Officium hindurch, sowie die verschiedenen Abschnitte der vorkommenden Bestandtheile sie ausdrücken. Dieses verhütet Ermüdung; es gleicht den mannichfaltigen Modulationen in der Musik, worin Passagen in verschiedenen Tonarten und hie und da scheinbare und momentane Dissonanzen vorkommen, die nur der sie umgebenden Harmonie einen erhöhten Reiz verleihen. In unsern modernen Andachten dagegen sind alle Bitten und alle Tugendübungen genau gesondert, sie lassen den mannichfaltigen Gefühlen keinen Raum, sie kennen keinen Contrast, kein Licht und Schatten. Die ältern Gebete reden die Sprache der Natur, die neuern die Sprache der Kunst. Eine Analyse des Morgen- und Abendgebets der Kirche wird deutlich zeigen, wie alles Nothwendige darin vorkommt, ohne daß eine künstliche Ordnung zu bemerken ist.

[1]) Kol. 3, 16. — [2]) 2. Kor. 9, 7.

Bei der **Prim** zum Beispiel versetzen wir uns erst durch das Vorbereitungsgebet „Oeffne, o Herr, meinen Mund, Deinen heiligen Namen zu lobpreisen 2c.“, in die Gegenwart Gottes, bitten um die göttliche Gnade mit dem Versikel „O Gott, achte auf meine Hülfe, Herr, eile mir zu helfen“ — und dann beginnt der Tag mit einem schönen Hymnus, worin wir bitten, daß wir den Tag über vor Sünden bewahrt bleiben mögen, unsere Sinne und Herzen unter den göttlichen Schutz stellen und flehen, daß wir am Abende auf einen fleckenlosen Tag zurückblicken und für Seine vielen Gnaden Gott danken können möchten. Was kann passender, vollständiger und schöner sein? Welches gleich passende moderne Gebet ließe sich dafür an die Stelle setzen? Auf den Hymnus folgen drei Psalmen, die täglich vorkommen, während andere, die oft hinzugefügt werden, nach den Tagen wechseln. Der erste, der 53.,[1]) spricht in starken und gefühlvollen Ausdrücken von den Gefahren der Versuchungen, die uns erwarten, und von der Hinterlist und Wuth der geistigen Feinde, die uns angreifen werden, bittet dringend um Schutz und spricht triumphirend das Vertrauen auf Gottes Macht und Barmherzigkeit aus, welches sich auf früher erfahrene Beweise der göttlichen Güte stützt. Darauf folgen gute Entschlüsse für den Tag, das Versprechen, die Satzungen, das Gesetz und die Gebote Gottes zu beobachten, sie Reichthümern vorzuziehen und als größtes Glück anzusehn; daneben die inbrünstige Bitte um die Gnade dazu, die Anerkennung der eigenen Schwachheit und Hülflosigkeit ohne die Gnade und ein festes Vertrauen auf die Güte unseres himmlischen Vaters. Das Alles wird nicht in kalten, regelrechten Sätzen ausgesprochen, sondern in der glühenden Sprache der Inspiration, in reicher Mannichfaltigkeit der Bilder und Ausdrücke. Denn dieser Theil des Officiums besteht aus zwei Abschnitten des 118. Psalms. Darauf folgt eine Lobpreisung des Gottes der Himmel[2]) und daran schließt sich, was einen

[1]) Deutsch im „Himml. Palmg.“ S. 646. — [2]) „Dem Könige der Ewigkeit, dem Unsterblichen und Unsichtbaren, der allein Gott ist, Ehre und Ruhm in Ewigkeit“ (1 Tim. 1, 17.)

wahrhaft erhabenen Contrast bildet, ein demüthiges dringend wiederholtes Gebet an Seinen Sohn um Erbarmen. [1]) Dann folgt (mit Ausnahme der Festtage) eine Reihe von Versikeln, in denen um viele Gnaden und Segnungen für den Tag gebetet wird, darauf das Sündenbekenntniß mit seinem Gebete um Vergebung und endlich die Oration, worin Gott gebeten wird, Er möge, da Er uns den Anfang eines neuen Tages habe erleben lassen, während desselben über uns wachen, uns vor Sünden bewahren und alle unsere Worte, Gedanken und Werke lenken zur Erfüllung Seines Gesetzes. Wenn die Prim im Chor gebetet wird, folgt noch ein sehr passender und sehr schöner Zusatz: es wird das Marthrologium für den betreffenden Tag gelesen, d. h. ein kurzer Bericht über die Heiligen, welche an diesem Tage Gott durch ihr Marthrium verherrlicht, oder für die er durch ihren seligen Tod der glücklichste Tag geworden ist oder die ihn durch irgend einen bedeutendern Act der Heiligkeit merkwürdig gemacht haben. Es wird uns so eine Reihe von Beispielen in täglich wechselnder Mannichfaltigkeit zur Nachahmung vorgehalten; es werden uns ins Gedächtniß zurückgerufen und als Gegenstand zur Betrachtung die Handlungen solcher vorgehalten, welche sterbliche Menschen waren gleich uns, welche aber Gott wohlgefallen und Gott gewonnen haben — denn wer ihr Leben kennt, den wird schon das Nennen ihrer Namen an ihre besondern Verdienste erinnern; — die Gemeinschaft der Heiligen wird individualisirt, so daß es scheint, als wandelten wir jeden Tag mit einer bestimmten Zahl derselben, die ein besonderes Fest mit uns feiern, — sie im Himmel, wir auf Erden; und endlich werden uns so besondere Beschützer zugewiesen, denen wir für den betreffenden Tag dadurch, daß die Kirche ihrer besonders gedenkt, besonders anempfohlen sind. Darum schließt die Lesung des Marthrologiums mit einem Gebete um die Fürsprache der seligen Mutter Gottes und aller Heiligen, deren Tod kostbar vor dem Herrn war. [2]) Wieder

[1]) Christe, Sohn Gottes, erbarme Dich unser u. s. w. — [2]) „Kostbar in den Augen des Herrn — ist der Tod Seiner Heiligen. — Die h. Maria und alle Heiligen mögen für uns bitten zum Herrn, auf

wird der Ruf um Erbarmen beigefügt und dreimal wiederholt;[1]) denn heiliger Ungestüm ist eins der Privilegien der Kirche. Daran schließt sich ein schöner Versikel über die göttliche Leitung unseres ganzen Tagewerks [2]) und eine zweite Collecte, ebenso schön wie die erste und desselben Inhalts, worin wir unsern Leib und unser Herz, unsere Sinne, Reden und Handlungen unter Gottes Schutz und Leitung stellen. Darauf folgt ein kurzes Capitel oder Lesestück aus der h. Schrift als Text, worüber wir während des Tages nachdenken sollen; es ist gewählt mit Rücksicht auf die kirchliche Zeit oder auf das Fest des Tages.

Diese sehr unvollständige Analyse möge genügen, die Aufmerksamkeit derjenigen, welche nicht verpflichtet oder gewohnt sind, das kirchliche Officium zu beten, auf diese schönen Gebete hinzulenken. Ich gebe nun noch eine ganz kurze Skizze des Abendgebets oder der Complet, die unter den Katholiken bekannter ist. [3]) Der Segen, womit sie beginnt, spricht die wahrhaft christliche Auffassung des Abendgebets aus. Die Aehnlichkeit zwischen Schlaf und Tod und die Möglichkeit, daß der eine in den andern übergehen könne, legt uns eine doppelte Vorbereitung nahe: es ist nützlich und billig, daß wir uns auf unser Bett niederlegen, als legten wir uns in einen Sarg, daß wir uns zur Ruhe begeben mit dem Gedanken an die Möglichkeit, daß wir auf Erden nicht mehr aufwachen. Darum bitten wir Gott, uns zu geben „eine ruhige Nacht und ein seliges Ende." Dann bekennen wir, als erste Vorbereitung, demüthig unsere Sünden und bitten um Vergebung. Darauf folgen die Psalmen, und zwar immer die nämlichen. Die drei ersten sind ein kräftiger und inniger Ausdruck des Vertrauens

daß wir Hülfe und Heil verdienen mögen von Ihm, der da lebt und regiert in Ewigkeit."

1) „O Gott, achte auf meine Hülfe; Herr, eile mir beizustehn."

2) „Schau auf Deine Knechte und Deine Werke und leite ihre Kinder; und der Glanz des Herrn unseres Gottes sei über uns; und leite Du die Werke unserer Hände über uns, ja das Werk unserer Hände leite." (Aus Psalm 89, 16. 17.)

3) S. „Himml. Palmg." S. 346.

auf den göttlichen Schutz. Der Ausdruck dieser Gesinnung in so kräftigen und innigen Worten ist gewiß das beste Mittel, diesen Schutz zu erflehn und zu erlangen. Außerdem sprechen die Psalmen auch den Dank aus für zeitliche und geistige Wohlthaten, den Tadel über unsere tägliche Thorheit und Eitelkeit, und die stille Reue über des Tages Fehler und Verirrungen. Der vierte Psalm (133.) ist eine lebendige und schöne Aufforderung an die, welche zur Erfüllung ihrer religiösen Pflicht die Nacht über im Hause Gottes wachen werden, Ihn zu preisen auch für uns, die wir schlummern, und Gottes Segen über uns in diesem hülflosen Zustande herabzuflehn. Wie passend ist diese Aufforderung in einer Kirche, in welcher so viele Genossenschaften von Männern und Jungfrauen jede Nacht aufstehn, um das Lob des Herrn zu singen, und wo an so vielen Orten die Gläubigen vor dem h. Sacramente wachen! — Dann folgt der Hymnus, diese nie fehlende Stütze der abnehmenden Aufmerksamkeit oder der erkaltenden Andacht; er bittet in deutlichern Ausdrücken um Schutz während der Nacht; und ihm folgt das passende Capitel aus der h. Schrift, worin wir uns der Sorge Gottes empfehlen mit Berufung darauf, daß wir Seine lebendigen Tempel sind, über welche Sein heiliger Name angerufen ist. Dann empfehlen wir in einem Wechselgebet wiederholt unsern Geist in die Hände des Herrn, des Gottes der Wahrheit, der uns erlöst hat, und bitten Ihn, uns wie Seinen Augapfel zu behüten. Durch den Gebrauch der Worte unseres sterbenden Heilandes — „in Deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist" — werden unsere Gedanken unwillkürlich auf das Uebergeben unseres Geistes in die Hände unseres himmlischen Vaters beim letzten Ende hingelenkt. Dieser Gedanke wird weiter fortgeführt und sofort sprechen wir in den Worten des Lobliedes des Simeon: „Nun lässest Du, o Herr, Deinen Diener in Frieden scheiden" — demüthig, aber freudig unsere Bereitwilligkeit aus, dieses Land der Verbannung zu verlassen, wann es Gott gefällt, uns zu rufen. So kehrt die erste Idee von der zweifachen Vorbereitung sehr schön am Schlusse des Gebetes noch einmal wieder. Es wird noch die

Oration beigefügt, die nicht näher beschrieben zu werden braucht, da sie in allen Gebetbüchern vorkommt („besuche, o Herr, diese Wohnung ꝛc.“). Eine Antiphone oder ein Hymnus von der Mutter Gottes schließt das Ganze.

Das ist das Abendgebet, welches die Kirche für ihre Kinder verfaßt hat, und ich verlange kein besseres. Ich wüßte nicht, wie man es verbessern könnte, und ich sehe darum nicht ein, warum man ein anderes an seine Stelle gesetzt hat. Einige Umstände scheinen deutlich genug anzuzeigen, daß die Kirche die beiden Officien, welche ich analysirt habe, für den angegebenen Zweck bestimmt hat. Die Prim beginnt z. B. und die Complet schließt mit dem „Ich glaube an Gott den Vater“ nach den gewöhnlichen Gebeten, Vater unser und Gegrüßt seist du Maria, damit der Tag mit einem öffentlichen Bekenntniß unseres Glaubens beginne und schließe. Während ferner in allen andern Tagzeiten die Collecten und Responsorien mit dem Feste wechseln, sind sie in diesen beiden Tagzeiten stets gleich und haben eine deutliche Beziehung nicht auf besondere Feste, sondern auf eine stehende und tägliche Pflicht. Ihr Charakter ist also von dem der andern ganz verschieden und zeigt, daß sie für einen verschiedenen Gebrauch bestimmt sind. Warum sollte dieser Gebrauch nicht wieder hergestellt werden? Warum sollen sie nicht wieder die stehenden Gebete aller Katholiken werden, mögen sie allein oder mit Andern beten? Warum sollen wir nicht hoffen dürfen, daß sie in allen religiösen Genossenschaften, oder wo dazu genug Personen zusammen sind, auch in Hauskapellen täglich feierlicher verrichtet oder selbst gesungen werden? So würde die Aehnlichkeit der christlichen Familie mit der Kirche äußerlich kundgethan werden, auf die der h. Paulus hinweist, wenn er von der Kirche spricht, die im Hause einer einzelnen Person war. [1]) In der That, wenn die Aehnlichkeit in andern Hinsichten gilt, sollte sie auch in dieser Hinsicht nicht gering angeschlagen werden, daß die zum Gebete vereinte Familie die Sprache der Kirche redet, daß sie

[1]) Kol. 4, 15: „Grüßet den Nymphas und die Kirche (Gemeinde) in seinem Hause.“

die Andachtsübungen beibehält, welche sie festgesetzt und gutgeheißen hat, und daß sie, wie in guter Zucht, in geistiger Liebe, in der Gemeinschaft guter Werke, in gegenseitiger Aufmunterung zur Tugend, so auch in der Regelmäßigkeit und Ordnung des Gebetes den religiösen Genossenschaften ähnlich werde, welche in allen Theilen der christlichen Welt im Namen der Kirche und mit ihrer besondern Gutheißung Gott preisen. Ich vermuthe sehr stark, daß Viele, welche sich der Kirche anzuschließen geneigt sind, jede solche, wenn auch unvollkommene Rückkehr zur Disciplin und Praxis der alten Kirche mit Freuden begrüßen werden, daß ihre Liebe zu uns wärmer werden wird in dem Maße, wie unser Eifer für die Wiederherstellung ihrer Disciplin zunimmt.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Kirche bei jeder Gelegenheit eine entschiedene Vorliebe für die Gebetsform zeigt, wie wir sie im Brevier haben; sie ahmt dieselbe bei den meisten andern ihrer Andachtsübungen nach; auch diese enthalten einen Psalm und eine Antiphone, dann gewöhnlich das Kyrie eleison, das Vater unser und einige Versikel und endlich eine oder mehrere Orationen. Das ist die Form der Gebete des Priesters vor und nach der h. Messe, des Itinerariums oder Reisegebets der Geistlichen, [1]) des gemeinschaftlichen Tischgebets, des Asperges, [2]) des Schlusses der Allerheiligen-Litanie [3]) und vieler andern. Diese Form scheint mir auch die vollkommenste für alle Gebete, namentlich für solche, welche Mehrere zusammen verrichten. Ich glaube, die Psalmen können bei unsern Andachten nicht zu viel gebraucht werden. Abgesehn davon, daß sie die Sprache der Inspiration sind, enthalten sie fast alle möglichen Bitten und den Ausdruck jeder Empfindung, — von der höchsten Freude bis zum tiefsten Schmerz — welche in unserm Verkehr mit dem Himmel vorkommen kann. Die Psalmen sollten darum nicht bloß bei feierlichen und öffentlichen Andachten gebraucht werden, sie sollten uns ganz geläufig sein;

[1]) „Himml. Palmg." S. 569. — [2]) „Himml. Palmg." S. 242. — [3]) „Himml. Palmg." S. 156.

und wir sollten buchstäblich den Rath des h. Jakobus befolgen: „Ist Jemand traurig unter euch? er bete. Ist er guten Muthes, er singe Psalmen.“ [1]) In welcher Stimmung wir auch immer sein mögen, wir werden wenigstens eins unter diesen heiligen Liedern finden, welches dazu harmonirt, welches uns in der Trauer aufheitert, in der Verdrießlichkeit besänftigt, in der Angst beruhigt, in der Niedergeschlagenheit aufrichtet, im Kummer tröstet; oder wenn wir Vertrauen und Hoffnung noch nicht aufgegeben, in der Heiterkeit befestigt oder das Uebermaß derselben dämpft und die ganze Seele in die rechte Stimmung des christlichen Friedens bringt, die von Uebermuth und Muthlosigkeit gleich fern ist. Nicht Saul allein und sein böser Geist haben den besänftigenden und beruhigenden Einfluß von David's Harfe empfunden; [2]) vielen Herzen, die beunruhigt waren, wie das des h. Augustinus zu Mailand, hat der mächtige Psalmengesang der Kirche eine fromme Ruhe eingegossen. Kein Lied von Menschenhand kann so oft wiederholt werden, wie diese göttlichen Hymnen; sie bleiben ewig frisch für das Herz, wie die feierlichen Melodieen, in welchen die Kirche sie singt, für Lippen und Ohren; beide sind darauf berechnet, täglich, ja stündlich gebraucht zu werden, ohne ihren eigenthümlichen Reiz zu verlieren. Die Geistlichen, die das Brevier beten, haben allerdings die Psalmen beständig im Munde; aber da nur ein sehr kleiner Theil derselben in den gewöhnlichen Gebetbüchern steht und da in unsern Bibeln keine Anleitung zum Gebrauch derselben gegeben wird, so werden viele Laien nicht im Stande sein, so bekannt mit ihnen zu werden, wie billig wäre. Jedenfalls aber würden die Verfasser von Gebetbüchern, meine ich, mit Nutzen die von der Kirche befolgte Methode anwenden und ihren Andachten mehr von der Form geben, die sie augenscheinlich bevorzugt.

[1]) Jak. 5, 13. — [2]) 1 Kön. 16, 23: „Und so oft der böse Geist vom Herrn über Saul fiel, nahm David die Harfe und schlug darauf mit seiner Hand und Saul ward erquicket, daß es ihm leichter ward; denn der böse Geist wich von ihm.“

Man wird vielleicht finden, daß ich mich sehr stark über unsere neuern Gebete, als zu räsonnirend und zu unpoetisch, ausgesprochen habe. Ich will aber keineswegs sagen, daß diese Art und Weise von allen Bitten ganz ausgeschlossen werden müsse; denn die Kirche selbst hat uns, wie von allen die Religion betreffenden Dingen, so auch von solchen Gebeten ganz unübertreffliche Muster gegeben. Die Gebete der Kirche lassen sich in zwei Classen theilen: die einen haben einen vorwiegend und wesentlich lyrischen, poetischen Charakter, die andern stützen unsere Bitten auf irgend einen Grund oder ein Motiv, welches in einfacher, wenn auch nicht schmuckloser Sprache ausgesprochen wird. Zu der ersten Classe gehört der bei weitem größere Theil der kirchlichen Officien, die letztere ist hauptsächlich auf die Collecten und andere sehr kurze Gebete beschränkt. Nichts kann vollkommener angelegt, kräftigern Inhalts, eleganter gedacht und zierlicher im Ausdruck sein, als die Collecten, namentlich die sonntäglichen und die der Fastenzeit. Sie gehören wesentlich mit zu den Ueberlieferungen der Kirche, da sie sich in den ältesten Sacramentarien und Ordo's finden. Ihr symmetrischer Bau ist offenbar das Resultat einer Regel oder eines Princips; so gut wird derselbe immer beachtet. Die Collecten bestehen fast ohne Ausnahme aus zwei Theilen, der Motivirung und der Bitte. Die erstere hebt entweder unsere allgemeinen oder individuellen, leiblichen oder geistigen Bedürfnisse hervor, oder führt ein Motiv der göttlichen Erbarmung oder einer gnädigen Erhörung an; mitunter ist auch der erste Theil eine Bitte, aber eine solche, welche auf die speciellere und wichtigere Bitte des zweiten Theils vorbereitet. Besonders zeichnen diesen Theil die edeln und passenden Ausdrücke aus, in welchen Gott angeredet wird, und die großartige und erhabene Weise, wie Seine Vollkommenheiten beschrieben werden. Was kann majestätischer sein, als Ausdrücke, wie folgende: „O Gott, Beschützer derjenigen, die auf Dich hoffen, ohne den nichts stark, nichts heilig ist", oder: „Gott der Kräfte, dem Alles, was vollkommen ist, ganz angehört", oder: „Gott, der Du die Unschuld wiederherstellst und liebst", oder:

„Gott, von dem alles Gute ausgeht"? [1]) Es gibt kaum eine Collecte, in welcher sich nicht ein eigenthümlich schöner Gedanke und irgend eine eigenthümlich glückliche Wendung des Ausdrucks findet. Das Bindeglied zwischen dieser Einleitung und der darauf folgenden Bitte ist oft im höchsten Grade kräftig und eindringlich, — es ist ja das Mark und der Kern des Gebets, das, was es zu einem Gebete macht, — und wiewohl es nur aus drei oder vier Worten besteht, wechselt es doch in wunderbar reicher Mannichfaltigkeit fast bei jeder Collecte. Die Bitte selbst ist immer feierlich, innig und andächtig, und enthält oft so tiefe Gedanken, daß sie Stoff zu einer langen Betrachtung liefern könnte. Nie ist sie gewöhnlich, sondern immer, sie mag sich nun auf das Allgemeine oder auf Persönliches beziehen, in so bestimmte und passende Ausdrücke gefaßt, daß sie immer originell und schön ist. Die Collecten der Fastenzeit z. B. nehmen wiederholt auf die nämlichen Gefahren Rücksicht, auf Lässigkeit in den unangenehmen Pflichten dieser Zeit oder auf bloß äußerliche Erfüllung derselben ohne den innern Geist der Demuth und Abtödtung. Eine von den beiden Collecten jedes Tages berücksichtigt fast immer den einen oder andern dieser Puncte, und doch ist die Mannichfaltigkeit derselben überraschend. Die Bitte erscheint neu bei jeder Wiederholung; so glücklich ist immer mit den Ausdrücken gewechselt. Diese Collecten sind wie in der Musik Variationen über ein einfaches Thema, aber noch treffender, als diese Variationen gewöhnlich sind; denn sie arten nie in lange oder complicirte Modificationen des ursprünglichen Satzes aus; die letzte ist so einfach, wie die erste. Wenn Jemand glaubt, es sei nicht schwer, diese so einfachen Gebete nachzuahmen, so möge er es versuchen, einige abzufassen; und er wird bald er-

[1]) Protector in te sperantium Deus, sine quo nihil est validum, nihil sanctum (3. Sonnt. n. Pfingsten; „Himml. Palmg." S. 476). — Deus virtutum, cujus est totum, quod est optimum (6. S. n. Pf., S. 477). — Deus innocentiae restitutor et amator. — Deus, a quo bona cuncta procedunt (5. Sonnt. n. Ostern, S. 456.).

kennen, wie weit dieselben hinter den alten zurückbleiben; er wird sehn, daß es nichts weniger als leicht ist, so viele Gedanken in so wenige Worte zu fassen, und noch schwerer, die Schönheit und Erhabenheit der Gedanken zu erreichen, die gewöhnlich in die alten Gebete zusammengedrängt sind.

Diese Gebete sehe ich als die echten Muster, die vollkommensten Beispiele von ruhigen, mehr verstandesmäßigen, prosaischen Gebeten an. Sie sind nothwendig nur kurz und nehmen nur einen sehr kleinen Theil der kirchlichen Officien ein; der bei weitem größere Theil ist viel erhabener, wärmer und poetischer. Ich rede jetzt nicht von den Hymnen und Psalmen, die darin verwebt sind, sondern von den vielen Gebeten, die eigens für ihren Zweck verfaßt sind. Den poetischen Charakter, welcher sich durch diese schönen Officien hindurchzieht, kann man unter einem doppelten Gesichtspuncte betrachten, wie er sich in der Construction einzelner Theile, oder wie er sich in der Verbindung dieser zu einem Ganzen zeigt. In ersterer Hinsicht bietet fast jedes Officium des Pontificale schöne Beispiele dar. Die Gebete z. B. bei der Weihe eines Bischofs enthalten so erhabene Gedanken und Ausdrücke, daß sie einen ganz lyrischen Charakter erhalten. Man nehme nur folgende Stelle, welche sich an die Erwähnung der von Gott im Alten Bunde vorgeschriebenen priesterlichen Gewänder anschließt: „Denn die Kleidung jenes früheren Priesterthums ist der Schmuck unseres Geistes, und die hohepriesterliche Würde stützt sich für uns nicht mehr auf die Pracht der Gewänder, sondern auf den Glanz der Seelen. Forderte ja auch das, was damals dem leiblichen Auge schmeichelte, vorzugsweise das, was seine innere Bedeutung war. Darum verleihe, wir bitten Dich, o Herr, diesem Deinem Diener, den Du zum Amte des Hohenpriesterthums ausersehen hast, diese Gnade, daß das, was jene Gewänder durch den Glanz des Goldes, durch das Strahlen der Edelsteine und durch die reiche Mannichfaltigkeit der kunstvollen Arbeit versinnbildeten, in seinen Sitten und Handlungen offenbar werde. Laß Deinem Priester die ganze Fülle Deines Amtes zu Theil werden, ziere ihn mit

allem herrlichem Schmuck und heilige ihn mit dem Thau himmlischen Salböls." [1])

Die Worte begleitet hier eine entsprechende Handlung. Der feierliche Gesang dieses schönen Gebetes (denn es ist in Noten gesetzt, wodurch die Worte noch majestätischer und pathetischer werden) wird unterbrochen; Alle knieen nieder, der Hymnus vom h. Geiste wird angestimmt und vom Chore fortgesetzt, während das heilige Chrisam auf das Haupt des zu Weihenden ausgegossen wird. Nichts kann ergreifender und erhabener sein, als dieses plötzliche Abbrechen des Gesanges und das Einschalten der Choralmelodie des Hymnus, nach welchem die Präfation fortfährt, indem sie an den letzten Satz wieder anknüpft: „Möge dieses reichlich, o Herr, auf sein Haupt strömen, über sein Antlitz herabfließen, und über den ganzen Leib sich ergießen, auf daß die Kraft Deines Geistes sein Inneres erfülle und von außen ihn beschütze." [2]) Diese Erläuterung des Symbols ist ebenso ergreifend schön, wie kühn: das Gebet, das materielle Salböl, welches nur auf das Haupt gegossen wird, möge über den ganzen Leib fließen, — wird in die Bitte aufgelöst, daß die unsichtbare Salbung des heiligen Geistes den innern Menschen durchdringen möge. So wird der Weg zu specielleren Bitten gebahnt, und

[1]) Da bei diesen und den folgenden Stellen die Schönheit des Originals wohl durch keine Uebersetzung erreicht wird, so fügen wir den lateinischen Text bei: Illius namque sacerdotii anterioris habitus nostrae mentis ornatus est, et pontificalem gloriam non jam nobis honor commendat vestium, sed splendor animarum. Quia et illa, quae tunc carnalibus blandiebantur obtutibus, ea potius, quae in ipsis erant intelligenda, poscebant. Et idcirco huic famulo tuo, quem ad summi sacerdotii ministerium elegisti, hanc, quaesumus Domine, gratiam largiaris, ut, quidquid illa velamina in fulgore auri, in nitore gemmarum et in multimodi operis varietate signabant, hoc in ejus moribus actibusque clarescat. Comple in sacerdote tuo ministerii tui summam et ornamentis totius glorificationis instructum coelestis unguenti rore sanctifica.

[2]) Hoc Domine copiose in caput ejus influat, hoc in oris subjecta decurrat, hoc in totius corporis extrema descendat, ut tui spiritus virtus et interiora ejus repleat et exteriora circumtegat.

auch diese sind ganz erhaben ausgedrückt. Ich führe nur einige Sätze an: „Möge er reich sein an standhaftem Glauben, an reiner Liebe, an echtem Frieden. Mögen schön sein durch Deine Gnade seine Füße zur Verkündigung des Friedens, zur Verkündigung Deines Heiles. Gib ihm, o Herr, das Amt der Versöhnung in Wort und That, in der Kraft der Zeichen und Wunder.... Verleihe ihm, o Herr, den bischöflichen Stuhl, zu leiten Deine Kirche und das ihm anvertraute Volk. Sei Du ihm Kraft, sei ihm Ansehen, sei ihm Stärke." [1]) Dann, nach einem Schlußsatze, wird der 132. Psalm angestimmt und gesungen: „Siehe, wie gut und wie lieblich ist es, wenn Brüder in Eintracht wohnen!" — Selten wird dieses schöne Gebet ohne tiefe Rührung gesungen oder gesprochen. Papst Gregor XVI. weihte einmal zwei Bischöfe, den spätern Cardinal Altieri und den verstorbenen Monsignor Traversi, welcher der Lehrer des Papstes gewesen war; aber er hat erklärt, die Function sei zu ergreifend für ihn, als daß er sie noch einmal wieder vornehmen sollte. — In unsern modernen Gebeten kommt nichts diesen glühenden, so poetischen und doch so majestätischen Gebeten auch nur nahe. Und doch ist das Angeführte nur ein Theil eines Ordo, in welchem gleich erhabene und gleich schöne Stellen in großer Zahl vorkommen. Was unmittelbar darauf folgt, trägt ganz denselben Charakter, und die Schlußgebete, sowie das Gebet bei der Aufsetzung der Mitra sind noch bilderreicher und schöner. Dazu nehme man das Ceremoniell, welches die Gebete begleitet, abgesehn von dem himmlischen Opfer, in welches es verwebt ist: und man kann kühn sagen, kein menschlicher Geist konnte einen Ritus ersinnen, zu welchem alle Künste, die das Schöne in der Form,

[1]) Abundet in eo constantia fidei, puritas dilectionis, sinceritas pacis. Sint speciosi, munere tuo, pedes ejus ad evangelizandum pacem, ad evangelizandum bona tua. (Mit Anspielung auf Js. 52, 7.) Da ei, Domine, ministerium reconciliationis in verbo et in factis, in virtute signorum et prodigiorum.... Tribuas ei, Domine, cathedram episcopalem ad regendam ecclesiam tuam et plebem sibi commissam. Sis ei auctoritas, sis ei potentia, sis ei firmitas.

oder der Sprache, oder dem Tone, oder dem Gedanken zum Ziele haben, ihre ausgezeichnetsten Gaben haben beitragen müssen. Wenn unsere anglicanischen Nachbarn ein Zeichen einer göttlichen Fügung darin finden, daß sich bei ihnen einige Theile der alten Liturgie erhalten haben, und wenn sie ihr Gebetbuch als einen Beweis von kirchlichem Leben in ihrer Staatskirche ansehn, was muß dann der Katholik von seiner Kirche denken, deren Gebete, mit den ihrigen verglichen, wie ein goldenes Tabernakel sind, reich mit Juwelen und Emaille geziert, auf's feinste ciselirt, und nach dem großartigsten Plane und im reinsten alten Geschmack ausgeführt — neben den kahlen Tafeln mit dem Glaubensbekenntniß und den zehn Geboten im todten Blau und blassem Gold auf einem Communiontisch von Mahagony.

Zeit und Raum gestatten mir nicht, die prachtvollen Stellen auch nur aufzuzählen, welche wir auf jeder Seite desselben Buches finden, die wir aufschlagen mögen. Die Katholiken lernen dasselbe durchgängig viel zu wenig kennen, und ich behaupte kühn, wer es nicht kennt, kann sich nicht einen halben Begriff von der Großartigkeit seiner Religion machen. Es gibt keinen Ort und keine Sache, die dem Gottesdienste geweiht ist, worauf nicht reichere Poesie und feierlichere Gebete mit Verschwendung ausgegossen sind, als alle unsere modernen Bücher zusammen genommen enthalten. Wenn der Katholik die Glocke hört, welche ihn vom Thurme aus zur Messe einladet, weiß er vielleicht kaum, daß ein Segen über dieselbe gesprochen ist, der in wahrhaft glänzende Ausdrücke gefaßt und von symbolischen Handlungen voll der tiefsten Bedeutung und des zartesten Gefühls begleitet ist. Welchen Begriff würde er von dem Bewußtsein ihrer Macht, welches die katholische Kirche besitzt, erhalten, hätte er gehört, wie sie diesen ehernen Herolden ihres Cultus die Gewalt überträgt, durch ihre volltönenden Klänge zu vertreiben „die feurigen Pfeile des Feindes, den Strahl des Blitzes, den Schlag des Hagels, die Verwüstung des Ungewitters!“ Welch' eine erhabene Auffassung hat die Kirche von dem heiligen Einflusse, der Alles, was mit ihrem

Cultus verbunden ist, ausüben soll, daß sie selbst für diesen Boten mit eiserner Zunge einen Segen hat, um den gebetet wird in Ausdrücken wie folgende:

„O Gott, der Du durch den heiligen Gesetzgeber Moyses, Deinen Knecht, silberne Trompeten anfertigen ließest, auf daß, wenn die Priester zur Zeit des Opfers darauf bliesen, das Volk, durch den lieblichen Ton gemahnt, sich bereitete, Dich anzubeten, und sich versammelte, um die Opfer zu feiern, und daß es, durch ihren Klang zum Kriege aufgerufen, die Angriffe der Feinde zurückschlüge, — verleihe doch, wir bitten Dich, daß diese für Deine heilige Kirche gefertigte Glocke geheiligt werde vom heiligen Geiste, auf daß durch ihren Schall die Gläubigen eingeladen werden zu ihrem Lohne, und wenn ihr Schall in die Ohren der Menschen dringt, dann möge in ihnen wachsen der Eifer des Glaubens; mögen zurückgetrieben werden alle Nachstellungen des Feindes, der Schlag des Hagels, die Gewalt der Stürme, der Ungestüm der Ungewitter; mögen die gefährlichen Donner gebändigt und das Wehen der Winde heilsam und gemäßigt gemacht werden; möge die Gewalten der Luft niederwerfen Deine mächtige Rechte, daß sie, wenn sie diese Glocke vernehmen, erzittern und fliehen vor dem Banner des heiligen Kreuzes Deines Sohnes, womit sie geziert ist, vor dem sich beugen alle Kniee derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, und von dem alle Zungen bekennen, daß Er, unser Jesus Christus, nachdem Er den Tod überwunden durch das Holz des Kreuzes, herrscht in der Herrlichkeit Gottes des Vaters mit demselben Vater und dem heiligen Geiste in alle Ewigkeit. Amen." [1])

[1]) Deus, qui per beatum Moysen legiferum, famulum tuum, tubas argenteas fieri praecepisti, quibus dum sacerdotes tempore sacrificii clangerent, sonitu dulcedinis populus monitus ad te adorandum fieret praeparatus et ad celebrandum sacrificia conveniret; quarum clangore hortatus ad bellum, molimina prosterneret adversantium: praesta quaesumus, ut hoc vasculum sanctae tuae ecclesiae praeparatum sanctificetur a Spiritu Sancto, ut per illius tactum fideles invitentur ad praemium. Et cum melodia illius auribus insonuerit populorum, crescat in eis devotio fidei; procul

Noch erhabener ist das Gebet, welches später bei der Glockenweihe vorkommt: „O allmächtiger Herrscher Christus! Als Du Deiner angenommenen menschlichen Natur nach im Schiffe schliefest und ein Sturm entstand und das Meer aufwühlte, da ist dieser, als Du erwachtest und gebotest, also gleich verstummt; komme Du Deinem Volke in seinen Nöthen gnädig zu Hülfe; laß herabkommen auf diese Glocke den Thau des heiligen Geistes, daß vor ihrem Klange allezeit fliehe der Feind der Guten, daß durch sie zum Glauben eingeladen werde das christliche Volk, geschreckt die feindliche Heeresmacht, gestärkt im Herrn Dein durch sie zusammengerufenes Volk; und möge, wie durch David's Harfe ergötzt, herabkommen der heilige Geist: und gleichwie, als Samuel ein säugendes Lamm schlachtete zum Brandopfer für den ewig herrschenden König, ein Getöse in den Lüften die Schaar der Feinde zurücktrieb, so möge, wenn der Schall dieser Glocke durch die Wolken dringt, Deine versammelte Gemeinde der Engel Hand bewahren, die Früchte der Gläubigen, ihre Seelen und Leiber der ewige Schutz behüten." [1])

pellantur omnes insidiae inimici, fragor grandinum, procella turbinum, impetus tempestatum; temperentur infesta tonitrua, ventorum flabra fiant salubriter ac moderate suspensa, prosternat aëreas potestates dextera tuae virtutis, ut hoc audientes tintinnabulum contremiscant et fugiant ante sanctae crucis Filii tui in eo depictum vexillum, cui flectitur omne genu coelestium, terrestrium et infernorum et omnis lingua confitetur, quod ipse Dominus noster Jesus Christus, absorpta morte per patibulum crucis, regnat in gloria Dei Patris cum eodem Deo Patre et Spiritu Sancto per omnia saecula saeculorum. Amen.

[1]) Omnipotens dominator Christe, quo secundum carnis assumtionem dormiente in navi, dum oborta tempestas mare conturbasset, te protinus excitato et imperante dissiluit; tu necessitatibus populi tui benignus suscurre; tu hoc tintinnabulum Sancti Spiritus rore perfunde, ut ante sonitum illius semper fugiat bonorum inimicus, invitetur ad fidem populus christianus, hostilis terreatur exercitus, confortetur in Domino per illud populus tuus convocatus; ac sicut Davidica cithara (1. Kön. 16, 23) delectatus, desuper descendat Spiritus Sanctus, atque ut Samuele agnum lactentem mactante in holocaustum regis aeterni imperii fragor aurarum

Denselben Charakter trägt folgendes schöne Gebet, durch welches das Wasser gesegnet wird, welches bei der Glockenweihe gebraucht werden soll: „Segne, o Herr, dieses Wasser mit himmlischem Segen und es komme über dasselbe herab die Kraft des heiligen Geistes, auf daß, wenn diese zur Einladung der Kinder der heiligen Kirche bestimmte Glocke damit benetzt sein wird, wo immer dieselbe erschallen möge, dort zurückweiche die Kraft der Feinde, der Schatten der Phantasmen, der Andrang der Wetter, der Schlag der Blitze, das Rollen der Donner, die Plage der Ungewitter und alles Wehen der Stürme, und auf daß, wenn ihren Klang vernehmen die Söhne der Christen, in ihnen wachse die Andacht, daß sie hineilen zum Schooße der liebenden Mutter, der Kirche, und Dir in der Gemeinde der Heiligen ein neues Lied singen und erschallen lassen schmetternde Posaunen, volltönende Harfen, liebliches Orgelspiel, fröhliche Pauken und süße Cymbeln, auf daß sie in dem heiligen Tempel Deiner Herrlichkeit durch ihre Andachtsübungen und Gebete einladen mögen die große Heerschaar der Engel." [1])

Was die Kirche für die Glocken thut, welche ihre Einladungen an ihre Kinder in der Ferne überbringen sollen, das thut sie mit noch größerer Innigkeit und Schönheit des Ge-

turbam repulit adversantium (1. Kön. 7, 9. 19), ita dum hujus vasculi sonitus transit per nubila, ecclesiae tuae conventum manus conservet angelica, fruges credentium, mentes et corpora salvet protectio sempiterna.

[1]) Benedic Domine hanc aquam benedictione coelesti et assistat super eam virtus Spiritus Sancti, ut cum hoc vasculum ad invitandos filios sanctae ecclesiae praeparatum in ea fuerit tinctum, ubicumque sonuerit hoc tintinnabulum, procul recedat virtus insidiantium, umbra phantasmatum, incursio turbinum, percussio fulminum, laesio tonitruum, calamitas tempestatum omnisque spiritus procellarum; et cum clangorem illius audierint filii Christianorum, crescat in eis devotionis augmentum, ut festinantes ad piae matris ecclesiae gremium, cantent tibi in ecclesia sanctorum canticum novum, deferentes in sono praeconium tubae, modulationem psalterii, suavitatem organi, exsultationem tympani, jucunditatem cymbali, quatenus in templo sancto gloriae tuae suis obsequiis et precibus invitare valeant multitudinem exercitus angelorum.

dankens und Ausdrucks für jeden Theil des heiligen Gebäudes, worin ihre eigene sanfte Stimme zu ihren Herzen redet. Vom Boden bis zum Giebel, von der Thürschwelle bis zum Altar, von einem Flügel bis zum andern, werden überall am Tage der Consecration Segnungen ausgestreut, wie Blumen von himmlischer Pracht und Farbe. Es ist in der That Schade, daß nicht jeder Katholik wenigstens einmal in seinem Leben dieser heiligen Ceremonie beiwohnen kann. Wenn dieselbe mit der ruhigen Genauigkeit und stillen Würde vorgenommen wird, welche alle kirchlichen Functionen charakterisiren sollte; wenn alle dabei Beschäftigten genau ihren Platz und ihre Verrichtung kennen; wenn alle nöthigen Vorbereitungen getroffen und die vielen kleinen Nebensachen geschmackvoll angeordnet sind; wenn bei den Prozessionen die geziemende Ordnung eingehalten wird, die Musik ächt kirchlich ist und die Gesangstücke feierlich vorgetragen werden, — dann ist die ganze Ceremonie mehr gleich einer Vision auf Patmos, als einer Scene auf Erden. Aber ich vergesse, daß ich von den Gebeten zu reden habe, — wiewohl dieselben, um die Wahrheit zu sagen, hier so mit der Handlung verwebt sind, und diese so großartig, so zart, so geheimnißvoll, so ergreifend ist, daß dieselben hier nicht wohl für sich betrachtet werden können. Die Consecration der Kirche und des Altars sind so miteinander verknüpft und die schönen Gebete dabei laufen so wunderbar ineinander; die Function geht mit solcher Mannichfaltigkeit über alle Theile des Gebäudes, innen und außen, und ist mit solchen ausgezeichneten Gebeten und Gesängen begleitet, daß das Ganze ein heiliges Drama voll Interesse und Bewegung und mit der edelsten Form und Darstellung bildet. Gegen die Mitte hin werden die Reliquien von Martyrern herbeigebracht und erst mit Antiphonen begrüßt, wie folgende: „Erhebet euch, ihr Heiligen Gottes, aus euern Wohnungen, heiliget die Orte, segnet das Volk und behütet uns sündige Menschen in Frieden;“ [1]) dann werden sie auf den Schultern von Priestern unter der Beglei-

[1]) Surgite, Sancti Dei, de mansionibus vestris, loca sanctificate, blepem benedicite et nos homines peccatores in pace custodite.

tung des Volks in die Kirche getragen und mit mehreren Anreden gleich der folgenden begrüßt: „Tretet ein, ihr Heiligen Gottes, denn bereitet ist von dem Herrn euer Wohnsitz; aber auch das gläubige Volk folgt mit Freuden euerm Wege, daß ihr betet für uns zur Majestät Gottes, Alleluja;“ [1]) damit wird uns die Gemeinschaft zwischen der alten und der lebenden Kirche und zwischen der streitenden Kirche aller Zeiten und der triumphirenden so lebhaft und eindringlich dargestellt, wir treten auf eine so rührende Weise mit diesen glorreichen Martyrern in Verbindung, die wir ehrenvoll begraben „unter dem Altare Gottes“ [2]) und von deren strahlenden Geistern wir glauben müssen, daß sie uns umschweben und an unserer Feier theilnehmen, — daß in der Brust jeder Funke von katholischer Gesinnung erloschen sein muß, die nicht von warmen, aber sanften Gefühlen bei der Theilnahme an dieser Function bewegt wird.

Aber ich bin wieder abgeschweift. Aus den mannichfaltigen Gebeten also, an denen diese Feierlichkeit reich ist, will ich eines auswählen, welches zwar lang ist, an dem sich aber die am meisten charakteristischen Eigenschaften der alten liturgischen Gebete nachweisen lassen. Es ist das Schlußgebet des Segens, der über das mit andern Ingredienzien vermischte Wasser gesprochen wird, welches bei der Consecration einer Kirche gebraucht wird.

„Werde † geheiligt durch Gottes Wort, himmlische Welle! Werde † geheiligt, o Wasser, welches die Füße Christi betreten haben, welches du, von Bergen umgeben, nicht eingeschlossen bleibst, welches du, über die Felsen stürzend, nicht verletzt wirst, über die Erde gegossen, nicht verschwindest. Du stützest die Erde, du trägst die Lasten der Berge und wirst nicht erdrückt; du wirst in der Höhe des Himmels aufbewahrt; du umgibst

[1]) Ingredimini, Sancti Dei, praeparata est enim a Domino habitatio sedis vestrae: sed et populus fidelis cum gaudiis insequitur iter vestrum, ut oretis pro nobis majestatem Domini: Alleluja.

[2]) Apok. 6, 9: „Ich sah unter dem Altare die Seelen derjenigen, die getödtet worden um des Wortes Gottes willen und um des Zeugnisses willen, an dem sie hielten.“

Alles und reinigest Alles, ohne selbst gereinigt werden zu müssen. Du wurdest zur Rettung der fliehenden Volksschaaren der Hebräer zu einer festen Masse verhärtet und aufgehalten; und wiederum aufgelöst zu salzigen Wogen, richtetest du die Anwohner des Nil's zu Grunde und verfolgtest den feindlichen Heerhaufen mit wüthender Fluth: so brachtest du zugleich Rettung den Gläubigen und Rache über die Gottlosen. Dich ließ der von Moyses geschlagene Fels hervorsprudeln und du konntest nicht im Gestein verborgen bleiben, da er mit machtvollem Worte dich hervorkommen hieß. Du befruchtest, von den Wolken herbeigetragen, die Gefilde mit lieblichem Regen. Durch dich wird den von der Hitze ausgetrockneten Leibern ein Trank geboten, lieblich dem Geschmacke, heilsam dem Leben. Du gibst, durch die Adern der Erde strömend, ihr den Leibensgeist oder fruchtbaren Saft, daß nicht ihr Inneres austrocknet und sie kraftlos wird und die gewohnten Erzeugnisse hervorzubringen aufhört. Durch dich frohlockt der Anfang, durch dich das Ende, oder vielmehr es ist von Gott geordnet, daß wir deine Grenzen nicht kennen; oder Deine herrlichen Werke, allmächtiger Gott, dessen Kraft wir wohl kennen, verkünden wir, wenn wir des Wassers Vorzüge aufzählen. Du bist der Urheber des Segens, Du der Ursprung des Heiles; Dich bitten wir demüthig und flehen Dich an, daß Du den Regen Deiner Gnade über dieses Haus mit der Fülle Deines † Segens herabkommen lassen, alles Gute geben, alles Heilbringende verleihen, das Widrige fern halten, den Dämon der bösen Werke vernichten, den Engel, der des Lichtes Freund ist, als Hüter und Beschützer des Guten senden mögest. Das Haus, welches in Deinem Namen begonnen, unter Deiner Hülfe vollendet ist, das möge Dein † Segen befestigen, daß es lange bestehe. Möge diesen Fundamenten Dein Schutz, diesem Dache Deine Obhut, dieser Thüre Dein Eintritt, diesen Hallen Dein Besuch zu Theil werden; möge das Leuchten Deines Angesichts den Menschen zum Frommen, den Mauern zur Festigung gereichen."[1])

[1]) Sancti † ficare per verbum Dei, unda caelestis; sancti † ficare, aqua calcata Christi vestigiis; quae montibus pressa non clauderis,

Der Bischof bezeichnet dann die Thüre mit dem Kreuzzeichen und fährt fort:

„Möge das unüberwindliche Kreuz auf die Schwelle gepflanzt, mögen beide Pfosten mit den Zügen Deiner Gnade bezeichnet werden, und möge durch die Menge Deiner Erbarmung den Besuchern Deines Hauses Frieden und Ueberfluß, Nüchternheit und Züchtigkeit, Reichthum und Barmherzigkeit zu Theil werden. Alle Unruhe und alles Unglück möge weichen; Armuth, Pest, Krankheit, Schwachheit und der Angriff der bösen Geister möge stets durch Deine Heimsuchung entfernt werden, so daß die Gnade Deiner Heimsuchung, an diesem Orte ausgegossen, seinen weiten Umfang und die ihn umgebenden Vorhöfe durchdringt. Möge dieses reinigende Wasser alle seine Ecken und Winkel benetzen, daß allezeit hier sei

quae scapulis illisa non frangeris, quae terris diffusa non deficis. Tu sustines terram, tu portas montium pondera, nec demergeris. Tu caelorum vertice contineris; tu circumfusa per totum, lavas omnia, nec lavaris. Tu fugientibus populis Hebraeorum in molem durata constricta es; tu rursum salsis resoluta vorticibus Nili accolas perdis et hostilem globum freto saeviente persequeris: una eademque es salus fidelibus et ultio criminosis. Te per Moysen percussa rupes evomuit neque abdita cautibus latere potuisti, cum majestatis imperio jussa prodires. Tu gestata nubibus imbre jucundo arva foecundas; per te aridis aestu corporibus dulcis ad gratiam, salutaris ad vitam potus infunditur; tu intimis scaturiens venis aut spiritum inclusa vitalem aut succum fertilem praestas, ne siccatis exinanita visceribus solemnes neget terra proventus. Per te initium, per te finis exultat; vel potius ex Deo est, tuum ut terminum nesciamus, aut tuorum, omnipotens Deus, cujus virtutum non nescii, dum aquarum merita promimus, operum insignia praedicamus. Tu benedictionis auctor, tu salutis origo: te suppliciter deprecamur ac quaesumus, ut imbrem gratiae tuae super hanc domum cum abundantia tuae bene † dictionis infundas, bona omnia largiaris, prospera tribuas, adversa repellas, malorum facinorum daemonem destruas, angelum lucis amicum bonorum provisorem defensoremque constituas. Domum in tuo nomine coeptam, te adjutore perfectam, bene † dictio tua in longum mansuram confirmet. Tuum haec fundamenta praesidium, culmina tegumentum, ostia introitum, penetralia mereantur accessum. Sit per illustrationem vultus tui utilitas hominum, stabilitas parietum.

Freude der Ruhe, Bereitwilligkeit der Gastfreiheit, Ueberfluß der Früchte, Ehrfurcht vor der Religion und Fülle des Heiles. Und wo Dein heiliger Name angerufen wird, da möge die Fülle alles Guten sich zeigen, die Versuchungen des Bösen weit weg fliehen, und mögen wir gewürdiget werden, bei uns zu haben den Engel des Friedens, der Keuschheit, der Liebe und der Wahrheit, der uns allezeit bewahren, schützen und behüten möge vor allen Uebeln." [1])

Welch' ein erhabener Ton, wie vertrauensvoll! Welche Fülle und Genauigkeit, und dabei welche Wärme und Begeisterung in den Ausdrücken! Aber ich wollte einige hervorstechende Eigenthümlichkeiten der Gebete der Kirche aufzählen, welche sie scharf von modernen Gebeten unterscheiden. Zunächst also ist bemerkenswerth, wie großartig die Kirche in ihren feierlichen Gebeten alle sichtbaren und sinnlichen Substanzen auffaßt, wie sie auf ihre einzelnen Qualitäten eingeht und daher den reichsten Stoff zu mystischen Anspielungen und Anwendungen entnimmt. Sie scheint so sehr die ganze Natur als der Gnade dienstbar, die äußere Welt als der geistigen Welt unterworfen aufzufassen, — sie sieht so deutlich Gott, ihren Gründer und Wohlthäter, in allen Eigenschaften der Dinge, — findet solche Motive der religiösen Dankbarkeit in jeder Bestimmung der Naturgesetze, — daß sie in Wahrheit diese niedere Sphäre durch

[1]) Sit positis crux invicta liminibus; utrique postes gratiae tuae inscriptione signentur; ac per multitudinem propitiationis tuae visitatoribus domus sit pax cum abundantia, sobrietas cum modestia, redundantia cum misericordia. Inquietudo omnis et calamitas longe recedant; inopia, pestis, morbus, languor incursusque malorum spirituum tua semper visitatione discedant, ut tua fusa in hoc loco visitationis gratia extensos ejus terminos et atria circumacta percurrat; sitque per cunctos ejus angulos ac recessus hujus gurgitis purificatio per lavacrum, ut semper hic laetitia quietis, gratia hospitalitatis, abundantia frugis, reverentia religionis copiaque sit salutis. Et ubi invocatur sanctum nomen tuum, bonorum omnium succedat copia, malorum tentamenta procul effugiant, et mereamur habere nobiscum angelum pacis, castitatis, charitatis ac veritatis, qui semper ab omnibus malis nos custodiat, protegat et defendat.

ihre Verknüpfung mit dem Glauben zu einer reineren und höheren Region erhebt, wo der Glanz der Gottheit selbst die Sonne ist, welche erwärmt, befruchtet und Leben und Wachsthum gibt. In dem ganzen angeführten Gebete scheinen die Eigenschaften des Wassers eher wunderbare Vorzüge, als natürliche Attribute zu sein; es wird dargestellt als eine lebendige und wirkende Kraft, die eine freie und bewußte Thätigkeit ausübt, als ein selbstbewußtes Prinzip; indem seine natürlichen Eigenschaften mit seinen providentiellen Verwendungen in der Geschichte der Einwirkung Gottes auf die Menschen verknüpft werden, scheinen beide zu einer Classe vereinigt zu werden, und die Segnungen, die uns und der Natur durch dieses nothwendige Element zu Theil werden, erscheinen als Theil der Ordnung der Gnade und nur als Vorbereitung der mystischen und geistigen Anwendung, welche die Kirche Gottes davon macht. Die nämliche Auffassung findet sich in allen ähnlichen Segnungen. Salz oder Asche oder Wachs oder Oel oder andere Substanzen, die bei den kirchlichen Ceremonien gebraucht und an bestimmten Tagen, wie am Aschermittwoch, Gründonnerstag oder Charsamstag feierlich gesegnet werden, werden alle in den dafür bestimmten Gebeten so behandelt, als hätten sie in ihrer natürlichen Existenz eine nothwendige Verbindung mit ihrer beabsichtigten religiösen Verwendung: die Biene hat hauptsächlich darum freudig gesammelt und dem Oelbaume ist hauptsächlich darum sein ewiges Grün und sein reicher Saft verliehen, damit die Braut Christi mit dem versehen würde, was sie für ihren geistigen Haushalt bedarf. [1]) In unsern gewöhn-

[1]) Bei der Segnung der Osterkerze heißt es: „Sie wird genährt durch das schmelzende Wachs, welches zur Erhaltung dieser kostbaren Flamme die Biene erzeugt hat.“ (Alitur enim liquantibus ceris, quas in substantiam pretiosae hujus lampadis apis mater eduxit). Bei der Weihe des Chrisam wird mit Bezug auf den Oelbaum gesagt: „Der Du im Anfange unter den übrigen Gaben Deiner Güte auch gebotest, daß die Erde fruchttragende Bäume hervorbrächte und unter ihnen auch die Oelbäume, welche diesen fetten Saft liefern, daß ihre Frucht zum heiligen Chrisam verwendet würde.“ (Qui in principio inter cetera bonitatis tuae

lichen Gebeten reden wir wie Menschen, die der materiellen Welt dienstbar sind; wir finden Hindernisse und Widerstand, ja Herrschaft und Tyrannei in jedem Theile der Natur; wir fühlen, daß wir aus dem Geschlechte sind, welches zu mühevoller Arbeit auf einer unfreundlichen und undankbaren Erde verdammt ist; wir wandeln immer unter den Disteln und Dornen, die durch unsere Arbeit hervorwachsen; wir verderben immer unser Werk durch den Schweiß, der von unserer Stirne tröpfelt. Es ist, als kröchen wir nur voran, als wollten wir uns verbergen unter den Gebüschen dieses Thales der Thränen, wenn wir vor Gott, den wir beleidigt haben, hintreten sollen. Die Kirche aber nimmt gleich die kühne und vertrauensvolle Stellung an, die ihr zukommt, da sie gereiniget ist durch das Blut, kostbarer, als die ganze Welt, so daß sie ohne Flecken und Runzeln ist, eine heilige Kirche, die Braut Dessen, der die Vorrechte sündeloser Menschen besitzt und die Rechte des Paradieses nie verwirkt hat, — Dessen, der kraft Seiner Macht den Winden und Wellen gebieten, den Feigenbaum, der Ihm keine Früchte bot, mit Verdorrung strafen und das Brod, welches für eine Familie kaum hinreichte, vermehren konnte, daß es Tausende sättigte. Sie betrachtet die Elemente der Erde und des Himmels als in ihrem Dienste stehend; sie nimmt die Erde als ihr Erbtheil und Alles, was dieselbe erfüllt; sie gebietet derselben, wie ein Herr rebellischen Sklaven, wie ihr Herr den Stürmen gebot ohne Furcht vor ihrem lauten Zorne, oder ihrem widerstrebenden Murren; und sie wählt ihre kostbarsten Erzeugnisse und nimmt dieselben als für ihren Dienst und für ihren Gebrauch bestimmt in Anspruch und gibt ihnen Werth und Heiligkeit, die sie von Natur nicht besaßen. Sie betet nicht bloß, daß es so sein möge, sondern sie will, daß es so sei. Der Segen ist an ihre Worte geknüpft, ihre Gebete stützen sich auf ein Bündniß mit dem Himmel. Das Brod, welches aus ihren Kornkammern kommt, und der Wein, der

munera terram producere fructifera ligna jussisti, inter quae hujus pinguissimi liquoris ministri olivae nascerentur, quarum fructus sacro chrismati deserviret.

aus ihren Gefäßen fließt, sind zu kostbare Gaben, als daß sie mit irdischen Namen benannt werden könnten, und das Oel aus ihrer Oelpresse verbreitet einen Wohlgeruch, ein Licht und eine Salbung, die keine Kraft in der Natur ihm hätte geben können. Sie kamen in ihre Vorrathskammer als Tribut der Natur; sie aber hat dieselben in sehr verschiedenen Graden zu himmlischen Gaben gemacht. Diese Gewalt über die Natur, welche die Kirche in so großartiger Weise in Anspruch nimmt, führt noch zu einer anderen Betrachtung. Während die Kirche über einen kleinen Theil einer materiellen Substanz betet, scheint sie durch ihn das ganze Element zu segnen; es ist nicht, als wenn sie einen Theil für sich wählte und das Uebrige in seinem natürlichen profanen Zustande ließe, sondern sie scheint das Ganze für sich zu beanspruchen, indem sie das Ganze heilig und heiligen Zwecken dienstbar macht. Sie nimmt keine Rücksicht auf den Unterschied von Zeit und Ort, sondern bringt das zeitlich und räumlich Entfernteste unter dem erhabenen Gesichtspuncte zusammen, unter welchem sie die Dinge auffaßt. Das Wasser, welches sie segnet, ist dasselbe, auf welchem die heiligen Füße Jesu wandelten, welches Moyses aus dem Felsen schlug. Ebenso scheint sie, wenn sie einen Tag oder eine Periode des Jahres feiert, Jahrhunderte nicht zu beachten und die fernsten Zeiten als gegenwärtig anzusehen. Die Nacht z. B., in welcher Israel aus Aegypten zog, und der glorreiche Morgen, an welchem Christus triumphirend aus dem Grabe sich erhob, werden beide am Charsamstag gefeiert, als lägen nicht Jahrhunderte zwischen beiden und wieder zwischen ihnen und uns. So scheint auch von dem Tage des Todes immer gesprochen zu werden, als wäre er der Tag des letzten Gerichtes, und die furchtbare Schilderung des letzteren wird kühn auch auf den ersteren angewendet.

Aber soll denn derjenige, welcher Privatgebete verfaßt, in einem eben solchen kühnen und gebietenden Tone sprechen, wie die Kirche? Gewiß nicht; aber ich meine, wir sollten mehr in und mit der Kirche beten, d. h. mehr in ihrem Geiste und auch mehr in ihren Worten. Ihr Beispiel zeigt uns wenigstens,

daß wir uns nicht zu scheuen brauchen, der Lebhaftigkeit des Geistes und Herzens etwas Spielraum zu lassen, — daß keine Gefahr dabei ist, wenn man der Phantasie gestattet, sich etwas über die flache Decke über uns hinaus zu erheben und etwas unter Visionen vergangener Gnaden-Erweisungen und zukünftiger Herrlichkeiten, unter prophetischen Bildern und himmlischen Offenbarungen umherzuschweifen und bei den Heiligen und Engeln zu verweilen, wie es der h. Johannes Chrysostomus so gern thut, — daß wir furchtlos den tieferen und wärmeren Strom des Gefühls fließen lassen dürfen, der nur unserer Religion entquillt, — in Kummer, in Dankbarkeit, in Liebe, aber stets kräftig, zart und innig, — daß endlich keine Gefahr dabei ist, wenn dieser Strom sich nicht will eindämmen lassen, sondern einen Ausweg sucht, wenn er in Thränen aus den Augen und in leidenschaftlichen Ausdrücken, gebrochenen Ausrufungen und hymnenähnlichen Tönen von den Lippen strömt. Wir sollen daraus lernen, daß „Gedanken, die athmen, und Worte, die brennen," die Sprache des Gebetes sind nach der Idee und Praxis der Kirche und daß uns, wir mögen Engländer oder Ausländer sein, ihr Beispiel als Regel gelten sollte, die für keine Nation eine Verschiedenheit oder Ausnahme zuläßt. [1])

Die angeführten Gebete weisen uns noch auf eine andere Quelle lebendiger poetischer Gefühle hin, welche in unseren modernen Gebeten zu sehr, und ich glaube mit Unrecht, übersehen wird. Offenbar hatten die Verfasser der Gebete der alten Kirche die Ueberzeugung, daß wir in einer wahren Atmosphäre von unsichtbaren und geistigen Feinden leben, welche die Natur verderben, die providentielle Leitung der Dinge stören, unsere Phantasie mißleiten, unsern Frieden trüben und unsern Verstand zu verwirren suchen. Sie mischen

[1]) Der Cardinal führt zur Erläuterung hier eine Stelle aus der Vorrede eines englischen Gebetbuches an, worin der Verfasser desselben sagt: „Ich bin auch bemüht gewesen, die Aeußerungen der Andacht zu modificiren, welche aus dem Sprachgebrauche lebhafter Nationen entnommen, uns bei unserer nüchternen Denkweise familiär oder sogar profan vorkommen, sowie auch alle übertrieben gefühlvollen Ausdrücke auszumerzen" u. s. w.

sich in Alles ein, was dem Menschen von Nutzen ist, und suchen seine Zwecke zu vereiteln; sie machen jeden Ort unsicher, wo sie ihn versuchen und verführen können, von seiner Wohnung bis zum Hause Gottes. Erde, und Luft und Wasser sind in gleicher Weise ihre Elemente: die erstere wird erschüttert, die zweite verdunkelt durch Gewitterwolken und bewegt durch Wirbelwinde, das dritte wird aufgewühlt zu schäumenden Wellen — Alles durch ihre von Gott zugelassene, aber boshafte Thätigkeit. Diese Lehre ist offenbar apostolisch[1]) und daß sie die alte Kirche in einer viel lebendigeren Weise auffaßte, als unser schwächerer Glaube, beweisen deutlich die Schriften der Väter. Nun betrachtet sich die Kirche in allen ihren Gebeten als bestimmt, dieses feindliche Heer zu bekämpfen und zu besiegen, und wenn sie gleich ihre tiefe und feste Ueberzeugung von den Schwierigkeiten des Kampfes ausspricht, so zeigt sie doch keine Besorgniß wegen des Auganges. Sie hat Gewalt, diese Geister der Finsterniß zu unterwerfen und zu bändigen. Zudem kämpft sie nicht allein; jeder Theil ihrer Gebete zeigt ihre zuversichtliche Ueberzeugung, daß ein glänzender Kreis himmlischer Geister sie umgibt zu ihrer und ihrer Kinder Beschützung, Geister, die zum Kampfe mit diesen körperlosen Feinden geeignet, und deren Schwerter ihrer geistigen Natur entsprechend sind. Es nehmen auch ferner an allen ihren religiösen Feierlichkeiten Legionen von Heiligen Theil, welche sie auf Erden geliebt und geehrt haben, und welche jetzt unsichtbar mit ihren Kindern Gott verehren und beten. Diese feste Ueberzeugung von dem ununterbrochenen Kampfe zwischen den Freunden und den Feinden Gottes spricht die Kirche klar und schön an unzähligen Stellen aus. Der ganze Ritus der Einweihung einer Kirche hält uns die Anstrengungen vor Augen, welche unsere unsichtbaren Feinde machen werden, Gottes Werk zu verderben. Das Kreuz wird an der Thüre aufgepflanzt, die Mauern werden

[1]) Eph. 6, 12: „Denn wir haben nicht (bloß) zu kämpfen wider Fleisch und Blut, sondern wider die Oberherrschaften und Mächte, wider die Beherrscher der Welt in dieser Finsterniß, wider die Geister der Bosheit in der Luft.“

gesegnet, Gebete werden wiederholt gleichsam ausgegossen, um den heiligen Ort und die darin Betenden gegen die List und Gewalt böser Geister zu schützen. Die Segnungen der Glocken, Kreuze und Reliquiarien nehmen auf dieselbe Vorstellung Bezug. Es wird kein Stoff bei den feierlichen Riten gebraucht (die Elemente der Eucharistie ausgenommen, welche als durch ihre Bestimmung geheiligt betrachtet werden), ohne vorhergehenden Exorcismus, ohne eine Beschwörung des Feindes, ganz von demselben abzulassen und nicht zu wagen, denselben zu mißbrauchen. So wird es mit dem Wasser, dem Salze und dem Oele gehalten, welches für die sacramentale Salbung geweiht wird, und in dem Segen über sie und ähnliche Dinge heißt es, wo sie gebraucht werden, da möchten die bösen Geister in die Flucht geschlagen und ihre Bosheit und List zu Schanden werden. Der feierliche Ausdruck dieser Auffassung in dem Taufritus wird sehr gut vertheidigt von Doctor Pusey in seiner Abhandlung über die Taufe, wo er auch bedauert, daß aus dem anglicanischen Ritual dieser Theil verschwunden sei, der so geeignet sei, auf die Gläubigen einen tiefen Eindruck zu machen. [1])

Es liegt offenbar etwas eigenthümlich Erhabenes in dieser Idee, dessen Effect in diesen und anderen kirchlichen Officien sehr schlagend, fast überwältigend ist. Der Priester oder Bischof, welcher diese Gebete aufmerksam und andächtig spricht, fühlt sich als Einen, der mit Macht und Auctorität gegen einen furchtbaren Feind auftritt; im Namen der Kirche kämpft er mit ihm um die Herrschaft; er entreißt mit starker Hand seinen Klauen eine von Gottes Creaturen, die er zu Sklaven gemacht hatte; oder er vertreibt Legionen von finstern, schrecklichen Geistern, welche mit ihren unreinen Flügeln schlagen und in raschem Fluge über die Grenzen des Ortes hinausfliehen, von welchem sie weggetrieben werden, und wie Geier, die man von ihrer Beute verscheucht, um denselben herumfliegend, das Siegel des h. Kreuzes Christi nicht verletzen dürfen,

[1]) Vgl. oben S. 114.

welches auf seine Thüren geprägt ist. Gebete, welche diese hohe Auctorität ausdrücken und ausüben, müssen einen feierlichen und erhabenen Ton haben; schon die Idee selbst muß sie im höchsten Grade poetisch machen. — Es ist mir nun oft aufgefallen, daß die „Geisterwelt“ unter uns viel zu sehr in Vergessenheit gerathen ist, daß wir von den drei bösen Mächten, Fleisch, Welt und Teufel, mehr an die zwei sichtbaren denken, als an die dritte, welche doch die stärkste, ja die Herrin der beiden anderen ist. Es ist als hätten wir „dem Teufel und allen seinen Werken“ auch in dem Sinne „widersagt,“ daß wir gar nicht mehr daran denken. Mit Ausnahme von einem oder zwei Gebeten, welche dem kirchlichen Officium entlehnt sind, kommt in unseren Gebetbüchern kaum eine Anspielung auf diesen Zustand des Kampfes vor. Es ist, als hätten wir unsere geistigen Kämpfe nur mit greifbaren Feinden und demgemäß mit materiellen Waffen zu kämpfen; wir waffnen uns mit Vorsicht gegen die Gefahr und mit Klugheit gegen die Versuchung; wir sinnen darauf, die Sünde zu vermeiden dadurch, daß wir die Menschen fliehen, und der Leidenschaft zu entgehen dadurch, daß wir gefährlichen Umgang meiden; aber wir vergessen, daß wir einen Feind ganz in unserer Nähe haben, dem keine Vorsicht oder Klugheit ausweichen oder entgehen kann, der uns Gefahren selbst in der Wüste bereiten und selbst in einer Klosterzelle uns mit Versuchungen umgeben kann. Die einzige Waffe gegen ihn ist das Gebet, aber ein Gebet, wie es die Kirche anwendet, voll der tiefen Ueberzeugung, daß das, wogegen wir beten, etwas Wirkliches und keine Fiction ist, mit einer Innigkeit, die im Verhältnisse steht zu der abzuwendenden Gefahr und mit einem liebenden Vertrauen auf den „Schutz des Gottes des Himmels,“ der uns „über Nattern und Basilisken wandeln“ läßt und auf die Hut der seligen Geister, die uns auf Seinen Befehl „auf den Händen tragen werden.“ [1]) — Diese enge Verbindung zwischen der sichtbaren und der unsichtbaren Welt im Guten und im Schlim-

[1]) Psalm 90, 1. 11.—13. s. „Hlmml. Palmg.“ S. 348.

men sollte, meine ich, im Gebete unsern Gedanken und Gefühlen näher gebracht werden, als in den neuern Gebeten geschieht. Die Schwächung unseres Glaubens auf der einen Seite schwächt denselben auch hinsichtlich der andern, und je weniger wir an die Wirklichkeit unseres Kampfes mit einer unsichtbaren Feindesschaar denken, um so weniger lebhaft werden wir auch an unsere nicht minder unsichtbaren Verbündeten denken. Auch in dieser letztern Hinsicht fehlt uns manches: unsere gewöhnlichen Gebete zu den Engeln und Heiligen gleichen mehr einem förmlichen Gesuche um Verwendung und Fürsprache, welches wir an weit von uns entfernte Wesen richten, als der freudigen und vertrauensvollen Unterhaltung mit Freunden, die uns ganz nahe sind, an unserer Seite beten und beständig für uns bitten. Unsere Ueberzeugung von der Gegenwart der Engel und der Gemeinschaft der Heiligen dürfte man nicht für sehr lebendig halten, wenn man sie nach unsern Gebetbüchern beurtheilen dürfte. Ein wie freudiger, liebevoller und inniger Verkehr mit diesen reinen und wohlwollenden Creaturen Gottes spricht sich dagegen in den alten Liturgieen aller Länder und in dem Pontificale und andern Officien der Kirche aus. Wie sicher wird darauf gerechnet, daß sie uns bereitwillig hören, wie vertrauensvoll wird ihre schützende Macht erwartet, oder vielmehr wie innig werden sie als gegenwärtig angeredet, und wie kühn macht die Kirche ihre Gesänge zu ihren eigenen. Indem die Kirche in den Chor der seligen Geister einstimmt und mit ihnen das Lob Gottes singt, scheint sie dieselben zu nöthigen, in ihre Bitten mit einzustimmen und für sie Gnade zu erflehen.

Einen sehr peinlichen Eindruck mußte es machen, als sich vor einigen Jahren in einer katholischen Zeitschrift der Mangel an Verständniß der kirchlichen Gebete in einer Kritik der Litanie von der Mutter Gottes kund gab. Man tadelte an derselben Mangel an Zusammenhang und den mystischen und dunklen Charakter der darin der Mutter Gottes gegebenen Namen; man fügte bei, diese könnten namentlich Convertiten oder forschenden Protestanten anstößig sein. Spuren dieser

Befürchtungen sind auch in einigen Gebetbüchern zu bemerken, da darin neue Litanieen von der Mutter Gottes mitgetheilt werden, — in einem, welches mir vorliegt, wird dabei bemerkt, Convertiten würden „ohne Zweifel der neuern Form den Vorzug geben.“ Diese neue Form ist allerdings recht gut und kann als ein ganz vortrefflicher Commentar über die kirchliche Litanie bezeichnet werden; aber für das Beten möchte ich an der alten Litanie keine Aenderungen vorgenommen sehen und es ist mir auch noch kein Convertit vorgekommen, der solche gewünscht hätte. Ferner meine ich, was die Kirche sanctionirt hat durch einen allgemeinen und beständigen Gebrauch, das soll man nicht ändern wollen: fahren wir fort, ihre Kinder zu sein und ihr das Urtheil darüber zu überlassen, was das Beste für uns ist. Man braucht aber diese Litanie auch nur unter dem richtigen Gesichtspuncte zu betrachten, um gar keinen Anstoß daran zu nehmen. Sie ist gleich so vielen andern nicht in Verse gebrachten Gebeten, gleich dem Gloria z. B. oder dem Te Deum, ein Hymnus, ein Gesang liebevoller Bewunderung und zugleich inständigen Flehens. Letzteres spricht sich in dem oft wiederholten Rufe „bitte für uns“ aus, erstere in der Häufung enthusiastischer Ausdrücke und poetischer Beiwörter. Diese ist der natürlichste Ausdruck zarter Liebe, wie er sich bei jedem inspirirten oder nicht inspirirten Schriftsteller findet, welcher Worte der Liebe spricht. Als die Priester zur Judith kommen nach dem Siege, der ihrem Muthe zu danken war, da reden sie dieselbe an: „Du bist der Ruhm Jerusalem's, du die Freude Israel's, du die Ehre unseres Volkes.“[1]) Im Hohenliede überraschen uns nicht Ausdrücke, wie „Stehe auf, eile, meine Freundin, meine Taube, meine Schöne, und komme.“[2]) Oder um der Sache näher zu kommen, brauche ich nur den h. Cyrillus von Alexandrien zu citiren, um eine Auctorität für das Gesagte zu finden. Er redet die Mutter Gottes in folgenden Ausdrücken an: „Heil dir, Maria, Mutter Gottes, ehrwürdiger Schatz der ganzen Kirche, unauslöschliche

[1]) Judith 15, 10. — [2]) Hohesl. 2, 10. 13. 14.

Lampe, Krone der Jungfräulichkeit, Scepter der wahren Lehre, unauflöslicher Tempel, Wohnstätte Dessen, Der unendlich ist, Mutter und Jungfrau ... Du, durch welche die h. Dreifaltigkeit verherrlicht wird; du, durch welche das kostbare Kreuz geehrt wird; du, durch welche der Himmel jubelt; du, durch welche Engel und Erzengel sich freuen; du, durch welche böse Geister in die Flucht geschlagen werden ... du, von der das Oel der Freude kommt; du, durch die in der ganzen Welt Kirchen gepflanzt wurden; du, durch welche die Propheten redeten; du, durch welche die Apostel predigten; du, durch welche die Todten auferstehen; du, durch welche Könige regieren, durch die allerheiligste Dreifaltigkeit." [1]) Hier haben wir eine Litanie, ganz ähnlich wie die lauretanische, und wir brauchen nur jeder Begrüßung ein „bitte für uns" beizufügen, um eine ganz vortreffliche zu erhalten. Diese Einschaltung würde gewiß die Anrede des heiligen Kirchenvaters an die allerseligste Jungfrau nicht verderben und nicht minder natürlich oder minder schön machen. Er ist dabei offenbar mehr ein begeisterter Dichter, als ein überlegender Redner. — Die Litanie ist ferner kein studirtes Gebet, in welchem ein logischer Zusammenhang der Theile beabsichtigt wird, sondern, wie gesagt, ein Hymnus der Bewunderung und Liebe, zusammengesetzt aus einer Reihe von Namen, welche diese Gefühle ausdrücken und deren Aufzählung jedesmal durch das Volk oder den Chor mit der Bitte um die Fürbitte derjenigen unterbrochen wird, der diese Namen mit so großem Rechte gegeben werden. Es ist Poesie der Art, welche ein Orientale nicht unpassend mit einer Schnur von Perlen vergleichen würde, von denen jede an sich schön ist, aber noch schöner durch die Zusammenreihung mit den andern, und deren ganze Reihe nur um so prächtiger erscheint, weil es an einer künstlichen und steifen Verbindung fehlt. Bei dieser Art von Poesie denkt man nicht daran, jeden Ausdruck kalt zu analysiren, der vielleicht von einer glühenden Phantasie in der Wärme des Gefühls gebraucht wird; der Liebe bieten oft auch

[1]) Hom. in Nest. Opp. ed. Aubert. tom. 5 p. 2. p. 355.

entfernte Aehnlichkeiten Bilder dar; und auch einige der Ausdrücke des h. Cyrillus würden vielleicht eine strenge Prüfung nicht ganz leicht bestehen. Dabei darf man aber wohl sagen, daß in unserer Litanie kein Ausdruck vorkommt, der nicht die glücklichste und genaueste Anwendung auf seinen erhabenen Gegenstand zuließe.

Man wird vielleicht sagen, ich hätte meine Beispiele von kirchlichen Gebeten aus ferner liegenden Quellen entnommen und aus Officien, welche nur verhältnißmäßig wenigen Gläubigen zugänglich sind. Dem ist wirklich so, und ich habe dafür meine Gründe gehabt. Ich wollte zeigen, — ich habe es freilich natürlich nur sehr unvollkommen zeigen können — daß es noch einen reichen Schatz von Gebeten gibt, die nicht so bekannt sind, wie wohl zu wünschen wäre. Ich möchte wünschen, daß das Rituale und das Pontificale zum größten Theile durch gute Uebersetzungen den Laien zugänglich gemacht und daß ihr Inhalt mündlich und schriftlich erläutert würde. Die Gläubigen müßten durch eine oftmalige Betrachtung der Gebete, wie das Rituale sie für die Taufe, Verehelichung und andere heilige Handlungen enthält, zu einer tiefern Beherzigung ihrer Pflichten und Bedürfnisse veranlaßt, und sie würden mit ernsteren und erhabenern Vorstellungen von dem Gottesdienste und von dem heiligen Charakter der Diener Gottes erfüllt werden, wenn sie mit den prachtvollen Consecrationsgebeten bekannt würden, welche bei der Weihe von Sachen und Orten zum Dienste Gottes und bei der Ordination gebraucht werden, durch welche Seine Priester stufenweise zu den erhabenen Diensten des Heiligthums eingeführt werden.

Was ich aber bis jetzt von irgend einem anderen kirchlichen Officium gesagt habe, das findet noch mehr Anwendung auf das erhabenste unter allen, auf die kirchliche Liturgie oder die Messe. Dieser Gegenstand ist aber viel zu reichhaltig, als daß er kurz behandelt werden könnte. Es wundert mich nicht, daß seit den letzten Jahren viel allgemeiner als früher das Meßbuch als Gebetbuch gebraucht wird, und daß man auch in andern Gebetbüchern „die Meßgebete, wie sie der Priester

spricht," abdruckt. Es zeigt dies, daß die Gläubigen erkennen, wie hoch die kirchlichen Gebete über allen andern stehen, durch die man sie zu ersetzen sucht. Es kann auch in der That kein menschlicher Geist ihre Schönheit und Erhabenheit zu erreichen hoffen. Hinsichtlich dieser beiden Eigenschaften unterscheidet sich die Messe von allen andern Officien in bemerkenswerther Weise. Es kommen nicht nur sehr beredte und poetische Stellen in den einzelnen Gebeten derselben vor, sondern sie erhält sich durchgängig in der höhern Sphäre, zu welcher ihr göttlicher Zweck sie natürlich erheben muß. Wenn wir jedes Gebet für sich betrachten, so ist es vollkommen, vollkommen im Bau, vollkommen dem Gedanken nach, vollkommen im Ausdruck. Betrachten wir die Weise, wie die einzelnen Gebete zusammengestellt sind, so erregen unsere Bewunderung die Kürze eines jeden, die plötzlichen, aber schönen Uebergänge und der fast stanzenartige Effect, womit sie aufeinander folgen und eine äußerst schöne lyrische Composition bilden. Nehmen wir die Meßgebete als Ganzes, so sehen wir, daß dieses mit der bewunderungswürdigsten Symmetrie construirt, in seinen Theilen mit der größten Planmäßigkeit proportionirt und so ausgezeichnet angeordnet ist, daß die Aufmerksamkeit auf die heilige Handlung stets rege erhalten wird. Um die ganze Kraft und den ganzen Werth dieses heiligen Ritus zu verstehen, muß natürlich das ganze Ceremoniell berücksichtigt werden. Die Ministranten in ihren schönen Gewändern, der Gesang, der Weihrauch, die mannichfaltigen Ceremonien, welche bei der feierlichen Messe vorkommen, sind alle geeignet, die Ehrfurcht und Bewunderung zu erhöhen. Aber die wesentlichen Schönheiten bleiben, mag die heilige Messe unter dem goldenen Gewölbe von St. Peter mit all dem Pomp und all der Pracht gefeiert werden, die für die päpstliche Messe geziemend sind, oder in einer elenden Hütte, welche einige arme Wilde in Eile für ihren Missionar errichtet haben. Was kann passender sein, als der Psalm im Eingange und das demüthige Sündenbekenntniß des Priesters und des Volkes, wobei ersterer noch entfernt vom Altare steht, indem er sich unwürdig fühlt, dem-

selben zu nahen? Dann folgt der Introitus, welcher bestimmt zu sein scheint, den Grundton des ganzen Officium's anzuschlagen, welches zwar seinem Wesen nach eins ist, aber allen unsern Bedürfnissen angepaßt und zur Sühnung oder zur Danksagung, zur Abwendung von Uebeln oder zur Gewinnung von Gnaden verwendet werden kann. Bald ist dieser Einleitungsvers laut und freudig: — „Freuen wir uns alle im Herrn;" — bald dumpf und klagend: — „Erbarme Dich meiner, o Herr, denn ich werde bedrängt;" — in der Osterzeit klingt immer das Alleluja durch, wie fröhliches Glockengeläute; in der Passionszeit verstummt selbst das „Ehre sei dem Vater" und der Introitus verklingt ernst und melancholisch; wird das Fest eines Heiligen gefeiert, so wird gleich die Art seiner Tugenden und seiner Triumphe angedeutet; ist es ein Fest des Herrn, so wird das Geheimniß, welches wir an demselben verehren, feierlich verkündet. Die so beim Beginne der h. Messe angeschlagene Saite erklingt in bestimmten Zwischenräumen auf's neue wieder, gleichsam um stets den Ton festzuhalten. Die beim Graduale, beim Offertorium und bei der Communion vorkommenden Verse stehen in vollkommener Harmonie damit und da sie auch in den Collecten, in dem Evangelium und in der Präfation ein entsprechendes und noch tieferes Echo finden, so herrscht durchgängig der nämliche Charakter, welcher zu der religiösen Stimmung paßt, die durch die Liturgie angeregt werden soll, wenn auch ihr Wesen und ihre Haupttendenz immer dieselbe bleibt. — Das Kyrie eleison, — dieser Ruf um Erbarmen, welcher sich in allen Liturgieen des Morgenlandes und des Abendlandes findet — scheint eingefügt zu sein, um den Ausbruch der Freude und des Lobpreisens effectvoller zu machen, welcher im Gloria darauf folgt: wir verdemüthigen uns recht tief, damit unser Triumph um so fühlbarer werde. Dieser Hymnus selbst ist voll Schönheiten; der beste Beweis dafür ist, daß kein Text besser zur musicalischen Composition geeignet ist, daß keiner besser dazu paßt, alle Weisen, heitere und ernste, langsame und flehende Melodieen und volle und mächtige Chöre, in großer Mannichfaltigkeit auf

einander folgen zu lassen. In der einfachen Gregorianischen Choralmelodie, wie in den reinen religiösen Harmonieen Palestrina's ist es wahrhaft ein hymnus angelicus, ein Engel-Gesang.

Ich fühle mich der Aufgabe gar nicht gewachsen, die Vortrefflichkeit der Gebete nachzuweisen, welche den wesentlichen Theil der Liturgie, vom Offertorium bis zum Ende, bilden. Ich habe oft mit Staunen bemerkt, daß in keinem derselben auch nur ein Wort durch ein passenderes ersetzt werden könnte; daß in wenige Worte mehr Gedanken zusammengedrängt sind, als fast alle andern mir bekannten Gebete enthalten, und daß Alles gesagt wird, was man nur verlangen und wünschen kann. Alle Gebete beim Offertorium sind sehr kurz, aber sie sind voll Kraft und Innigkeit; es herrscht darin eine ganz himmlische und erhabene Einfachheit, ein mildes und zartes Pathos. Wenn der Priester, nachdem er die Opferung vorgenommen, sich niederbeugt über den Altar und sich demüthigt in Zerknirschung des Herzens, als unwürdig seines heiligen Amtes; und sich dann aufrichtet mit edelm Vertrauen, und seine Hände und Augen zum Himmel erhebt und feierlich den Gott anruft, der dort wohnt, indem er spricht: „Komm, Heiligmacher, allmächtiger ewiger Gott,“ und in Seinem Namen die heiligen Opfergaben segnet, — so ist das ein erhabener und großartiger Ritus, von dem man zuversichtlich annehmen darf, daß er wirksam ist, im Himmel, wie auf Erden. Dann zieht sich der Priester zurück, wie um Ihm Platz zu machen, Den er so kräftig herabgerufen hat, sein Opfer zu segnen, — und geht, um Hände und Herz noch mehr zu reinigen und so zu seinem Amte zurückzukehren würdiger, „die Worte der Lobpreisung zu hören,“ welche die Kirche in Gemeinschaft mit den Engeln in ihrem Hosanna singt. — Die Präfationen sind alle dem Inhalte und der Form nach vollendet; es kann keine glänzendere Einleitung zu dem göttlichen Ritus geben, der darauf folgt, als die Präfation mit dem Hymnus, der sie schließt. — Hier muß ich abbrechen; denn der Gegenstand wird zu heilig für meine Feder; der Boden, den wir jetzt betreten würden, ist heilig, und wer sich darauf wagen will,

muß die Schuhe von den Füßen gelöst haben.[1]) Würdig darüber zu reden, dazu gehört eine ganz andere Sprache und ein ganz anderer Stil, als sie zu dem bescheidenen Amte paßt, welches ich jetzt wahrnehme: ich habe gleich im Anfange gesagt, ich wolle keine Predigt über das Gebet schreiben, sondern nur die undankbare Rolle eines Kritikers übernehmen. Ich beschränke mich also darauf zu sagen, daß diejenigen, welche zu lernen wünschen, wie man Gebete verfassen kann oder soll, lange und ernstlich über diese apostolischen Gebete meditiren sollten, die von nichts übertroffen werden, als dem inspirirten Worte Gottes.[2])

[1]) 2. Moys. 3, 5. — [2]) Der Aufsatz schließt mit einigen kritischen Bemerkungen über einige neue Gebetbücher und über die damals in England gebräuchlichen Gebetbücher überhaupt. Der Verfasser hat beim Wiederabdrucke des Aufsatzes in den „Essays" die Bemerkung beigefügt, daß sich seit dem Erscheinen derselben auch in dieser Hinsicht in England Vieles geändert habe; und der Uebersetzer hält es darum um so mehr für gerechtfertigt, diese Bemerkungen wegzulassen. Folgende Stelle aus denselben fügt er jedoch hier bei, da die Schriften des Mannes, den sie betrifft, theilweise auch in Deutschland bekannt sind:

„Von dem wahrhaft ehrwürdigen, gelehrten und frommen Bischof Challoner kann kein englischer Katholik ohne Ungerechtigkeit und Undankbarkeit anders sprechen als mit tiefer Bewunderung und aufrichtiger Hochachtung. Er hat allein uns eine Sammlung von religiösen Schriften hinterlassen, ohne welche eine Lücke in unserer katholischen Literatur sein würde, welche nicht leicht durch die Schriften vieler anderen Männer ausgefüllt werden könnte. Der Katechismus, aus welchem wir die ersten Elemente unseres Glaubens gelernt haben, — den, wodurch wir frühzeitig mit der heiligen Geschichte bekannt geworden, oder in die Controverslehren eingeführt sind, — das Gebetbuch, welches wir am öftesten gebraucht haben, — die Betrachtungen, welche uns tägliche Belehrungen darboten, — viele unserer gründlichsten und klarsten Controversschriften, — die wunderschönen Berichte über unsere Väter im Glauben, die Missionspriester, — das Martyrologium unserer alten Kirche und viele andere Werke haben wir diesem wahrhaft großen und guten Manne zu danken; und ich weiß nicht, was wir ohne dieselben hätten anfangen sollen. Er besorgte in der That für seine katholischen Landsleute Alles, was in der katholischen Literatur nöthig und nützlich war, und das zu einer Zeit wo es wahrhaft eine Gnade des Himmels war, daß man diese Bücher bekam, und noch dazu zu einer Zeit, wo solche Bücher nicht ohne Gefahr für die Person des Verfassers herausgegeben werden konnten."



VI.

Ueber einige Ceremonien und Andachtsübungen der katholischen Kirche.

Erste Abhandlung.[1]

Wenn man irgend ein Gebäude, welches die protestantische Frömmigkeit irgend einer Classe zu gottesdienstlichen Zwecken errichtet hat, von außen sieht, kann man die Form und Einrichtung des Innern gleich errathen. Mag es nun eine Kirche oder ein Betsaal (meeting-house) sein, das macht keinen Unterschied; mag es ein viereckiges Gebäude von Ziegelsteinen sein, an dem die Treppen und Gallerieen durch die langen, rundbogigen Fenster heraussehen, oder ein massives Gebäude mit einer Parodie von Seitenschiffen, mit einem kleinen Chor an einem Ende und einem verkrüppelten Thurm an dem andern, — wenn man die äußern Dimensionen kennt, kennt man auch die ganze Anlage des Innern: man weiß von vornherein, daß die innere Oberfläche jeder Mauer mit der äußern ganz genau parallel läuft, daß der innere Raum größtentheils mit Bänken und Stühlen gefüllt ist und daß eine Kanzel und ein Communiontisch (oder bloß eine Kanzel) da steht, wo sie, wie man gleich sieht und erkennt, stehen muß. — Das ist ganz natürlich: das Gebäude muß der Religion entsprechen; ist diese mo-

[1]) Aus der „Dublin Review" vom J. 1843. „Essays" Bd. 1. S. 469 ff.

noton, so muß es auch jenes sein. Morgengebet und Abendgebet, Predigt und Vorlesung sind doch höchstens unbedeutende Variationen des nämlichen Thema's; der sonntägliche Gottesdienst und der Gottesdienst an Werktagen sind nur unwesentliche Modificationen desselben Typus. Es kann uns nur belustigen, wenn wir fast jede Woche in anglicanischen Zeitschriften ganz ernsthaft rubricistische und liturgische Fragen erörtert finden: welche Gebete z. B. am Lettner zu sprechen seien, und welche am Faldistorium, welche an einer Seite des Communiontisches und welche gerade vor demselben. Einem Katholiken kommen solche Discussionen in der That wie kindische Spielereien vor, und wir fühlen uns versucht, zu denken, wie die heilige Congregation der Riten zu Rom lachen würde, wenn sie erstens sähe, daß solche Dinge in den Zeitungen besprochen werden, und zweitens bemerkte, welche ungeheuere Wichtigkeit denselben beigelegt wird. Der mystische Sinn ist leider für immer aus solchen Kirchen gewichen, und nur durch ihn können doch solche Variationen im Ritus Bedeutung erhalten; die Symbolik wird nicht mehr geschätzt, und doch kann nur sie solchen unbedeutenden Ceremonien Würde und Sinn aufprägen.

Aber ich vergesse, daß ich noch einen Pendant zu der eben gegebenen Schilderung zu liefern habe. Man sehe sich das Aeußere einer vollendeten katholischen Kirche an, einer Kathedral-, einer Collegiat- oder einer Pfarrkirche, und man wird nicht mit Sicherheit auf die Beschaffenheit des Innern schließen können. Die großen Umrisse werden uns nicht täuschen. Das Kreuz, welches die hohen Giebel der Dächer beschreiben, sagt uns gleich von dem erhabenen und heiligen Geheimnisse, welches dort gefeiert wird. Aber rings um dasselbe und namentlich rings um das Haupt — gleich dem Strahlenkranz, womit christliche Maler das Haupt des Gekreuzigten umgeben, — reihen sich andere kleinere Gebäulichkeiten, alle für sich schön ausgeführt, reich eingefaßte Edelsteine an der Krone, und jede, wie es scheint, das Lieblingswerk irgend eines Geistes, der darauf allen Fleiß verwandt. Dann sehen wir längs des Hauptgebäudes viele Anhängsel, an deren Aeußern kaum ihre

innere Bestimmung und Gestalt zu erkennen ist. — Woher all diese Mannichfaltigkeit? Sie hat ihren Grund in der Natur des Gottesdienstes, der drinnen gefeiert wird; dieser ist mannichfaltig, wie all diese schönen Anhängsel und Nebentheile des heiligen Gebäudes. Die verschiedenen Andachten, welche darin gehalten werden, haben sie veranlaßt; und diese Andachten gruppiren sich um die große und himmlische Liturgie, wie diese kleinern und zierlichen Heiligthümer um das majestätische Kreuz. Hier ist die Kapelle des allerheiligsten Sacramentes, weil die katholische Kirche dasselbe mit großer Ehrfurcht aufbewahrt und es oft ihren kranken oder sterbenden Kindern bringt oder es, wie das Lamm auf Seinem Throne, öffentlich aussetzt, um von Priestern und Volk angebetet zu werden. Dort ist die Mutter-Gottes-Kapelle, weil die h. Kirche die allezeit selige Mutter Gottes besonders verehrt und eine Art von Familien-Kapelle haben muß zur Pilgerfahrt, wo fromme Leute aus der Gemeinde des Abends zusammen kommen und, gleichsam in ihrer Gesellschaft, still ihren Rosenkranz beten. Dort sind Altäre zur Ehre von Heiligen in andern Kapellen, weil seit undenklichen Zeiten ihre Reliquieen oder ihre Bilder an dem Orte viel verehrt worden sind, und weil es am zweckmäßigsten ist, um ihnen die gebührende Verehrung zu sichern und die Aufmerksamkeit auf sie hinzulenken, daß man sie von andern Gegenständen, auch von andern heiligen Gegenständen trennt, gleichwie ein reicher Kunstfreund sein bestes Bild in einem schönen Cabinet für sich allein aufhängt. Dann finden wir noch Kapellen, wo Familiengräber sind und für die verstorbenen Gläubigen gebetet wird, und wo derselbe Geist der Andacht, der sich mit den Seligen im Himmel freut, mit den leidenden Seelen sein Mitleid äußert.

Aber unsere Allegorie ist so noch nicht vollständig. Wie Jedermann das ganze Innere eines protestantischen gottesdienstlichen Gebäudes kennen kann, wenn er bloß die Außenseite sieht, und wie man das Innere einer echten katholischen Kirche nicht recht erkennen und würdigen kann, ohne in sie einzutreten und darin herumzugehn, und, wenn man fremd ist, nach der

Bestimmung der einzelnen Theile zu fragen, — so kann man auch alle die magere Armuth oder sogenannte Einfachheit jedes akatholischen Gottesdienstes erkennen, ohne daß man das Unglück hat, der betreffenden Secte anzugehören und an dem Gottesdienste selbst theilzunehmen, während auf der andern Seite Niemand hoffen darf, den Reichthum und die Fülle der katholischen Andacht in ihren vielen schönen Formen kennen zu lernen, zu verstehn und recht würdigen zu können, bis er in das Innere ihres göttlichen Heiligthums eingetreten ist und in ihrem Geiste alle ihre einzelnen, aber mit einander harmonirenden Theile besucht hat. Ich habe in einem frühern Aufsatze [1]) von den großen liturgischen Gebeten der Kirche gesprochen, freilich nichts weniger als erschöpfend; ich will jetzt Einiges über die kleinern und gleichsam in zweiter Reihe stehenden Uebungen der katholischen Andacht beifügen, welche derselben eine reiche Mannichfaltigkeit und dabei die Eigenthümlichkeit geben, daß sie nur von denen erkannt wird, welche drinnen sind: „Alle Herrlichkeit der Königstochter ist inwendig, — mit Gold verbrämt, bunt ihr Gewand.“ [2])

Die Richtung unserer Zeit geht freilich darauf, Alles zu vereinfachen, zu verkürzen und auf das Wesentliche zu beschränken. Wenn eine Maschine, die ursprünglich sehr complicirt war, auf ein halbes Dutzend Räder reducirt wird, so wird das heutzutage als eine große Entdeckung angesehn. Ein Gärtner ist stolzer auf einen Baum, von dem er Alles bis auf ein paar Aeste abgeschnitten hat, die er in unnatürlicher Weise an eine Mauer annagelt, und welcher einige auserlesen gute Früchte trägt, als auf einen stattlichen Baum, der sein blätterreiches Haupt im Winde hin und her bewegt. Die zwei großen Fragen unserer Zeit sind, erstens, wie viel von Jedem (irdische Güter ausgenommen) unumgänglich nöthig, und zweitens, welches der kürzeste und leichteste Weg ist, es zu erlangen. Das wird auch auf die Religion angewendet: welches ist der Gottesdienst, dem man nothwendig beiwohnen muß, welches ist die

[1]) S. oben S. 216. — [2]) Psalm 44, 14: Omnis gloria ejus filiae regis ab intus, in fimbriis aureis, circumamicta varietatibus.

einfachste Weise, diese Pflicht zu erfüllen? Die Antwort: „die sonntägliche Messe“ geht noch an; aber dann wird man beifügen: „dieselbe sei so frei von aller Feierlichkeit, so sparsam besucht und so einfach im Ceremoniell, wie möglich. Und ebenso werde es mit allen Sacramenten und Sacramentalien gehalten: man lasse Alles bestehn, was zu ihrer Wirksamkeit unumgänglich nöthig ist; aber man schaffe Alles ab, was abgeschafft werden kann.“

Zum Glück haben die Leute, welche so reden, keine Macht über die Natur; sonst würden sie schlimme Streiche mit derselben anfangen und sie sehr summarische Mittel und Wege und allerlei Abkürzungen lehren statt ihrer sehr complicirten Methoden und ihres langsamen Fortschreitens. Und doch bietet die Ordnung der Gnade so viele Analogieen mit der Ordnung der Natur, daß ich meine, es müsse Jedem einleuchten, daß es ebenso abgeschmackt und unnatürlich ist, in die geistige wie in die physische Welt eingreifen zu wollen. Beide sind ja eine Welt des Lebens; beide haben lebendige Gesetze, die von einer höhern Gewalt abhängig sind, als der des Menschen; beide mögen sich nicht durch neue und willkürliche Gesetze binden lassen. Nimm die Pflanze und ihr Leben: von wie vielen kleinen und unbedeutenden Dingen ist dasselbe abhängig! Versuche es, dieselben zu vereinfachen, und du zerstörst die Pflanze. Schließe sie ein und nähre sie mit einer künstlichen Atmosphäre, in der die Ingredienzien von Allem gereinigt sind, was ihre genauen Proportionen stört, — und die Pflanze wird kränkeln. Bereite einen Boden für sie nach wissenschaftlichen und chemischen Principien, und neun unter zehn werden undankbar genug sein, nicht wachsen zu wollen. Und warum? Weil ihr Lebensprincip viel mehr Dinge verlangt, als du herbeischaffen oder auch nur berechnen kannst, — kleine, unmerkliche, atomische Dinge, die dem schärfsten Auge entgehn. Du weißt nicht, was sie von den Thautropfen, die Morgens auf ihren Blättern glänzen, einsaugt, und was ihr das reine Wasser aus der Quelle nicht geben kann; du weißt nicht, welches gesunde Element sie selbst aus dem Nebel einathmen kann, der sie mitunter umhüllt; du

weißt nicht, welche Erfrischung ihr der Reif gewährt, der oft im Winter ihre nackten Glieder bekleidet, als wäre sie mit Blüthen bedeckt; du weißt nicht, wie viel ihr das Gras nützt, welches zu ihren Füßen verwelkt, ja selbst die Insecten, die um sie herum sterben; der Lehm, der Sand und die Mineralstoffe, welche dem Boden beigemischt sind, worin sie steht, können einen besondern Einfluß auf ihr Wachsthum und Gedeihen üben. In gleicher Weise wird vielleicht das geistige Leben unterhalten und gefördert: die kleinern Gnadenmittel, die uns unbedeutend und von sehr untergeordneter Wichtigkeit scheinen, haben dabei ihren Werth und ihre Wirkung, welche jetzt vielleicht von uns nicht beachtet, aber später gebührend erkannt werden. Es ist vielleicht eine angenehme Uebung der neuen Erkenntnißkraft, welche dereinst der Seele gegeben wird zum vollen Verständniß der göttlichen Gnaden, wenn sie sieht, wie viel ihr geistiges Wachsthum und ihre Fruchtbarkeit durch diese kleinern Mittel gefördert ist, welche verborgene Kraft ihr durch eine scheinbar zufällige, aber mit Ehrfurcht empfangene Gnade mitgetheilt, welche Makel durch Besprengen mit dem von der Kirche gesegneten Wasser abgewaschen, welche Gnade durch eine fromme Verneigung beim Vorübergehn vor dem Altare Gottes gewonnen, welcher Schlag den bösen Mächten, die uns vielleicht verdorben hätten, durch das Kreuz beigebracht wurde, womit wir in dem rechten Augenblicke unsere Stirn bezeichneten, — kurz, wie viel Förderung in der Tugend wir der beharrlichen und frommen Benutzung dessen zu danken haben, was Andere nicht genug schätzen und darum nicht beachten.

Man könnte sagen, ich räumte aber doch ein, daß diese Dinge nicht wesentlich seien; es könnten darum Viele in der wahren Kirche sein und es seien Viele darin, welche zu der eben getadelten Classe von Personen gehörten und doch lebendige Mitglieder der Kirche seien; warum man also sie oder Andere zu Mehrerem drängen solle. Ich antworte mit der Frage: sind diese in der Regel die Zierden der Kirche? Sie mögen allerdings lebendige Pflanzen sein, aber sind sie reich an geistiger Frucht? Sind sie schön und lieblich für das Auge

der Gläubigen und der von der Kirche Getrennten? Finden wir unter ihnen die Lehrer der Unwissenden, die Tröster der Armen, die Gründer mildthätiger Anstalten, die Verbreiter der Wahrheit? Sind es nicht vielmehr immer die kalten, die weltlichgesinnten oder die schwachen und lauen Christen? Der Kirche Gottes ist das Privilegium der Schönheit und Liebenswürdigkeit verliehen; würde sie dasselbe wirklich besitzen, wenn sie nur solche Kinder aufzuweisen hätte? Aber, Gott sei Dank, sie hat etwas Besseres, sie hat fromme, andächtige, eifrige, abgetödtete Seelen, sie hat heilige Ordensleute, eifrige Priester und fromme Laien. Nun wird man aber finden, daß diejenigen, welche die Ansprüche der Kirche auf jene erhabene Prärogative begründen, auf die sogenannten unwesentlichen Ceremonien und Gebräuche den größten Werth legen, eifrig im Gebrauche und eifrig in der Vertheidigung derselben sind. Wenn wir also sehen, daß mit ihrer Benutzung eine höhere Stufe der Tugend und ein größerer Glanz der Heiligkeit immer verbunden ist, sollen wir dann nicht dieselben eher hochschätzen, als geringachten, eher vermehren, als vermindern, eher erhalten und vertheidigen, als dem Tadel und der Verkennung überlassen.

Denken wir uns z. B. Jemand, welcher über die kalte Zone des Katholicismus in eine wärmere Sphäre eingetreten ist und angefangen hat, ihre Wärme zu empfinden. Ich spreche nicht vom Raume, sondern von dem Geiste, — also von Jemand, der gelernt hat, an den reichen Tröstungen seiner Religion Geschmack zu finden, der nicht bloß an einem Tage der Woche, weil es Sonntag ist, zur Kirche geht, sondern, wo möglich, jeden Tag, weil sein Heiland dort ist; der dem Altare naht, nicht bloß an wenigen bestimmten Tagen, weil Sitte oder Gesetz es so vorschreiben, sondern so oft, wie sein Hunger nach der unvergänglichen Speise ihn antreibt. Ein herzloser Jansenist wird vielleicht sagen, ein so oftmaliger Besuch erzeuge Vertraulichkeit, und vor der müsse man sich sorgfältig hüten; wir aber sagen, gerade Vertraulichkeit wünschten wir zu erzeugen. Er wird auf das Beiwort „das furchtbare Geheimniß" Gewicht legen und größere Furcht für nöthig halten; wir antworten:

„O heiliges Gastmahl!“ Er wird feierlich das Capitel anstimmen: „Wer unwürdig dieses Brod ißt, der ist schuldig an dem Leibe des Herrn;“ wir werden in freudigerem Tone mit der Antiphone antworten: „O wie lieblich, o Herr, ist Dein Geist, der Du, um Deine Liebe gegen Deine Kinder zu beweisen, uns das süßeste Brod vom Himmel gibst, die Hungernden mit Segen erfüllst, die hochmüthigen Reichen leer ausgehen lässest!“ [1]) — Wenn die Jansenistische Auffassung gelten soll, dann darf ich nichts mehr sagen: „das Sacrament der Liebe“ wird dann eher zum Sacramente der Furcht, die Speise wird zur Arznei, der Stab zur Geißel, die Wegzehr zu einer schweren Bürde. Der arme Pilger, der nach Wärme und Licht strebt, diesen zwei Strahlen vom Himmel, wird wieder zurück getrieben zwischen seine Eisberge, um in den kalten und dunkeln Regionen des modernen Halb-Protestantismus zu frieren und zu zittern. Aber denken wir uns, er habe den Muth, bei diesem finstern Ungeheuer kühn vorbei zu gehen und die lieblichen Gefilde der katholischen Kirche zu betreten, um sich an ihren Wahrheiten und Gefühlen zu erfreuen; dann hat er angefangen zu lieben, was seine Liebe entzündet, sich dessen zu erfreuen, was ihm Freude gibt. Er wird nun nicht so leicht befriedigt werden, wie vordem; er fängt an einzusehen, daß ihm ein Gnadenmittel zu Gebote steht, welches er bis dahin nicht genug beachtet hat. Unser liebevoller Heiland hat das erhabenste und beste Seiner Sacramente in einer dauernden Form eingesetzt, welche es uns möglich macht, Ihn auf wunderbare Weise zu allen Zeiten zu besitzen. Man könnte die alten Christen beneiden und selbst ihre Verfolgungen hinnehmen wollen unter der Bedingung, daß man gleich ihnen den Herrn als Gast im Hause haben und vor Tagesanbruch in der vertraulichsten Weise Ihn empfangen dürfte. Dem Hause des Obededom [2]) widerfuhr in der That nur eine geringe Ehre im Vergleich mit der ihrigen. Aber selbst jetzt haben wir den Herrn immer bei uns, wenn auch nicht in unsern unwürdigen

[1]) Vgl. das Officium des Frohnleichnamfestes.

[2]) Dort stand unter David's Regierung einige Monate die Bundeslade. 2. Kön. 6, 11.

Wohnungen, doch in Seinem eigenen Hause. Wenn wir krank sind, kommt Er zu uns, so oft wir Ihn bitten; wenn wir gesund sind, sollen wir uns da lange treiben lassen, zu Ihm zu gehen? Das wäre höchst unnatürlich; und was der frommen Seele natürlich ist, das findet nothwendig auch seinen Platz im katholischen Systeme, denn dieses System ist ja die Natur der innern und geistigen Welt.

Niemand kann in ein katholisches Land kommen, ohne gleich zu sehen, daß diese Idee dort verwirklicht wird. Alle Kirchen, die als öffentliche angesehen werden können, sind fast den ganzen Tag offen, die Kathedralen, die Collegiatkirchen, die Pfarrkirchen und oft viele andere. Es wird als etwas Gesetzmäßiges angesehen, daß sie offen sind. Das bildet nach meinem Gefühl einen bedauerlichen Contrast zwischen England und diesen Ländern — ich meine nicht das protestantische England, sondern was davon katholisch ist. Denn würden in ersterem die Kirchen offen gelassen, bloß damit neugierige Fremde sie leichter besehen könnten, so könnten wir uns freilich vielleicht mit unserer Armuth — um es milde auszudrücken — entschuldigen und sagen, da wir keine Gemälde und keinen kostbaren Marmor aufzuweisen hätten, so dürften wir unsere verhältnißmäßig armen gottesdienstlichen Locale verschließen. Aber darum handelt es sich nicht. Es gibt viele Dorfkirchen in Frankreich, Deutschland und Italien, welche auch nichts aufzuweisen haben, was das fleischliche Auge anziehen könnte, welche aber doch die Vorübergehenden einladen, einzutreten und zu beten. Und viele Vorübergehende thuen das, namentlich in den stillen Abendstunden, die sich dazu so gut eignen. Was sie aber anzieht, das haben wir in unsern ärmsten Kapellen, und wenn diese nicht in ähnlicher Weise besucht werden, so liegt die Schuld an den Personen, nicht an den Verhältnissen. Die nämliche Weisheit hat sich ein Haus unter uns gebaut, geziert mit den nämlichen mystischen sieben Säulen, — hat ihre Tafel bereitet und ruft laut von ihrer hohen Burg Allen zu, einzutreten, zu ihr zu kommen und zu genießen.[1]) In so weit ist also kein

[1]) Vgl. Sprüchw. 9, 1 ff.

Unterschied da; der Unterschied liegt in dem Gehorsam gegen die Einladung. Wir können die Schuld auf die Verhältnisse schieben, in denen wir leben, auf unser Land und unsere Zeit; aber das hilft nicht; sie muß zuletzt doch auf uns fallen: es herrscht unter uns nicht dieselbe Gesinnung, welche unsere Brüder in andern Ländern beseelt. Es ist nicht nöthig, daß ich die Sache weiter bespreche, daß ich ihre verborgenen und zu Tage liegenden Ursachen erforsche, daß ich näher angebe, wo der Fehler besonders liegt. Nehmen wir die Schuld alle auf uns, erkennen wir sie an, und suchen wir uns zu bessern! Arbeiten wir auf jede Weise dahin, daß das Haus Gottes mehr geliebt, seine Privilegien mehr geachtet und seine Schätze mehr gesucht werden! Wenn die Umstände nicht gestatten, dasselbe den ganzen Tag offen zu lassen, so machen wir wenigstens, daß es den Gläubigen jederzeit zugänglich ist, und lehren wir diese, welchen Trost sie dort finden können! [1])

Die Namen, welche bei den Katholiken für die religiösen Uebungen in Gebrauch kommen, sind gute Schlüssel zur Deutung der Gefühle, welche denselben zu Grunde liegen. So drückt die gewöhnliche Bezeichnung **„Besuchung des heiligen Sacraments“**, welche in katholischen Ländern und katholischen Genossenschaften so gut bekannt ist, eine Tiefe des Glaubens und der Liebe aus, welche lange Beschreibungen nicht so treffend schildern könnten. Sie drückt gleich den einfachen, herzlichen, praktischen Glauben an die wirkliche Gegenwart Christi im h. Sacramente aus, nicht eine vage, unbestimmte Meinung, nicht eine ungewisse Hoffnung, daß der Herr der Herrlichkeit dort sei, sondern eine feste Ueberzeugung, daß eben so sicher, wie ein König in seinem Palaste wohnt und dort von denjenigen angetroffen werden kann, denen es gestattet ist, denselben zu betreten, — oder besser, daß eben so sicher, wie Er einst

[1]) Der Aufsatz erschien zuerst 1843, beim Wiederabdruck desselben im J. 1853 hat der Verfasser die Anmerkung beigefügt: „Diese Klagen sind jetzt nicht mehr so begründet: viele unserer Kirchen sind jetzt den Tag über den Gläubigen zugänglich und diese benutzen die Gnadenmittel, die ihnen so dargeboten werden, um ihre Frömmigkeit vor Gottes Altar zu nähren.“

in einem Stalle wohnte und diesen zu Seinem ersten Palaste auf Erden machte, und wie Er dort „besucht" wurde von Königen aus fernem Lande, — daß eben so sicher, wie Er weilte in den Häusern Seiner Freunde und dort besucht wurde von Nikodemus, welcher Belehrung, und von Magdalena, welche Vergebung suchte; — daß Er eben so sicher jetzt unter uns wohnt, so daß wir in ähnlicher Weise zu Ihm gehen und in unsern Bedürfnissen zu Ihm unsere Zuflucht nehmen können. Nur der lebendigste Glaube an das Geheimniß konnte diese Sitte einführen und erhalten. — Aber die Bezeichnung „Besuchung" ist gleicherweise auch das Erzeugniß und der Ausdruck der Liebe. Er drückt eine gewisse Intimität, wenn ich so sagen darf, mit dem aus, auf welchen er angewendet wird; er führt uns über die dunkeln Regionen der Furcht hinaus in die der glühenden Liebe; er erhebt uns über die furchtsam demüthige Haltung der Kinder Israel's am Fuße des Berges, ja er führt uns gerades Weges durch die Wolken und Blitze, die ihn umgeben, zu dem stillen glänzenden Gipfel, wo Gott und Mensch von Angesicht zu Angesicht sich nahen und mit einander reden, wie Freunde zu thun pflegen.[1]) Ja, im Kämmerlein beten, ist ohne Zweifel gut; der stille Betort zu Hause mit seinen kleinen Zeichen liebender Frömmigkeit, die ringsum hangen — oft Trophäen aus einem heiligern Lande — ist sehr erquickend und zur Andacht geeignet. Aber die großen und hochherzigen Gedanken des katholischen Heroismus werden gedacht oder vielmehr eingegeben an dem Altare, wo das anbetungswürdige Sacrament thront: dort entsagt in stillem Gebete die vornehme Dame im Herzen der Welt und ihren Eitelkeiten und gelobt Treue dem Bräutigam ihres keuschen Herzens; dort sinnt der junge Priester in ruhiger und süßer Meditation über die Siege seiner Mitschüler nach, über die Schwerter und glühenden Zangen von Tonking, und entschließt sich, gleich ihnen die Martyrerkrone zu verdienen; dort gelangen alle Plane und Entschlüsse für die Kirche Gottes, deren Ausführung angestrengten Eifer und ausdauernde Kraft erheischt, zur Reife;

[1]) Vgl. 2. Moys. 20, 18 ff.; 24, 15 ff.

dort auch wird das Herz befreit von seiner täglichen Last, von Sünde und Schmerz, von Angst und Betrübniß, und empfängt eine Erquickung, die sonst nirgend zu finden ist. Dort werden Opfer leicht, welche an jedem andern Orte hart sein würden; und der Katholik lernt bald die Worte verstehn und aussprechen, welche dort die schönste Anwendung finden: „Der Sperling findet sein Haus und die Turteltaube ihr Nest... Deine Altäre, Herr der Heerschaaren, mein König und mein Gott!“ [1])

Die Idee, welche dieser Andachtsübung zu Grunde liegt, verdient aber eine weitere Entwickelung, wiewohl ich theilweise meine Auffassung schon ausgesprochen habe, wo ich auf entsprechende Umstände in dem irdischen Leben des Heilands hinwies. Ich erwähnte, Er werde in Seinem h. Sacramente gerade so besucht, wie in Seinen Wohnungen, als Er noch auf Erden wandelte. Nun kann man wohl sagen, die Vollkommenheit der wahren ascetischen Andacht, wenigstens auf ihrer ersten Stufe, bestehe darin, daß wir möglichst enge mit unserm göttlichen Meister verbunden und in den Stand gesetzt werden, uns Ihm nahe und bei Ihm zu fühlen, gerade so als hätten wir das Glück gehabt, zu Seinen Freunden und Vertrauten zu gehören. Aber diesen Gedanken weiter auszuführen, wird sich gleich eine bessere Gelegenheit darbieten; führen wir erst den begonnenen Punct zu Ende.

Wenn der katholischen Privat-Andacht das Princip zu Grunde liegt, den Gefühlen des Glaubens und der Liebe derjenigen möglichst nahe zu kommen, welche in der Gesellschaft des Heilands auf Erden lebten, so liegt dem öffentlichen Gottesdienste in der katholischen Kirche die Idee und das Princip zu Grunde, möglichst getreu die Huldigung nachzuahmen, welche Ihm und Seinem Vater im Himmel dargebracht wird. Die Kirche auf Erden ist eins mit der triumphirenden Kirche, und Anbetung und Lobpreisung ist beiden gemeinsam. Wenn wir nun zu jener glücklichern Sphäre emporschauen, so sehn wir das Lamm auf dem Throne ewige und ununterbrochene Anbetung und Lob und

[1]) Etenim passer invenit sibi domum et turtur nidum sibi ... altaria Tua, Domine virtutum, rex meus et Deus meus. Ps. 83, 3. 4.

Preis empfangen. Wie schön hat van Eyck's Pinsel diese Scene auf die Erde übertragen auf seinem herrlichen Bilde „die Anbetung des Lammes" zu Gent! Dort sieht man alle Völker der Erde und alle Classen der Menschen, in der katholischen Kirche vereinigt, damit beschäftigt, das Lamm zu bewundern, zu preisen und anzubeten, welches geschlachtet ward vom Anbeginn der Welt. Und diese Allgemeinheit der Huldigung bedarf nur noch der ewigen und ununterbrochenen Dauer, um ein Seitenstück zu den Scenen zu werden, welche Johannes auf Patmos sah. Das kann im katholischen System nicht fehlen. Die Kirche ist nicht damit zufrieden, ihre Heiligthümer den ganzen Tag für diejenigen zu öffnen, welche die Andacht treibt, dort anzubeten, auch wenn sie wüßte, daß keine Stunde und keine Minute verginge, in welcher nicht der Eine oder der Andere in ihrem weiten Gebiete mit einem solchen Gebete beschäftigt wäre. Sie mag nicht einmal diese Pflicht der beständigen Anbetung den Genossenschaften überlassen, welche den Tag und die Nacht in verschiedene Theile getheilt haben, so daß die Einen zu dieser, die Andern zu jener Stunde, jedenfalls aber immer Einige die ganze Zeit hindurch Gott dienen. Sie möchte, daß sich durch alle Zeiten des Jahres und durch alle Tage eine immer dauernde, ununterbrochene Anbetung ihres Herrn und Erlösers, als des anbetungswürdigen Lammes auf dem Throne, hindurchzöge.

Zu dem Ende ist in großen Städten, wo sich eine hinlängliche Anzahl von Kirchen befindet, das ganze Jahr in Zeiträumen von achtundvierzig Stunden unter dieselben vertheilt; — von diesem Zeitraume hat die Andacht den Namen **„das vierzigstündige Gebet."** [1]) Kosten und Mühe werden nicht ge-

[1]) Der Verfasser spricht hier von dem „vierzigstündigen Gebete," wie es z. B. in Rom gehalten wird, wo die Andacht in der betreffenden Kirche zweimal 24 Stunden ohne Unterbrechung dauert, während in Deutschland das „vierzigstündige Gebet" drei Tage mit Ausschluß der Nacht dauert. Dem, was der Verfasser hier schildert, entspricht bei uns das „ewige Gebet," welches in manchen Diöcesen noch besteht und z. B. in der Kölnischen Erzdiöcese wieder eingeführt ist. D. Uebers.

spart, um diese Andacht möglichst feierlich zu machen. Die Kirche wird mit Teppichen reich verziert; das Tageslicht wird ausgeschlossen, nicht so sehr um die glänzende Beleuchtung des Altars effectvoller zu machen, als vielmehr um die Aufmerksamkeit auf das Sacrament hinzulenken, welches auf dem Altare ausgesetzt ist, und um dasselbe, gleich dem Lamme im Himmel, zur Lampe und Sonne, zum Mittelpuncte des Lichtes und der Glorie für das ganze Heiligthum zu machen. Nach einer feierlichen Messe und Procession wird das h. Sacrament auf dem Altare ausgestellt, in demselben Augenblicke, wo es mit ähnlicher Feierlichkeit in einer andern Kirche weggenommen wird. Um dasselbe herum ist ein Firmament von zahllosen Lichtern angebracht, als Sinnbild der stets wachen Himmelsschaar, der Geister von unerschöpflicher Lebenskraft und unverwelklichem Glanze, welche dort oben den Thron der Herrlichkeit umringen. Am Fuße des Altares knieen in stiller Anbetung bewegungslos die Priester des Heiligthums, die Tag und Nacht einander ablösen und die Gebete des Volkes wie duftenden Weihrauch darbringen. Sehn wir nun auf das Schiff der Kirche! Wir erblicken keine Stühle oder Bänke oder dergleichen Geräthe; sondern der Strom des Lichtes scheint von dem Altare auf den Marmorboden zu fließen und bis zur Thüre hinzuströmen. Aber bei Tage sieht man das nicht; denn die Stunden der Ruhe ausgenommen, ist die ganze Kirche stets mit knieenden Betern angefüllt. Wenn ich mich im Geiste an diese Scene wieder erinnere, erscheint sie mir wie eine himmlische Vision. Es ist, als ob bei diesen Gelegenheiten Fleisch und Blut vergeistigt würden, sowie sie über die Schwelle kommen. Sanft und geräuschlos wird der Vorhang emporgehoben, der vor der Thüre hängt, und eine Hand reicht ihn aufgehoben schweigend der andern, wenn eine Reihe von Besuchern eintritt; die eben noch auf der Straße so laut plauderten und so fröhlich lachten, sie schleichen sich mit langsamen Schritten und leisem Tritte ein, als fürchteten sie, die Feierlichkeit der Scene zu stören. Denn vor ihnen und rings um sie knieen, ohne Ordnung und Plan zerstreut, Betende einzeln oder in Gruppen,

so wie sie eingetreten sind, — Alle niedergebeugt, und in den von dem Lichte des Altars beschienenen Gesichtern Aller prägt sich tiefe Andacht aus. Die Eingetretenen gehn zwischen ihnen durch mit vorsichtigem und ruhigem Schritte, um die Knieenden möglichst wenig zu stören; auf dem ersten freien Platze lassen auch sie sich auf die Kniee nieder, — Alle auf den nämlichen nackten Boden, Prinzessin und Bauer, Priester und Laie; denn Alle sind gleich in der unendlichen Entfernung zwischen ihnen und dem ewigen Gegenstande ihrer Anbetung. — Zu keiner andern Zeit und an keinem andern Orte zeigt sich die Erhabenheit unserer Religion in ergreifenderer Weise. In dem Heiligthume wird keine heilige Ceremonie vorgenommen; kein Gesang erschallt vom Chore, keine Stimme von der Kanzel, kein lautes Gebet vom Altare her. Hunderte sind zugegen, und doch wird kein äußerlich gemeinsamer Gottesdienst gehalten. Jedes Herz und jede Seele ist allein inmitten einer Menge; jeder spricht seine eigenen Empfindungen aus, jeder empfängt seine eigene Gnade. Und doch wird man überwältigt, zur Andacht und Ehrfurcht gestimmt, genöthigt, zu meditiren, zu fühlen, zu beten. Die kleinen Kinder, welche an der Hand der Mutter hineinkommen, knieen neben ihr schweigend nieder, von dem stillen Glanze zur Ehrfurcht gestimmt, den sie vor sich sehn, da die Mutter sie schweigend auf den Altar hinweist. Der Vorübergehende, welcher nur hineinblickt, kann dem unwillkürlichen Drange nicht widerstehn, in die Kniee zu sinken, und wäre es auch nur für einen Augenblick; ja selbst der englische Spötter, der allem andern die Stirne bieten kann, wird es hier nicht wagen, wie anderswo, ohne Rücksicht auf die religiösen Gefühle Anderer mitten durch das Schiff hinaufzuschlendern; er bleibt an der Thüre stehn oder stiehlt sich hinter den ersten Pfeiler, wenn er zusehn will ohne theilzunehmen. Aber weiter vorn oder in den Seitenschiffen findet man Viele, welche nicht bloß zu einem flüchtigen Besuche eingetreten sind, sondern ganze Stunden an diesem himmlischen Orte zugebracht haben, wo sie die reine Luft des Paradieses einzuathmen scheinen. Für sie ist die Kirche in Wahrheit „das Haus Gottes und die Pforte

des Himmels.“ Es ist wohlthuend für den Geist, auf solche Stunden zurückzublicken, selbst nach vielen Jahren und aus weiter Ferne; es weckt im Gemüthe tiefere und zartere Empfindungen, als man hier erwarten darf; man wird fast neidisch auf diejenigen, deren Privilegium sie sind. Nie werde ich den ersten Abend vergessen, wo ich dieses Schauspiel genoß. Es war freilich in einer prachtvollen Kirche — wiewohl der kostbare Marmor mit Teppichen überhängt war — in einer der schönsten Städte von Italien. [1]) Aber obschon ich seitdem viele prachtvollere und geräumigere Kirchen gesehen habe, so hat diese doch in meinem Gedächtniß einen eigenthümlichen Reiz, einen ganz besondern Charakter behalten, welchen ihr die feierlichen Umstände eingeprägt haben, unter denen ich sie zuerst sah; ich habe eine Liebe und ein Interesse für sie bewahrt, welches keine andere hat zerstören können.

Aber wir müssen weiter gehn. Wird die einbrechende Nacht die Fortdauer dieser Andacht nicht gefährden? Die letzten Besucher haben sich entfernt, der Sakristan verschließt die Thüren, die Armen sind verschwunden, welche das Recht haben, an den Eingängen um Almosen zu bitten, — denn es ist billig, daß an einem solchen Orte die christliche Nächstenliebe geübt wird, und wo sollen die Lahmen und die Blinden eher sitzen, als an der Pforte, welche zu solchen Zeiten mehr, als andere, den Namen der „schönen Pforte“ [2]) verdient? — Aber die Frömmigkeit der Gläubigen ist weder erschöpft noch ermüdet; während Equipagen durch die Straßen rollen und die Vergnügungssüchtigen nach oder von den Orten der Lustbarkeiten bringen, und lange nachdem das Rollen derselben verhallt ist, ist ein Wagen die ganze Nacht hindurch besser beschäftigt: er führt zu bestimmten Stunden diejenigen zur Kirche, welche dort eine Stunde wachen wollen, und bringt die, welche durch diese abgelöst werden, nach Hause. Fromme Bruderschaften üben diese, wie andere Pflichten der Frömmigkeit, und setzen dieses heilige Werk Jahrhunderte lang, Nacht für Nacht, fort, ohne Zeitungsannoncen, Festessen und Vergnügungsreisen.

[1]) Santa Maria delle Vigne zu Genua. — [2]) Apg. 3, 2.

Warum müssen wir [in England] dieser wahrhaft himmlischen Andacht, dieses der Engel würdigen Gottesdienstes entbehren? Wird man wieder mit der alten Geschichte antworten: „wir sind auf solche Dinge nicht vorbereitet, — unser Volk versteht sie nicht, — wir sind zu arm für solche Feierlichkeiten," — oder, — nur ungern führe ich die Einwendung noch einmal an: „sie sind nichts Wesentliches, sie sind nicht nothwendig, und wir können, wie bisher, ohne sie fertig werden." Und doch darf man kühn behaupten: wenn irgend ein Land unter der Sonne mehr, als ein anderes, einer solchen Andacht bedarf, so ist es das unserige. Hier, wo in dreihundert Jahren mehr Kirchen entweiht, mehr Tabernakel profanirt, mehr Altäre zerstört, mehr Gotteslästerungen ausgesprochen, mehr Sacrilegien begangen, mehr Verwünschungen gegen die heilige Eucharistie ausgestoßen sind, als in der ganzen übrigen Welt seit den Tagen Berengar's; — hier, wo mehr geweihte Geräthe, geheiligt durch die Berührung der kostbarsten Gaben Gottes, auf den Tafeln und Buffets der Fürsten und Adeligen stehn, als in der Halle des Balthassar damals, als eine Hand die Strafe dafür an die Wand schrieb; [1]) — hier, wo allein die Leugnung dieses heiligsten Sacramentes zu einem öffentlichen, gesetzlich vorgeschriebenen, nationalen und königlichen Acte gemacht ist; — hier, wo dieses Allerheiligste zum Lieblingsgegenstande der profansten Besprechung gewählt ist, von den Spöttern verhöhnt, von wandernden Declamatoren mit unheiliger Zunge besprochen, von Kanzeln und Rednerbühnen aus mit Schmach gekrönt wird: — hier, wenn irgendwo, sollten sich liebende Herzen verbünden, dafür Sühnung und Ersatz zu leisten, dadurch daß sie das himmlische Geheimniß ohne Unterbrechung verehren und keinen Augenblick verfließen lassen, ohne daß ihm Anbetung, Lob und Preis öffentlich und feierlich dargebracht wird. Es gibt allerdings in England eine Genossenschaft, aber ich glaube, auch nur Eine, welche die ewige Anbetung des h. Sacramentes übt. In andern Ländern gibt es einen religiösen Orden, der sich ausschließlich diesem heiligen Zwecke geweiht

[1]) Dan. 5.

hat. Das erwähnte Frauen-Kloster aber hat sich das besondere Privilegium erwirkt, diesen Zweck mit der Regel des h. Benedictus zu verbinden; und Tag und Nacht beten einige der Schwestern vor dem Altare. Aber das genügt für unsere Bedürfnisse nicht; wir müßten etwas Allgemeineres haben, das mehr Sache der ganzen Nation wäre. Allerdings kann keine einzelne Stadt, wie in andern Ländern, das Jahr hindurch die Andacht halten; aber warum sollte sich nicht das ganze Land zu diesem Zwecke vereinigen können? Sollte sich nicht eine genügende Anzahl Kirchen finden lassen, — 180 würden genügen, und England hat 500 [1]) — deren Gemeinden sich dazu verstehen würden, vielleicht mit Unterstützung benachbarter Gemeinden, die geringen Kosten zu bestreiten und sich nach Kräften achtundvierzig Stunden dem Wachen und Beten zu widmen? Die Tage ließen sich dann so vertheilen, daß die Anbetung sich im Jahre durch das ganze Land hindurchzöge, und in bestimmten Zwischenräumen in die einzelnen Gegenden zurückkehrte, so daß die Gläubigen aller Orten ihre Andacht befriedigen könnten. Wenn doppelt so viele Gemeinden sich betheiligten, könnte die Anbetung stets an zwei Orten gleichzeitig stattfinden, und so weiter in Verhältniß. Es ließen sich dann allgemeine Regeln aufstellen; denn in der That hat die h. Congregation der Riten über keinen Punct genauere Bestimmungen gegeben, wie über diesen. Wir würden dann bald sehn, wie die Andacht der Gläubigen zu den heiligen Geheimnissen einen neuen Aufschwung nähme und in hellern Flammen aufloderte. Ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß diese Andacht bald eine Lieblings-Andacht werden, und sich Jeder nach der Zeit sehnen würde, wo sie zu seiner Kirche oder Kapelle oder wenigstens in seine Gegend zurückkehren würde. Dann dürften wir in Wahrheit das Bewußtsein haben, daß wir etwas dazu thäten, die lange Liste der Verräthereien und Verhöhnungen, welche in unserm Lande verübt sind, abzuwaschen und die Zeit der Heimsuchung

[1]) In den „Essays“ fügt der Verfasser bei: „Jetzt, [1853] Gott sei Dank, 600.“ Das „Catholic Directory“ für 1855 zählt 697.
D. Uebers.

dadurch zu beschleunigen, daß wir das Maaß des Zornes, welches noch übrig ist, sühnen. [1])

Wenn es aber jetzt noch nicht möglich sein sollte, diese schöne Andacht in England einzuführen, — was ich nicht leicht glaube, — so können wir nicht genug das befördern, was theilweise denselben Zweck erreicht und der ganzen Kirche gemeinsam ist, — ich meine den **Segen mit dem heiligen Sacramente** [in Abendandachten]. Unter allen untergeordnetern Ceremonien der katholischen Kirche wird keine von andächtigen Personen mehr geschätzt und geliebt, ist keine geeigneter, wahre Frömmigkeit einzuflößen und uns Gnaden zu erwirken. Ich kenne Orte, wo mehrere Bekehrungen durch die feierliche Ertheilung des Segens bewirkt sind, und andere, wo dieselbe nicht wenig dazu beigetragen hat, einen durch und durch katholischen Geist zu erwecken und die Andacht lebendig zu erhalten. In andern Ländern wechselt die Stunde des Segens gewöhnlich mit den Jahrszeiten. Der Tag wird damit beschlossen; wenn seine Arbeit vollbracht ist, und die Zeit, die gewöhnlich zum Spazierengehn und zur Erholung verwendet wird, zu Ende geht, dann ladet die Glocke der einen oder andern Kirche die Heimkehrenden ein, an dem Schlußgottesdienste des Tages theilzunehmen. Ja, diese Andacht ist so beliebt, daß es, wenn sie an demselben Abend in mehreren Kirchen stattfindet, so eingerichtet wird, daß das Volk an mehr als einer theilnehmen kann. Und der Zudrang und der Eifer ist so groß, daß man nicht selten die ganze Kirche gefüllt und noch die Straße vor der offenen Thüre mit Knieenden bedeckt sieht, welche so den Abendsegen des Herrn der Herrlichkeit empfangen und deren Stimmen ein Echo bilden zu dem Hymnus, der aus der Kirche erschallt. Welch' ein tröstliches, liebliches Ende eines Tages der Mühen und Sorgen! Wie fühlt man sich dadurch mit den Beschwerden des verflossenen Tages versöhnt, und wie gestärkt zu den häuslichen Pflichten eilt man

[1]) Aus einer dem Aufsatze in den „Essays" beigefügten Anmerkung ergibt sich, daß Se. Eminenz für die Fastenzeit jedes Jahres die ewige Anbetung in der angegebenen Weise in den Kirchen von London eingeführt hat.

von dort! Bei uns wird diese Andacht gewöhnlich mit der Vesper verbunden, und sie ist, sei es wegen der unbequemen Stunde, sei es wegen irgend eines andern Grundes, oft verhältnißmäßig spärlich besucht. Vielleicht haben wir unser Volk noch nicht genug von der Schönheit und dem Nutzen dieser Andacht überzeugt; vielleicht wird sie nicht immer würdig und feierlich genug gehalten, daß das Volk die Wichtigkeit derselben erkennt.[1]) Aber das zu erörtern, gehört nicht hieher; ich will nur auf die Thatsache aufmerksam machen, daß bei uns nicht dasselbe Interesse für diese schöne Andacht herrscht, wie anderswo. Es wäre aber hier, wie bei allem Katholischen, zu wünschen, daß ein heiliger Wetteifer rege würde, der sich nicht will übertreffen lassen, daß wir ohne thörichten Nationalstolz auf das, was Andere Gutes haben, hinblickten und es nachzuahmen und uns anzueignen suchten. Wir müssen entschieden als Katholiken auftreten; wir können uns nicht länger mit dem Zustande der Verfolgung entschuldigen, worin wir früher lebten, und wir dürfen uns nicht auf eingebildete Rechte einer Nationalkirche berufen. Wir gehören zu der katholischen Kirche, der Orbis-terrarum-Kirche, ungefesselt und unbeschränkt, und wir sollten uns bestreben, zu assimiliren, zu harmonisiren, Eines Geistes zu sein, wie Eines Glaubens, die nämliche Andacht und Frömmigkeit zu üben, wie wir uns zu den nämlichen Lehren bekennen.

Ein anderes Beispiel der Schönheiten, welche die Kirche in ihren Andachten unserer Bewunderung darbietet, ist ein Gebet, welches, selbst von guten Leuten, in unserm Lande oft so wenig verstanden und so sehr geringgeschätzt wird — **der Rosenkranz.**

Ich habe bereits bemerkt, daß es ein Hauptprincip der katholischen Andacht ist, so zu empfinden, wie wir inmitten der Scenen empfunden haben würden, auf welche die Andacht sich bezieht. Diese Idee liegt dem öffentlichen Gottesdienste der Kirche zu Grunde: sie führt uns gleichsam nach der Reihe zu

[1]) Beim Wieder-Abdruck des Aufsatzes in den „Essays“ im J. 1853 hat der Verfasser die Anmerkung beigefügt: „Diese Vorwürfe finden jetzt keine Anwendung mehr; der Segen ist jetzt eine eben so feierliche, wie beliebte Andacht.“

allen großen Ereignissen in der Geschichte der Erlösung hin, versetzt uns lebhaft mitten in dieselben hinein, stellt uns den handelnden Personen vor und flößt uns ihre Gefühle ein. Ich brauche diese Auffassung nicht weiter zu erörtern, weil sie den Lesern wahrscheinlich nicht neu ist und eigentlich anderswohin gehört. Aber erwähnt mag hier noch werden, daß der große Reiz, ja die wesentliche Kraft der „geistlichen Uebungen“ des h. Ignatius, dieses unvergleichlichen Schatzes des geistlichen Lebens und der Andacht, eben in der lebendigen Auffassung der göttlichen Geheimnisse besteht, welcher sogar die Sinne gewissermassen dienstbar gemacht werden. Göthe sagt irgendwo, er habe sich gewöhnt, Gegenstände mit dem Auge der großen Künstler anzuschauen, so daß er bei einer Gruppe unterscheiden konnte, welche Eigenthümlichkeiten Raphael aufgefaßt haben würde, welche Guercino, welche Michel Angelo, und daß er eine Landschaft betrachtete, wie Claude oder Salvator Rosa oder Poussin sie betrachtet hätten, welche dieselbe alle getreu, aber doch jeder anders, dargestellt haben würden. So sollte man auch, wenn man die liebliche Scene der Geburt des Herrn betrachten will, sie mit den Augen der armen, aber glücklichen Hirten anschauen, und zu empfinden und anzubeten suchen, demüthig und liebend, wie sie; oder man könnte hinzutreten im Gefolge der Könige aus dem Morgenlande und in ehrfurchtsvoller Entfernung die Gaben darbringen, welche Gott uns verliehen hat. Und wenn wir in Andacht zum Calvarienberge gehn, können wir wieder verschiedene Standpuncte einnehmen: wir können auf das Kreuz hinblicken von dem Kreuze des reuigen Schächers aus, und Trost suchen in den Worten, die zu ihm gesprochen wurden; oder wir können an Magdalena denken und mit ihren thränenvollen Augen sehn und Liebe empfinden, vermischt mit Reue und vielleicht mit Unwillen über die Urheber all dieses Weh, welches ach! wir selbst sind; oder wir können neben Johannes stehn, in welchem die Liebe vor allen Gefühlen vorherrscht, und mit dem Auge des evangelischen Adlers alle Einzelheiten des Schmerzes und alle wundervollen Geheimnisse der Liebe betrachten. — Und an jenem frohen

dritten Tage, wo Er wieder auferstanden ist, können wir wieder auf verschiedene Weise an einem so freudigen Ereignisse theilnehmen, — von Reue und Schmerz bewegt, wie der arme Petrus, oder mit bräutlicher Sehnsucht, wie Maria den vermeintlichen Gärtner anredete.

Aber da ist Eine, welche an diesen und an allen andern Scenen der Art einen Antheil hatte, mit deren Augen wir alle sie gern ansehen, mit deren Herzen wir alle sie gern empfinden möchten. Wenn wir die Ereignisse schauen wollen, wie sie sich in der Seele eines Andern abspiegeln, — die freudenreichen, schmerzhaften und glorreichen Ereignisse, durch welche Barmherzigkeit und Herrlichkeit für uns erkauft wurde, — da ist Ein „Spiegel der Gerechtigkeit", hell, glänzend und fleckenlos, welcher sie alle in ihrer vollen Klarheit und Wahrheit zurückstrahlt. Sollen wir nicht auf ihn hinzublicken suchen? Wenn diese Ereignisse in jedem Zuschauer Empfindungen rege machten, nur Eine Brust war weit und tief und stark genug, ihnen vollkommen gerecht zu werden. Sollen wir sie nicht beobachten und betrachten, wie sie sich freudig hebt und wie sie von gewaltigem Weh zerrissen wird? Nur das Mutterherz konnte das Meer der Bitterkeit und den Himmel der Freude fassen, welche diese verschiedene Geheimnisse hervorriefen. Daher das natürliche Verlangen liebender Seelen, sich der Mutter beizugesellen und mit ihr da zu stehen und Alles zu sehen, was sie sah, Alles zu hören, was sie hörte, Alles zu beobachten, was sie in ihrem mütterlichen Herzen bewahrte.

Juxta { stramen / crucem } tecum stare
Et me tibi sociare
In { foeno / planctu } desidero.[1]

[1] „An { der Krippe / dem Kreuze } bei dir weilen,
Als Genosse mit dir theilen
Deine { Freude / Schmerzen } will ich gern."
(Aus den Hymnen Stabat Mater gaudiosa und Stabat mater dolorosa.)

Das ist aber gerade der Zweck und die Bedeutung des Rosenkranzes. Die Geschichte des Lebens unsers göttlichen Heilands läßt sich in vier Perioden theilen. Die erste umfaßt Seine heilige Geburt und Kindheit, — gewiß helle und freudenreiche Tage trotz der Schmerzen und Leiden, die damit verbunden waren. Die zweite umfaßt die drei Jahre Seiner öffentlichen Wirksamkeit. Die dritte ist allerdings kurz, aber reich an gewaltigen Ereignissen und an furchtbaren, aber rührenden Erinnerungen; sie umfaßt nur Einen Tag, einen Tag der Trauer und des Schmerzes, aber einen Tag, an welchem mehr für die Menschen gethan ist, als in den viertausend ihm vorhergehenden Jahren vollbracht war, — den Tag, um dessen willen diese Jahrtausende verflossen waren, den Tag, wo die ganze Natur wieder erneuert wurde, wunderbarer, als bei ihrer ersten Erschaffung. Die vierte Periode endlich ist die glorreiche Periode, welche mit der Auferstehung begann und noch fortdauert und ohne Ende fortdauern wird. Unter diesen vier Perioden gibt es natürlich keine, welche nicht überreich an belehrenden und ergreifenden Ereignissen wäre; aber offenbar ist die zweite besonders reich an Belehrungen, während die Ereignisse der drei andern hauptsächlich geeignet sind, auf das Herz einzuwirken. Wir haben in diesen eine dreifache Appellation an unsere Liebe, welcher kein Herz widerstehen kann, welches über diese Ereignisse nachdenkt. Namentlich während dieser drei Perioden aber haben wir eine Zeugin, welche bei Allem gegenwärtig ist und uns besser, als sonst Jemand lehren kann, mit welchen Empfindungen wir Alles zu betrachten uns bestreben sollen. Für das öffentliche Leben des Herrn ist vielleicht ein Apostel der beste Zeuge, in dessen Gemüth die wundervolle Bergpredigt allmälig sich entfaltete und Geheimnisse enthüllte, die nie zuvor Jemand gehört, — oder dessen erstaunte Sinne das Erwachen der Todten, das frohe Umhergehen der geheilten Lahmen und den strahlenden Blick der sehend gemachten Blinden wahrnahmen. Oder wir können uns dabei auch in die Lage derjenigen versetzen, an welchen diese Wunder geübt wurden, und indem wir von ihnen eine geistige Anwendung auf

uns machen, ihre Empfindungen nachzuempfinden suchen. Aber wenn eine Mutter bei der Krippe steht und dem Herrn nachfolgt auf dem Leidenswege und mit Freuden die darauf folgenden Triumphe sieht, dann können wir uns keinem Andern, als ihr, anschließen, um mit ihm zu betrachten und zu empfinden.

Das ist also die Andacht, zu welcher die Kirche Gottes uns in dem Rosenkranze anleitet: die Betrachtung der Geheimnisse dieser drei Perioden des Lebens des Heilands in Gemeinschaft und Sympathie mit den Gefühlen, welche Seine liebende Mutter bei denselben empfand. Die Andacht bezieht sich wesentlich auf den Heiland, und ist in der That die erhabenste und vollkommenste Art und Weise, über Ihn zu meditiren.

Der Rosenkranz läßt sich noch unter einem andern Gesichtspuncte betrachten. Da ich glaube, daß diese Auffassung das Beten desselben Manchem leichter und angenehmer machen kann, so will ich sie zu entwickeln versuchen.

Die Kirche verwirklicht die Gemeinschaft der Heiligen auf's Vollkommenste dadurch, daß sie den Verkehr zwischen Erde und Himmel möglichst lebhaft macht. Die alten Christen beteten an den Gräbern der Martyrer in so kühnen und directen Ausdrücken, als redeten sie die gefangenen Bekenner an; und die Väter stellen sie ihren Zuhörern so dar, als wären sie bei ihnen gegenwärtig, ihre Städte gegen sichtbare Feinde vertheidigend und an ihrer Wohlfahrt thätigen Antheil nehmend. Gerade so stellt die Kirche uns unserm Herrn und Heiland gegenüber; unser Glaube an Ihn soll möglichst lebendig sein. Die Kirche bestand Anfangs aus dem kleinen Collegium der Apostel und der Handvoll Jünger, welche die Gesellschaft des Herrn auf Erden genossen hatten: die frommen Frauen aus Galiläa und einige Andere, wie Joseph von Arimathäa, bildeten die Laien, die Andern die Geistlichkeit. Sie nahm zu an Zahl, aber sie strebte, die Gesinnung unverändert zu erhalten. Die Apostel bewahrten ohne Zweifel die nämliche Gesinnung gegen ihren Meister auch nach Seiner Himmelfahrt, die nämliche Verehrung, die nämliche Liebe, die nämliche Treue, das nämliche Verlangen, Ihn nachzuahmen. Und diese Gesinnung hin-

terließen sie als Vermächtniß ihren Nachfolgern, welche ihrerseits ihnen selbst, den Aposteln, nachdem sie aus diesem Leben geschieden waren, eine ähnliche Liebe und Hochachtung bewahrten. Wird nicht Polykarpus bis zum Ende seines Lebens in geistiger Gemeinschaft mit dem geliebten Jünger Johannes geblieben sein, indem er oftmals in heiliger Betrachtung die vielen glücklichen Stunden noch einmal wieder durchlebte, in welchen er denselben alle Ereignisse aus dem Leben seines Heilands, deren Zeuge er gewesen, erzählen hörte und auf die vor Liebe glühende Sprache lauschte, in welcher sie dargestellt wurden. Eine Gemeinschaft derselben Art, nur erhabener und ehrfurchtsvoller, haben gewiß die unterhalten, welche im Leben die allerseligste Jungfrau gekannt hatten.

Ich habe oft gedacht, daß Viele, welche in spätern Zeiten sich kein Gewissen daraus gemacht haben, in den kältesten, sogar in achtungslosen Ausdrücken von ihr zu reden, gewiß vor einem solchen Benehmen zurückschaudern würden, wenn sie in ihren Tagen und in ihrer Nähe gelebt hätten. Namentlich wenn ich weibliche Lippen mit dem Unwillen eines falschen Eifers gegen die Sitte habe declamiren hören, ihr Achtung und Liebe zu weihen, welche die unvergleichliche Zierde, der herrlichste Juwel ihres Geschlechtes ist, — dann habe ich mich des Gedankens nicht erwehren können, wie ganz anders das Herz, welches der Zunge solche Worte gegeben, gefühlt haben würde, hätte die ehrwürdige Matrone um sein Mitleid gebeten, die um unsertwillen des besten Sohnes beraubt wurde. Viele, welche lieblos von ihr reden können, jetzt wo sie im Himmel ist, würden auf Erden Mitleid mit ihr gefühlt haben, würden mit tiefer Ehrfurcht die Hand geküßt haben, welche den nämlichen heiligen Leib, gleich nach der Geburt und gleich nach dem Tode, das Kind und den Leichnam, auf ihren mütterlichen Schooß gelegt, — würden es als ein unschätzbares Glück angesehen haben, wäre es ihnen gestattet gewesen, zu ihren Füßen sitzend, sie von ihren Freuden und von ihren Schmerzen reden zu hören, mit ihr über ihre Freude sich zu freuen, über ihren Schmerz zu trauern und über ihren Triumph zu jubeln. —

Daß einige heilige Seelen dieses Glück wirklich genossen haben, ist nicht zu bezweifeln. Während der Jahre, welche sie ihren Sohn überlebte, verkehrte sie mit Seinen und ihren Freunden, gewiß geliebt und hoch verehrt von ihnen. Und wovon sollte sie da lieber und besser gesprochen haben, als von Ihm, von dem ihr Herz immer voll war? Oder wie konnten ihre Freunde ihre Liebe besser beweisen, als daß sie von Ihm redeten? Wie leicht kann man sich die Scene vorstellen, wie irgend ein treuer Jünger, wie Lucas, der gern genaue Kenntniß von Allem von Anfang an haben möchte, sie über die ersten Perioden des Lebens des Heilands fragt, und dann auf die wunderbare Geschichte lauscht, welche sie ihm so lieblich erzählt: wie schön und ehrfurchtsvoll der Engel kam, und wie ihr Herz klopfte, als sie seinen Gruß vernahm und wie ihre Seele von dem Gefühle einer unerhörten Gnade überfloß, als sie seinen Auftrag annahm; wie wunderbar Elisabeth sie begrüßte und wie ihre Kinder, sich gegenseitig erkennend, geheimnißvoll sich freuten; wie jene kalte Decembernacht erhellt und erwärmt wurde durch die Geburt ihres göttlichen Kindes, und wie ihre Brust von himmlischer Wonne erfüllt war, als Es dort Seine erste irdische Nahrung genoß; wie der heilige Simeon Seine erhabene Würde verkündete und Ihn verehrte im Tempel; und wie nach drei traurigen Tagen ihre Thränen getrocknet wurden, als sie ihren verlorenen Sohn wiederfand, wie Er mild und von himmlischer Weisheit strahlend unter den alten Gesetzeslehrern saß. Welche Blicke, welche Empfindungen begleiten die Erzählung! Mit welcher athemlosen Aufmerksamkeit und Ehrfurcht hört sie der zukünftige Evangelist an! — Oder stellen wir uns den begünstigtern Johannes vor, wie er den heiligen Boden betritt, auf welchem beide zusammen gewandelt sind, den Kreuzesweg, — an einem Jahrestage, wo er mit ihr bei jedem traurigen Ereignisse weilt, sich treu an jedes heilige Wort erinnert, bis sie im Geiste nochmals das Schwert des Schmerzes empfunden, welches ihre Seele durchbohrte. Und danach werden sie den Gegenstand des Gesprächs geändert und zu jenem hellen Sonntags-Morgen übergegangen sein, welcher Ihn von den Todten

auferstehen sah, um die zu trösten, welche an Seinem Leiden theilgenommen, — und sie werden sich erinnert haben, wie Er vor ihnen Allen gen Himmel auffuhr, um Seinen Sitz zur Rechten des Vaters einzunehmen und von dort Seinen heiligen Geist zu ihnen herabzusenden. — Und dann werden ihre Gedanken Ihm im Geiste dorthin gefolgt sein und einen verlangenden Blick auf den Ruheplatz geworfen haben, nach welchem sie sich sehnte, wo sie Ihn, ihre innigste Liebe, bereit sah, sie aufzunehmen und zu krönen, wenn ihre Zeit vollendet und ihre Geduld in ihrer ganzen Vollkommenheit offenbar geworden wäre.

Nun wird aber ein betrachtendes, tief und liebevoll betrachtendes Gemüth, welches diejenigen, die ein solches Glück genossen, nicht beneidet, aber nachzuahmen strebt, in dem h. Rosenkranz Gelegenheit finden, diesem Glück möglichst nahe zu kommen. Wer sich die Mutter Gottes als nur dem Raume, nicht der Liebe nach entfernt, als nur dem Aufenthalte, nicht dem Herzen nach verändert vorstellt, wird sich gern mit ihr unterhalten, wie er es damals gethan haben würde; er wird seine Augen auf sie heften, während er in andächtiger Begrüßung und in andächtigem Gebete mit ihr redet über die einzelnen Geheimnisse, an welchen sie solchen Antheil genommen. So wird man im Rosenkranze nicht, wie Einige, eine unfruchtbare und zerstreuende Gebetsweise finden, sondern die Mine geistlicher Schätze und die Süßigkeit des Trostes, welche bekanntlich alle Heiligen darin gefunden haben, die sich durch ihre Andacht zum Leben und Sterben des Sohnes Gottes, sowie gegen Seine liebende Mutter besonders ausgezeichnet haben.

Man könnte fragen, ob das auch die populäre Auffassung dieser Andacht sei und ob sie so von den Armen in katholischen Ländern geübt werde? Ich antworte: ja, so weit es diesen möglich ist. Sie wissen, daß jedes Gesetz des Rosenkranzes sich auf ein besonderes Geheimniß bezieht, und im Katechismus haben sie diese alle kennen gelernt, und wenn der Rosenkranz gemeinschaftlich gebetet wird, wird ausdrücklich auf die Betrachtung eines jeden hingeleitet; und diese Hinweisung

ist nöthig, um die für diese Andacht verliehenen Ablässe zu gewinnen. Sie richten also ihre Aufmerksamkeit auf das betreffende Geheimniß und sprechen ihre Gebete zu Ehren desselben; und das genügt. Unwissende Personen können nicht so gut meditiren, wie besser unterrichtete; sie verstehn ja auch nicht gleich gut die Worte der Gebete oder der Abschnitte der heiligen Schrift, die ihnen vorgelesen werden. Ihr guter Wille aber und ihr Eifer wiegen diesen Mangel reichlich auf. Wohl uns, könnten wir für uns dieselbe Entschuldigung anführen!

Meine Absicht war hier, diese Andacht denjenigen zu empfehlen, welche dieselbe für geistlos und nutzlos halten; zu dem Ende habe ich darauf hingewiesen, daß die geistig Gebildetsten darin viele gesunde und kräftige, und dabei süße und liebliche Nahrung finden können. Aber ich muß hinzufügen, daß ich noch einen andern Grund habe, weshalb ich diese Andacht liebe und Alle dazu ermuntere, auch diejenigen, welche es schwer finden, das, was ich gesagt habe, praktisch zu verwirklichen: — der Rosenkranz ist nämlich die Andacht der Geringen, der Unwissenden, der Bedrängten, der Demüthigen, der pauperes Christi, und wir sollten gern unser Gebet dem ihrigen, nicht dem des Pharisäers, ähnlich sehn. Wir sollten erschrecken bei dem Gedanken, daß wir einst als Gebildete, als wohl Unterrichtete, als Bücher-Menschen gerichtet werden könnten, welche stolz auf den armen Pilger an der Kirchenthüre herabgesehn, die nur ihre Vaterunser und Gegrüßt seist du Maria's wiederholen konnten. Wir sollten mit Furcht daran denken, daß wir werden gefragt werden, was wir aus unsern mit Silber beschlagenen und in Sammt gebundenen Gebetbüchern geschöpft haben, was nicht auch der einfachen alten Bäuerin im Hintergrunde der Kirche, die wir verachteten, ihr Rosenkranz bot, — ob wir dadurch eifriger, inbrünstiger, demüthiger, andächtiger geworden sind. Wir sollten uns hüten, daß auf uns nicht die Worte Anwendung finden, welche ein alter Kirchenvater ausrief: Surgunt indocti et rapiunt regnum Dei, et nos cum nostris literis mergimur in profundum. [1]) Darum sollten wir gerne

[1]) „Die Ungelehrten stehen auf und reißen das Reich Gottes an sich

unter die Armen gezählt werden und wünschen, daß es so angesehn werden möge, als hätten wir mit ihnen gebetet.

Zweite Abhandlung. [1])

Meine Absicht bei der Behandlung dieses Gegenstands ist nicht, Verpflichtungen einzuschärfen, sondern Liebe und Geschmack für religiöse Uebungen zu erwecken, welche durch den unnatürlichen und abgeschlossenen Zustand, worin wir uns [in England] lange befunden haben, außer Gebrauch gekommen sind, und welche, eben weil sie unwesentlich oder nicht unerläßlich sind, nicht immer ohne Impuls wieder in Gebrauch kommen werden. — Eins ist dabei tröstlich: das katholische Feuer bedarf nur wenig, daß seine Flamme wieder auflodert. Es mag sehr schwach geworden, es mag ganz unter der Asche verdeckt, es mag bis auf einen Funken erlöschen sein — ein kräftiger Hauch genügt, es wieder zu beleben und zu bewirken, daß es wieder so schön und hell brennt, wie zuvor. Wir haben in England ein Beispiel davon. In wenigen Jahren sind nicht nur die feierlichern religiösen Handlungen, welche wir der bösen Zeiten wegen hatten unterlassen oder sehr vereinfachen müssen, sondern auch viele kleinere Gebräuche wieder aufgelebt, welche außer der Freiheit noch etwas Anderes bedürfen, um wieder in Uebung zu kommen, nämlich Geschmack und Vorliebe für solche Dinge. Es ist mit diesen heiligen Gebräuchen gegangen, wie mit den unwesentlichen Verzierungen der wesentlichen Theile heiliger Gebäude. Wir haben den Altar stets bewahrt; aber es war der Altar unserer Gefangenschaft, in Trauer, in Niedrigkeit, in unkatholischer Einfachheit, um kein stärkeres Wort zu gebrauchen; jetzt fangen wir an, nach etwas mehr zu streben, nach Ausschmückung, ja nach Pracht, so weit es angeht.

und wir werden mit unserer Gelehrsamkeit in der Tiefe begraben." Augustinus (Bekenntnisse 8, 8.)

[1]) „Dublin Review" Juni 1844. „Essays" etc. I, 509.

Es ist darum nicht Tadelsucht und Unzufriedenheit, wenn man in dieser Hinsicht nach mehr strebt, als wir bis jetzt gehabt haben; es ist nicht Sucht zu neuern und zu verändern, wenn man Vieles wünscht, was bis jetzt vernachlässigt ist, und nicht rastet, bis es wiedergewonnen ist. Die katholische Religion strebt in jeder Hinsicht nach Universalität: sie sucht den ganzen Raum, das ganze Leben zu durchdringen; alle Leiber und Seelen, alle Handlungsweisen, alle Zeiten, Erde und Luft und Meer können ihre Macht fühlen, durch ihre Kräfte gebunden werden, ihre Stimme hören. Sie weiht die Berggipfel durch ihre Laverna's, Vallombrosa's und St. Bernard's; sie segnet die Abhänge der Hügel durch ihre stillen Einsiedeleien und ländlichen Kapellen; sie heiligt das Thal durch ihre schönen Klöster und hehren Kirchen; sie segnet die Felder durch ihre feierlichen Processionen und ihren Litanieen-Gesang. Sie weiht das neue Haus mit heiliger Besprengung und priesterlichem Segen, während Andere einen Einzugsschmaus mit Zechgelage und Tanz veranstalten. Das Schiff, welches vom Stapel gelassen wird, um Gottes Wunder in der Tiefe zu schauen, wird auf die ihm bevorstehenden Gefahren vorbereitet, nicht dadurch, daß eine Weinflasche zerschlagen wird, um es zu „taufen," wie man es nennt, — sondern durch die Gebete der Kirche, gesprochen durch ihre Diener. Und sollte man nicht denken dürfen, daß die Meeres-Königin Venedig ihre Herrschaft erhielt durch die Feier der jährlichen Vermählung, — als der Bucentaur noch hinausfuhr unter Gebeten und Segnungen um Glück für die Flotten zu erflehn; als kein Schiff aus dem Osten zurückkehrte, ohne eine Säule oder einen Edelstein oder einen reichen Stoff oder eine Reliquie für die Sanct Marcus-Kirche mitzubringen; als ihre Flotten Pilger und Kreuzfahrer nach dem heiligen Lande brachten, oder Mönche, welche Sklaven aus der Knechtschaft der Ungläubigen loskauften, oder Männer, welche als Missionäre und Gesandte nach der Tartarei und China gingen; und als dieselben einen heiligen Krieg mit den Korsaren und Seeräubern führten; denn in diesen Tagen war die See ebensowohl wie das Land eine Provinz des ungeheuern

Reichs der Kirche, und begegnete man einer Galeere, so trug sie ein Kreuz oder einen Halbmond, war christlich oder ungläubig, und war sie Ersteres, so war sie stolz auf diese Würde und wußte ihr Achtung zu verschaffen. — So zeigten auch die katholischen Entdecker ferner Länder, (wo sie nicht die alten Namen beibehielten,) durch die Namen, welche sie denselben gaben, daß sie ihren Kalender kannten und Achtung hatten vor heiligen Dingen: sie nannten eine Insel oder ein Vorgebirge gewöhnlich nach dem Heiligen, an dessen Tage sie dieselbe entdeckten oder erreichten, oder den sie besonders verehrten. Statt dessen ist jetzt die Landkarte oder wenigstens die Seekarte mit den Namen von Marine-Ministern oder Admiralen von der rothen oder blauen Flagge gefüllt, — Namen, welche fremde Schiffer oft gar nicht aussprechen können und gegen die sie vielleicht eine Antipathie haben, während die Heiligen Lieblinge aller Völker waren, auf welche Niemand eifersüchtig sein konnte und deren Namen Jedermann kannte und liebte.

Aber der Katholicismus liebt nicht die stumme Anbetung. Wenn der Mensch in der Gesellschaft zu leben bestimmt ist, so muß auch sein Gebet ein Chorgebet sein, und Land und Meer müssen die Luft mit ihren süßen Tönen und den ganzen Raum mit harmonischen Klängen erfüllen. Dies geschieht auf doppelte Weise. Zuweilen steigen die Gesänge versammelter Volksschaaren an vielen Orten zusammen empor, wie bei den öffentlichen Andachten der Kirche zu bestimmten Zeiten; zuweilen aber werden die Gläubigen eingeladen, an gemeinsamen Acten der Gottesverehrung theilzunehmen, aber jeder an dem Orte, wo er sich gerade befindet. Diese letzte Form des gemeinsamen Lobpreisens oder Betens ist dem katholischen Cultus ganz eigenthümlich. — Aber ich muß erst einige Worte über die Heroldin oder Ankündigerin dieses Gebetes sagen, — über die Glocke. Unter allen musikalischen Instrumenten ist sie bei weitem das erhabenste. Feierlich und tief, oder durchdringend und hell, oder noch besser beides zusammen, — ist die Glocke das einzige Instrument, dessen Musik auf den Flügeln der Winde einherfahren, herrlich anschwellend die Luft durchdringen und selbst

den Sturm übertönen kann. Sie allein spricht zum Himmel wie zur Erde und streut ihre Klänge umher, bis dieselben in der Ferne nur noch in Bruchstücken und einzelnen Tönen ankommen. Jedes andere Instrument haftet an der Erde oder sendet seine Klänge aus, um über ihre Oberfläche hinzuschleichen; die Glocke aber gießt sie von oben aus, wie Regen oder Licht oder was sonst aus den höhern Regionen kommt, um den niedern Segen zu bringen. Sie scheint von dem mittlern Raume aus zu reden, welchen himmlische Boten einnehmen würden, um den Menschen etwas zu verkünden, sich zu einer niedern Sphäre herablassend, aber nicht bis zur Erde, — hoch genug, um zu gebieten, niedrig genug, um verstanden zu werden. Die Posaune der Leviten hatte etwas Erschreckendes und Kriegerisches an sich, was an Unruhe und menschliche Leidenschaften erinnerte; jedes andere Musik-Instrument gehört der Welt an (die edle Orgel vielleicht ausgenommen, welche zu groß und zu fein gebaut ist, um draußen gebraucht werden zu können) und wird bei profanen Vergnügungen gebraucht; die ernste alte Glocke aber hat sich zu solchen Zwecken nicht hergeben wollen, und wenn sie sich — von dem Tempel Gottes her, der unter ihr liegt, in Bewegung gesetzt — hin und her schwingt, so redet sie von nichts als von heiligen Dingen, und bald tadelt sie den Trägen, bald erheitert sie den Bekümmerten, bald warnt sie den übermäßig Fröhlichen. Aber wie kann sie das ohne articulirte Sprache? Ohne eine solche kann sie es freilich nicht; aber ich behaupte, eine katholische Glocke hat eine solche Sprache, eine protestantische freilich nicht. Diese hat nur Ein heiliges oder kirchliches Amt zu verwalten, zur Kirche zu rufen. Vielleicht kann sie auch bis zu einem gewissen Grade sagen, weshalb sie zur Kirche ruft; ich meine, man kann vielleicht unterscheiden, wenn ein fröhliches Zusammenläuten aller Glocken sagt, daß Sonntag ist, und wenn ein ernstes Anschlagen einige Kinder und müßige Leute herbeiruft, um einen Leichenzug zu sehn. Aber sonst kann Niemand verstehn, was die protestantische Glocke vom Thurme aus verkünden will, ob den Geburtstag eines der Kinder des Patrons der Kirche, oder

dieses, daß das Pferd des Gutsherrn beim Pferderennen einen Preis bekommen oder daß er selbst bei einer Parlamentswahl gesiegt hat. Ebensowenig kann man nach dem Geläute bestimmen, welcher Art der Festtag ist, an welchem es erschallt: man hört ein ebenso fröhliches Geläute an einem Sonntage in der Fasten- oder Passionszeit, wie an den freudigsten Festen des Jahres; ja ein Fest, welches auf einen Wochentag fällt, mag leicht vorüber gehn, ohne daß die eiserne Zunge sich auch nur bewegt.

Mit der katholischen Glocke oder dem katholischen Geläute ist das, wie gesagt, ganz anders. Das Geläute spricht zum Volke so deutlich, wie in Worten: „Suonare a festa, a doppio“ oder „a semidoppio,“ „ein Fest einläuten, ein höheres oder ein geringeres,“ hat in der Sprache des Glockenthurms eine ebenso bestimmte Bedeutung, wie in der der Sakristie; der Thurm spricht über den Punkt so gut wie der Kalender. Die Vesper des vorhergehenden Tages kündet dir schon durch das Vorspiel ihres Geläutes an, zu welcher Classe der Festtag gehört, und in einer Stadt mit vielen Kirchen kannst du an dem fröhlichen Geklingel auf dem Thürmchen selbst eine kleine Kapelle erkennen, welche den nächsten Tag besonders feierlich begehen will und darum auch an ihm auf den ersten Rang Anspruch macht. Weiter hörst du, daß in einer andern Kirche der Segen mit dem allerheiligsten Sacramente gegeben wird, während du in vielen andern Kirchen gleichzeitig nur zum Ave Maria „Gute Nacht“ läuten hörst. So kannst du hören, wann und wohin du deine Gedanken im Gebete zu lenken hast, dorthin, wo der Anbetungs-Hymnus der Glocken die vollsten Klänge der Orgel übertönt. — Aber auch die andern Glocken scheinen verstanden zu werden; denn du siehst, wie Viele das Haupt entblößen, welche von der Arbeit oder vom Spaziergange nach Hause zurückkehren. Hier haben wir einen der Fälle, welche, wie gesagt, nur in der katholischen Kirche vorkommen, — wo die Glocke einen andern Zweck hat, als den, die Leute zur Kirche einzuladen, aere ciere viros. — Es ist das Zeichen zu einem Gebete ohne Veränderung des Ortes und der Stellung, zu

einem gleichzeitigen Gebete und zwar zu einem kurzen und sehr kräftigen und sehr schönen Gebete — zum **Angelus** oder **Engel des Herrn**.

Was ich in der ersten Abhandlung von dem Rosenkranze gesagt habe, findet auch auf dieses Gebet Anwendung, welches in gewissen Beziehungen ein Auszug aus dem Rosenkranze ist. In dem Schlußgebete bitten wir Gott, er möge „Seine Gnade in unsere Herzen ergießen, auf daß wir, die wir durch die Botschaft des Engels die Menschwerdung Seines Sohnes erkannt, durch Sein Leiden und Kreuz zur Herrlichkeit Seiner Auferstehung geführt werden" möchten. Da haben wir eine kurze Erwähnung des wichtigsten Geheimnisses jedes Theils des Rosenkranzes, oder vielmehr des Geheimnisses, welches jedem Theile seinen Charakter gibt, — der freudenreichen Kindheit, des schmerzhaften Leidens, des glorreichen zweiten Lebens. Der übrige Theil des Angelus aber verweilt ausschließlich bei dem großen und fundamentalen Geheimniß der Menschwerdung des Herrn, und zwar in derselben Weise, wie beim Rosenkranze, mit unmittelbarer Bezugnahme auf sie, die allein unter allen Erdengeschöpfen Zeugin dieses Geheimnisses war. Wie überall, so kann sie ganz besonders hier von ihrem Sohne bei der Betrachtung dessen, was Er für uns that, nicht getrennt werden.

Daß diejenigen, welche nicht mit der Zunge „immer beten" können, wenigstens zu Zeiten beten, steht gewiß mit dem Gebote des Evangeliums in Einklang. Vor Zeiten kamen die Gläubigen zu den bestimmten kanonischen Stunden in die Kirche und beteten gemeinsam und öffentlich. Wenn aber dieser Geist verschwunden ist, so sollten wir doch wenigstens eifersüchtig bewahren, was von demselben noch übrig ist. Wenn der ganze Tag nicht mit dem gewürzt werden kann, was ihn vor Fäulniß bewahren würde, so sollten wir ihn wenigstens dann und wann mit dem Salze des Gebetes bestreuen. Wenn die mystische Zahl der sieben Gebetstunden nicht festgehalten werden kann, so läßt sich doch die nicht minder heilige und geheimnißvolle Dreizahl leicht beobachten. Das ist aber der Angelus: ein

kurzes, einförmiges, gemeinsames, in einem gewissen Sinne öffentliches, dabei aber in mancher Hinsicht persönliches und privates Gebet, welches Jeder verrichten kann, wo er auch sein mag, — wodurch nicht leicht Jemand in der Erfüllung irgend einer Pflicht oder in irgend einer Beschäftigung gestört wird, welches aber dabei seine bestimmten Stunden hat, so daß es zu einer kirchlichen Ceremonie oder Andacht wird. Schon unter diesem Gesichtspunkte, von andern Rücksichten abgesehn, sollte dieses Gebet bei den Katholiken überall beliebt und gebräuchlich sein. In den Klöstern gibt die Glocke zu den bestimmten Stunden das Zeichen, und sogleich wird jede andere Beschäftigung, das Studium und die Erholung, unterbrochen. Der Studirende, welcher einsam in seiner Zelle sitzt, legt die Feder nieder, sieht auf sein Crucifix oder Bild und vereinigt sich mit seinen entfernten Brüdern zum Gebete; der Professor hält in seinem Vortrage inne, kniet mit seinen Schülern nieder und betet mit ihnen laut den Engel des Herrn; die kleine Gruppe, welche mit munterm Gespräche oder einer gelehrten Disputation beschäftigt ist, läßt den Scherz verstummen und die Waffen fallen, um in den Versikeln dieses Engel-Gebets einen bessern Wetteifer zu beginnen; ja selbst die Spiele der Jugend und der Kindheit werden unterbrochen, um für einige Minuten ernstern Gedanken Platz zu machen. Ich habe mich oft an dieser Sitte erbaut, wie sie in Ordenshäusern und Erziehungs-Anstalten beobachtet wird; ich habe dabei, wenn ich so sagen darf, den erfinderischen Sinn der Kirche bewundert, welche uns in dieser Weise wenigstens in bestimmten Zwischenräumen zur Erfüllung einer Pflicht anleitet, die wir nicht zu oft erfüllen können. — Wenn wir aber weiter betrachten, was uns in diesen wenigen Augenblicken vor die Seele geführt wird, so werden wir die Schönheit dieser täglichen Gebetsübung noch besser einsehn.

Es gibt vielleicht kein Geheimniß, in welchem das Wirken und Walten der Gnade in erhabenerer und zugleich in lieblicherer Weise sich kundgibt. [1]) Wo hat die Kunst eine reichere Fund-

[1]) Der Uebersetzer hat sich hier eine kleine Abkürzung und unwesentliche Modification einiger Sätze erlaubt, da sich das im Englischen vor-

grube, ein ansprechenderes Thema, einen schönern Wetteifer zwischen irdischer Anmuth und himmlischer Gnade gefunden, als in dem Zusammentreffen Maria's und Gabriel's? Seit der ersten Morgenröthe der Malerei ist diese Scene einer der beliebtesten Gegenstände der Darstellungen des Pinsels gewesen: den Engel konnte man mit allen Reizen eines himmlischen Wesens, welches sich in eine menschliche Gestalt verhüllt, umkleiden; man gab ihm ein mildes, aber majestätisches Aussehn, eine herrschergleiche, aber dabei ehrfurchtsvolle Miene, Würde und Hohheit, verbunden mit Bewunderung und Ehrfurcht. Denn auf den alten Darstellungen dieses heiligen Geheimnisses sieht man nicht eine phantastische Gestalt, halb verhüllt von einem flatternden Gewande, die auf einer dahinrollenden Wolke herabkommt oder in einer akademischen Stellung darauf sitzt und eine Bewegung mit der Hand macht, als wollte sie eine gutgesetzte Rede halten; da der Engel bei dieser Botschaft einer der „Diener Gottes“ war, „welcher zu Seinen Dienern Feuerflammen macht,“ [1]) so legte es sich vielmehr von selbst nahe, daß er in der Kleidung erscheinen müsse, in welcher die Diener Gottes auf Erden zu erscheinen pflegen. Demgemäß wird er fast immer in kirchlicher Kleidung dargestellt, nie aber in dem Gewande, welches bei der Feier des heiligsten Ritus getragen wird, sondern entweder in dem priesterlichen Chormantel oder in der Diakonen-Dalmatik. Dadurch wird die Figur des Engels gleich von bloß profanen oder phantastischen Darstellungen strenge unterschieden, und zugleich wird damit auf die Verbindung zwischen der himmlischen und der irdischen Kirche hingewiesen. Denn wenn der Tempel dort oben uns als ein Seitenstück zu dem sichtbaren Tempel auf Erden gezeigt wird; wenn auch dort ein Altar ist mit der Opfergabe darauf und den gemarterten Heiligen Gottes darunter, [2]) — mag dies nun ein Typus oder ein Antitypus, eine Nachbildung oder das Ur-

kommende Wortspiel mit grace (Gnade, Grazie und Anmuth), graceful (gnadenvoll) und gracious (graziös, anmuthig) im Deutschen nicht wiedergeben läßt.

[1]) Ps. 103, 4. — [2]) Apok. 6, 9.

bild unseres Alters sein: so ist es im höchsten Grade natürlich und consequent, die so gegebene Analogie durchgängig festzuhalten, und darum, wenn Engel an jenem Altare dienen,[1]) wie Priester und Diakonen an diesem, beiden eine gleiche Kleidung zu geben, wie sie ein gleiches Amt haben. Und wenn im Alten Bunde himmlische Erscheinungen, Engel oder ein Wesen noch höherer Natur, in Leviten-Kleidung erschienen, [2]) so dürfen wir ihnen jetzt mit Recht die Kleidung der Hierarchie des Gesetzes der Gnade geben. So diente in der christlichen Kunst nicht nur das, was der Phantasie des Malers überlassen war, das schöne Antlitz und die schöne Haltung, sondern auch das Conventionelle und Symbolische, die Kleidung, dazu, den Engel, welcher Maria die Botschaft brachte, zu einer majestätischen und lieblichen Erscheinung zu machen; und die Maler haben gewiß all ihr Genie und all ihre praktische Geschicklichkeit aufgeboten, den Bringer der gnadenvollen Botschaft, den Herold der Erlösung, auf würdige Weise darzustellen. Aber das Alles diente nur dazu, sie noch erhabener und heiliger darzustellen, an welche diese Botschaft gerichtet war.

Wir können uns leicht vorstellen, wie tief ein Maler, welcher diesen Gegenstand so auffaßte, wie die alten Meister, fühlen mußte, daß seine Kunst diesem zweiten Theile seiner Aufgabe nicht gewachsen sei. Nach modernen Begriffen müßte der Maler mehr an den Engel, als an die Königin der Engel denken; aber welchen Contrast bildet zu dieser Auffassung die Tradition, welche sich an die Darstellung der Verkündigung Mariä in Florenz knüpft! Der Künstler hatte die übrigen Theile des Bildes vollendet, den Kopf des Erzengels mit tiefem Gefühle gemalt, ihm eine übermenschliche Schönheit gegeben, und all seine Kunst erschöpft; er verzweifelte daran, die heilige Jungfrau, welche der Engel begrüßte, so darstellen zu können, wie er sie sich dachte. Er wußte, daß er Alles, was er bis jetzt vollbracht, übertreffen und ein von himmlischen Reizen noch mehr strahlendes Antlitz darstellen müsse, als das des Engels. Vergebens versuchte er es, seine Idee zu erreichen; je öfter er es ver-

[1]) Apok. 8, 3. — [2]) Dan. 10, 5.

suchte, um so weniger schien es zu gelingen, bis er endlich ganz hoffnungslos den Versuch aufgab und ermüdet einschlief. Als er aber erwachte, fand er zu seinem Erstaunen und Entzücken die Figur gemalt, und zwar so voll Würde und Schönheit und in so wundervoller Weise und in so kurzer Zeit, daß es keine menschliche Hand gethan haben konnte. Darum hat man es für das Werk eines Engels gehalten. Der Leser mag nun von dieser Legende denken, was er will, sie ist jedenfalls eine getreue Darstellung dessen, was ein Künstler dachte und fühlte, als die Kunst noch die Magd der Religion war. Sie zeigt, eine wie reine und erhabene Idee sein Geist sich von der Tugend machen konnte, welche der Gruß des Engels aussprach: „Sei gegrüßt, Gnadenvolle! Der Herr ist mit dir!" Welch' eine erhabene, nicht bloß irdische, sondern himmlische Schönheit mußte da dargestellt werden! — Die Schwierigkeit lag aber nicht bloß hier. Dem heidnischen Künstler war es leicht, seinen Heros oder seine Göttin über das Menschliche zu erheben, indem er ihren Zügen eine leidenschaftslose Schönheit gab, welche sich um die Dinge unter der Sonne gar nicht kümmern zu können schien. Bei der Scene, mit welcher wir uns jetzt beschäftigen, war aber ein ganz anderer Ausdruck nöthig. Dem Antlitz und der Haltung die jungfräuliche Züchtigkeit aufzudrücken, welche bei dem ungewohnten Nahen eines Besuchers erschrickt, ohne ihrer Würde Eintrag zu thun, — die Demuth, welche ohne niedrig und feige zu sein, vor der angebotenen Würde zurückbebt, — die strahlende Freude, womit sie, ohne daß die ruhige Heiterkeit ihrer Seele gestört wird, die frohe Botschaft der Erlösung vernimmt, — ein Weib darzustellen, erhabener als ein Engel, welches nicht nur leiblich, sondern auch geistig mit den reichsten göttlichen Segnungen erfüllt wird, eine Magd der Gesinnung, eine Königin der Würde nach, — das durfte man wohl als eine unerreichbare Aufgabe für die Kunst ansehn, auch wenn sie durch die erhabensten Motive geadelt und durch die heiligsten Einsprechungen unterstützt war. Wer hat diesen Gegenstand gesehn, wie ihn ein seliger Johannes von Fiesole, mit Recht „der Englische" genannt, dargestellt

hat, und nicht empfunden, daß ein heiliges Gemüth dazu gehört, um in die Tiefen der künstlerischen sowohl wie theologischen Geheimnisse desselben einzudringen.

Die nämliche Auffassung, welche es den Künstlern als schicklich erscheinen ließ, sie, in welcher „das Geheimniß“ gewirkt wurde, möglichst erhaben darzustellen, leitete sie auch bei der Stellung, welche sie den beiden Figuren gaben: der Engel kniet oft, während er seine Botschaft ausrichtet, während die h. Jungfrau bald sitzend, bald stehend, bald im Gebete knieend dargestellt wird. Protestanten stoßen sich oft an dieser Darstellung; ein katholisches Herz aber begreift sie leicht. Noch ehe der Engel seinen Auftrag ausgerichtet, ist sie, die er anredet, die Wohnstätte des Fleisch gewordenen Wortes geworden, welches gleichwesentlich mit dem Vater und wahrer Gott ist: Ihn, der in ihr wohnt, muß der Engel anbeten, abgesehn von ihrer höhern Würde, welche einer so ehrfurchtsvollen Begrüßung wohl werth ist. — Während so Alles, was das Auge in dieser Scene wahrnimmt, im höchsten Grade voll Lieblichkeit ist, scheint es, als sollten auch die andern Sinne nicht minder begnadigt werden. Die blühende Lilie, welche fast auf allen ältern Darstellungen in einer zierlichen Vase in dem bescheidenen Gemache steht, scheint einen reinen Duft durch dasselbe zu verbreiten, sowie sie uns die jungfräuliche Reinheit der Luft versinnbildet, die wir einathmen; und die Rolle, welche der Engel in der Hand hält, läßt unser Ohr die Worte vernehmen, welche von seinen Lippen erklingen, den gnadenreichen Gruß an sie, die „voll der Gnaden“ ist.

Aber es ist Zeit, daß wir von dieser scheinbaren Abschweifung zu unserm Gegenstande zurückkehren. Ich wollte zeigen, wie in Wahrheit das Geheimniß, an welches die Kirche uns dreimal im Tage erinnert, das „Geheimniß der Gnade“ ist, wie es mehr, als jedes andere, irdische Lieblichkeit, himmlische Schönheit, göttliche Erhabenheit miteinander vereinigt, das Menschliche und das Englische mit einander verknüpft und eine Scene bildet, welche Himmel und Erde gleichmäßig für sich beanspruchen können, ja, welche werth scheint, daß beide gleich-

sam darum streiten; in welcher jede Gestalt und jede Farbe, jeder Klang und jeder Ton, jeder Gedanke und jedes Gefühl in ein ruhiges, aber lebendiges Bild harmonisch zusammenfließt, bei welchem der Geist sehnsüchtig verweilt und auszurufen scheint: „Thauet, ihr Himmel, von oben und die Wolken mögen herabregnen den Gerechten.“ Denn alles sichtbar und äußerlich Schöne und Gnadenvolle daran ist nichts im Vergleich mit dem Innerlichen und Verborgenen, mit dem Himmelsthau, welcher „wie der Regen auf Gedeon's Bließ“ herabfällt und die Brust, welche das Mensch gewordene ewige Wort umschließt, mit Gnaden ohne Maß und ohne Gleichen erfüllt. Wohl mag darum die Kirche, nachdem sie uns erst einige Augenblicke die drei Stufen dieses gnadenvollen Geheimnisses zur Betrachtung vorgeführt hat, — den englischen Gruß, die jungfräuliche Zustimmung und die göttliche Wirkung — mit dem Gebete schließen: „Deine Gnade, o Herr, wollest Du unsern Herzen eingießen.“

Wohl mag man darum auch der Angelus-Glocke die Inschrift geben: Vespere et mane et meridie clamabo et annuntiabo — „Abends und Morgens und Mittags will ich rufen und verkündigen.“ [1]) — Dies ist ja auch die Ordnung des kirchlichen Tages und in südlichen Ländern, wo eine katholischere Luft weht, auch die des bürgerlichen Tages: mit der ersten Vesper beginnt das kirchliche Fest, mit dem Geläute des Ave Maria der neue Tag. Ich gestehe, ich gebe dieser Ordnung den Vorzug. Es gefällt mir nicht, den alten Tag davonschleichen und den neuen sich einschleichen zu lassen, „wie ein Dieb in der Nacht,“ uns unbewußt, in der Stunde, wo die Geister umgehn und wo wir ohne Macht sind, uns zu hüten „vor dem Dinge, das in der Finsterniß umherschleicht,“ [2]) und wo die Natur um uns und in uns ein beängstigendes Bild des Todes ist. Besser gefällt mir, den Tag sterben zu sehn, wie auch ein guter Christ zu sterben wünscht, mit einem mildglänzenden Himmel über sich, dessen Farben noch prachtvoller werden, sowie sein Schluß naht, mit goldenen Bildern und lieb-

[1]) Ps. 54, 18. — [2]) Ps. 90, 6.

lichen Gestalten, welche in phantastischen Wolken uns umgeben, mit einem stillen Gebet und freundlichen Glockentönen, und mit dem Troste, daß, wenn das Dunkel sich über Alles ausgebreitet hat, ein neuer, wenngleich unsichtbarer Tag für den Geist aufgegangen, daß die Vigilie nur abgelaufen ist, damit der Festtag anbrechen könne. Und dann, wenn wir wieder aufwachen, möge das freudige Geläute uns wecken mit dem ersten Dämmern des Tages und des Geistes, um des Geheimnisses zu gedenken, welches allein den Tag werth gemacht hat, ihn zu durchleben, und um mit der natürlichen und der geistigen Sonne den Aufgang aus der Höhe zu begrüßen, welcher über die umnachtete Menschheit aufging und die Finsterniß und den Todesschatten, worin sie saß, verscheuchte. Wer sieht und fühlt nicht die klare Analogie? Und wer wird es unterlassen, wenn er so daran erinnert wird, sich mit dem reichen Maße dieser Gnade zu schützen wider „den Pfeil, der am Tage fliegt," [1]) gegen seine scharfen und gutgezielten Versuchungen. Haben aber diese ihren Höhepunkt erreicht und scheint all der heilige Thau der Morgen-Andacht vertrocknet zu sein, so bedürfen wir neue Unterstützung und Schutz gegen „den Angriff und den bösen Geist des Mittags." [2]) — In diesen drei wichtigen Zeitpunkten also ruft uns die Angelus-Glocke laut an und bringt die frohe Botschaft und spricht in Engelsworten und in Engelstönen zu dem frohen, zu dem ängstlichen und zu dem müden Herzen, zu dem frohen am Morgen, zu dem ängstlichen am Mittag, zu dem müden am Abend. Es war in Wahrheit ein himmlischer Gedanke, gerade diese Zeiten und gerade dieses Gebet zu wählen. Was kann auch besser zu der ersten dieser drei Zeiten und Stimmungen passen, als die glorreiche Nachricht, daß „der Engel des Herrn" solch' eine Botschaft auf die Erde gebracht hat; was eignet sich besser für die zweite, als mit Maria voll Ergebung zu sprechen: „Siehe, ich bin eine Magd des Herrn; mir geschehe nach deinem Worte;" was kann die dritte besser erfrischen und hellere Strahlen in das Dunkel der nahenden

[1]) Ps. 90, 6. — [2]) Ps. 90, 6: A sagitta volante in die, a negotio perambulante in tenebris, ab incursu et daemonio meridiano.

Nacht ausgießen, als der Gedanke, daß Gottes ewiges Wort stets „unter uns wohnt," unser Trost und unsere Hülfe?

Möchte also der Tag nicht fern sein, wo [auch in England] zu den nämlichen heiligen Zeiten von allen Thürmen ein so harmonisches, freudiges Geläute erschallt, wie wenn eine gläubige Stadt zum ersten Male die Botschaft von der Erlösung vernimmt. Dann werden ehrwürdige Greise ernst und bedächtig ihren frohen Glauben aussprechen, und muntere Kinder ihn lispeln und plaudern, als wollten sie mit ihren hellen Stimmen den Ernst des Ereignisses verscheuchen. Dann wird reden die majestätische Bewohnerin des massenhaften Thurmes der Abteikirche oder Kathedrale, der es Mühe kostet, sich aus ihrer gravitätischen Ruhe zu erheben, die aber, einmal in Bewegung gesetzt, in tiefen klangvollen Tönen ihre Rede hält; und gleichzeitig redet die winzige Bewohnerin des zierlichen Thürmchens auf dem Kloster oder der Kapelle, welche sich lustig hin und her schaukelt und mit geläufiger Zunge zu allen Vorübergehenden spricht. Und wenn ihre Klänge keine Harmonie bilden, — was sie sagen wollen, klingt zu einem heiligen Accord zusammen, der in der Tiefe eines jeden katholischen Herzens ein Echo findet, und ein leises Gebet wird von manchen Lippen strömen und mit den Glockentönen zum Himmel aufsteigen.

Aber müssen wir warten, bis dieser Tag kommt? Warum sollen wir nicht einen Anfang machen? Wo eine Kirche oder Kapelle eine Glocke hat, da thut dieselbe sicher nicht ihre Pflicht, wenn sie zu diesen bestimmten Stunden der gemeinsamen Andacht schweigt. Läuten wir kühn darauf los, wenn auch anfangs mancher Unwissende fragt, was das bedeuten solle; durch Fragen kann man lernen. Lehren wir die Gemeinden, den Ruf der Glocke zu verstehn und den Fragenden zu antworten: und erst Wenige, dann Viele werden in das schöne Gebet einstimmen, an welches die Glocke erinnert. Zweitens, wenn eine Kirche noch keine Glocke hat, so suche man doch möglichst bald eine möglichst klangvolle zu beschaffen und bitte den Bischof, — denn er allein kann es — sie zu segnen und zu salben, und bringe sie auf ihren Wachthurm, daß sie durch ihr heiliges

Mahnen das Böse abwehre. Aber warum sollen wir drittens nicht noch einen Schritt weiter gehn? Es gibt manche Häuser und Familien, in welchen gemeinsame Pflichten, wie in den Klöstern, mit der Glocke geregelt werden; warum sollte diesem häuslichen Herolde nicht auch eine Stimme für bessere Zwecke gegeben werden. Der Ton der Glocke könnte ja zu bestimmten Stunden ebensogut zur geistigen, wie zur leiblichen Erquickung einladen; und bei ihrem Klange müßte die Feder einhalten und das Klavier verstummen und die Nadel niedergelegt werden und die ganze Familie sich im Beten des Angelus vereinigen, und auch die, welche die häuslichen Arbeiten besorgen, müßten für einige Augenblicke ruhen und das Geschäft der Martha mit dem der Maria vertauschen. Genug indeß: ich habe bloß daran erinnern wollen, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß man den Vorschlag beachten wird.

Ich habe so viel von der Glocke und ihrem Amte zu sagen gehabt, daß ich dadurch von selbst an andere Gebräuche erinnert werde, welche mit ihr in Verbindung stehn. Es ist freilich wie ein Uebergang vom Lichte zum Schatten, wenn ich von dem Angelus-Läuten zum Grab-Geläute übergehe. Auch wird der Leser gewiß nicht geneigt sein, die feierlichen Ceremonien, unter welchen die Kirche den Leib ihrer Kinder der letzten Ruhestätte übergibt, zu den untergeordneten kirchlichen Gebräuchen zu zählen. Wenn ich die **Gebräuche bei der Beerdigung** aber dennoch hier erwähne, so ist das zulässig, weil dieselben nicht zu den sacramentalen oder eigentlich liturgischen gehören, und zudem könnte ich mich noch darauf berufen, daß dieselben in England thatsächlich als sehr untergeordnet angesehn werden. In keinem Puncte kann man uns mit mehr Recht tadeln; kaum in irgend einem andern Puncte bedarf es der Sinn des Volkes dringender, wieder katholisch zu werden. Wie Viele unter den Tausenden, welche sterben, erhalten ein katholisches, oder was dasselbe ist, ein christliches Begräbniß? Wie Vielen wird auch nur das ärmliche Surrogat zu Theil, daß im Hause einige Schollen gesegnete Erde in den Sarg geworfen werden, statt daß die Leiche in die Erde einge-

senkt werden sollte, welche die erste feierliche Weihe und dann die fortwährenden Segnungen von Jahrhunderten zu einem würdigen Acker der Auferstehung gemacht haben! Und wenn es Manche gibt, welche wünschen, oder deren Freunde wünschen, daß sie ein „gutes" Begräbniß erhalten, wie Wenige in Verhältniß legen dabei das Hauptgewicht auf den religiösen Charakter desselben! Wie Wenigen scheint etwas daran zu liegen, ob der Priester oder der Prediger die Gebete spricht, welche man für nöthig hält, um „die Sache" anständig zu machen! Wie Wenige wählen einen Platz zum Grabe mit Rücksicht darauf, daß derselbe heiliger ist, als andere! Wie Wenige bekümmern sich darum, ob für ihre Seele gebetet wird!

Ich sage dieses natürlich ausschließlich mit Rücksicht auf England. In Irland ist es anders. Ich kenne nichts Rührenderes, als die Pietät der armen Irländer gegen ihre Todten und ihre traditionelle Anhänglichkeit an die heiligen Ruhestätten ihrer Vorfahren. Es mag wahr sein, daß sich bei ihren „Todten-Wachen" Mißbräuche eingeschlichen hatten, die aber der Eifer der Geistlichkeit jetzt ziemlich abgestellt hat; es mögen mitunter beim Beerdigen tumultuarische Scenen von Parteikämpfen stattgefunden haben, welche den Verfassern von irischen Romanen guten Stoff liefern, wenn sie lieber auf die Schwachheiten, als auf die Tugenden der Menschen achten. Aber der lange und stille Zug, welcher Meilen weit der Bahre folgt und den Sarg, trotz der modernen Begräbniß-Plätze, die am Wege liegen, nach den Ruinen einer Abtei-Kirche oder nach dem grünen Hügel zur Seite einer alten Kapelle bringt; das achtungsvolle Benehmen der Vorübergehenden; die Gleichgültigkeit gegen die äußere Form neben der Sorgfalt in der Wahl des Ortes; die echt katholische Einfachheit der Grabschriften, die noch immer die alte Form haben: „Bittet für die Seele von N. N."; die Besorgniß der Hinterbliebenen, ein Seelenamt, und die „Monats-Messe" und das Jahr-Gedächtniß für den Verstorbenen halten zu lassen, — das sind erbauliche und tröstliche Lebenszeichen eines katholischen Landes. — In England ist es ganz anders; die Anordnung der Beerdigung wird gewöhnlich einem Unter-

nehmer überlassen, der einen Todten ungefähr so ansieht, wie ein Viehhändler ein Stück Vieh, und ihn danach taxirt, was er daran verdienen kann; — dessen Begriffe von Schicklichkeit nicht über das Behängen und Verzieren des Leichenwagens, über Federn und Schärpen, und eitlen Pomp und hohlen Prunk hinausgehn, der nie widerlicher ist, als bei solchen Gelegenheiten; — und dessen Ideen von den Eigenthümlichkeiten des katholischen Ritus sich nicht weiter erstrecken, als bis auf das fratzenhafte zinnerne Crucifix oder die monströse, einer Baumscheere ähnliche Mitra, welche er in seinem Fenster aushängt. Sprecht ihm von dem Weihwasser-Gefäß und Weihwedel, von dem Kreuz und Leuchtern, von dem Rauchfaß und Weihrauch, — was alles im katholischen Ritual vorgeschrieben ist, — und sagt ihm, er müsse das Alles besorgen, und er wird meinen, ihr wäret wahnsinnig geworden, oder wenigstens, ihr verständet nichts von der Sache. Aber in Bezug auf Handschuhe und Schärpen und Hutbänder und dergleichen Dinge, die er für wesentlich zur Heiligkeit einer Beerdigung hält, weiß er alle Geheimnisse, d. h. wie viel er dabei profitiren kann. — Mit andern Worten, wir haben von unsern protestantischen Nachbarn gelernt, eine Beerdigung als eine bürgerliche Ceremonie anzusehn, — als ein Zeichen unserer Achtung gegen die Leiber unserer Freunde, nicht als eine Wohlthat, die wir ihren Seelen erweisen. Wollte man das Geld, welches so thöricht weggeworfen wird, sparen (wie unlängst ganz gut vorgeschlagen ist) und es für religiöse Zwecke verwenden, so könnte in kurzer Zeit ein bedeutender Fonds angesammelt werden. Mögen die Armen den reichen Mann zu Grabe tragen und sein Andenken für die Almosen segnen, welche man ihnen gibt. Mögen demüthige Beter ihre Gebete in das offene Grab streuen und eine Thräne der aufrichtigen Betrübniß und Liebe darein fallen lassen für die Spende, welche ihnen und ihren Familien gereicht wird. Möge die Bruderschaft, deren Mitglied er war, des Abends zusammenkommen, um Vesper und Metten zu singen, und am andern Morgen, um dem Hochamt beizuwohnen, und dann mit der Kerze in der Hand um die Bahre stehn,

während die erhabenen Absolutionen gesungen werden, und die Leiche zum Grabe geleiten. Möge man dieses thun, sage ich, aber Alles so thun, wie es gethan werden sollte, mit dem echten Pathos einer katholischen Ceremonie, — und sicher wird es den Lebenden ebensowohl heilsam sein, wie dem Todten, für dessen Heil dieser Ritus doch hauptsächlich bestimmt ist.

Damit kommen wir zu dem Hauptpuncte. Wenige Katholiken [in England] wissen, worin der Begräbniß-Ritus der Kirche besteht, und darum wissen ihn auch wenige recht zu würdigen. Die katholische und die protestantische Begräbnißfeier unterscheiden sich wesentlich: jene ist ein wahrhaft großartiger und erhabener Ausdruck der Befürchtungen und der Hoffnungen des Christen beim Tode und beim Erscheinen vor seinem Richter, diese ist bloß eine Belehrung und eine Tröstung der Hinterbliebenen; — jene ist tief und ernst pathetisch, diese ist bloß eine förmliche Unterweisung, die freilich durch die Umstände, unter welchen sie vorgetragen wird, sehr eindringlich wird; — jene führt die Gedanken und Gefühle über das Grab hinaus an die Schwelle der Ewigkeit und ist darum erhebend und feierlich, diese hält uns in dieser Welt fest als Zuschauer des Schicksals eines Andern. Die erstere macht ferner die Gemeinschaft der Heiligen zu einer Wirklichkeit, indem sie einen heiligen Verkehr zwischen den Lebenden und den Hingeschiedenen unterhält; die andere will nichts für die Entschlafenen thun, sondern berücksichtigt nur die Lebenden. — Wie erhaben ist der Anfang der kirchlichen Tagzeiten für die Verstorbenen: [1]) Regem, cui omnia vivunt, venite adoremus — „den König, dem Alles lebt, laßt uns anbeten!“ Wie passend sind die Psalmen ausgewählt und wie schön sind die Antiphonen! Wie rührend sind die Lectionen aus dem Buche Job, welche den traurigen Zustand der Menschheit, ihre Schmerzen und Leiden schildern und uns so trösten wegen derjenigen, die aus ihnen hinweg genommen sind, und die Sehnsucht in uns wecken, aufgelöst zu werden und mit ihnen bei Christus zu sein! Wie schön ist ferner der sonst heitere Ton der Laudes mit einem

[1]) Vgl. „Himml. Palmgarten“ S. 588.

Ernst überzogen, wodurch sie ein Ausdruck jener rechten Mitte der katholischen Empfindung werden, welche gleich weit entfernt ist von Melancholie und Jubel! Wir freuen uns dabei, aber mit einer ruhigen und nüchternen Freude. Und wenn wir zu dem wichtigern und heiligsten Theile einer vollständigen Leichenfeier übergehen, zu der Requiems-Messe mit ihrem erhabenen Dies Irae und den für die Gelegenheit passenden Auslassungen und Abänderungen, wie viel besser geeignet, Trost und Hoffnung einzuflößen, ist der lyrische und hymnenähnliche Ausdruck dieser Gefühle in dem katholischen Ritus, als die sententiöse und didaktische Weise, wie die Anglicaner Trost und Hoffnung einzuflößen suchen! — Wenn die Leiche in die Kirche getragen wird, wie tröstlich ist der Gesang, womit sie begrüßt wird: „Kommet zu Hülfe, ihr Heiligen Gottes, kommet herbei, ihr Engel des Herrn, und nehmet seine Seele auf und führet sie hin vor das Angesicht des Allerhöchsten! Möge dich aufnehmen Christus, der dich gerufen hat, und mögen die Engel dich tragen in Abraham's Schooß!" [1]) Oder wenn der Leib zum Grabe getragen wird: „In das Paradies mögen dich geleiten die Engel; bei deiner Ankunft mögen dich aufnehmen die Marthyrer und dich führen in die heilige Stadt Jerusalem! Der Chor der Engel möge dich aufnehmen, und mit dem einst armen Lazarus mögest du die ewige Ruhe erlangen!" [2]) Man sollte meinen, solche Gesänge müßten durch die Katakomben geschallt haben, wenn die heiligen Leiber von Marthyrern und Bekennern durch die Gänge zu den Gräbern getragen wurden; so stark tritt darin das Bewußtsein einer wirklichen Verbindung zwischen der irdischen, der himmlischen und der leidenden Kirche hervor. — Der wahre Werth der katholischen Leichenfeier für den Gläubigen besteht aber darin, daß darin die Fürbitte der

[1]) Subvenite, Sancti Dei; occurrite, Angeli Domini, suscipientes animam ejus, offerentes eam in conspectu Altissimi. Suscipiat te Christus, qui te vocavit; et in sinum Abrahae Angeli deducant te!

[2]) In Paradisum deducant te Angeli; in tuo adventu suscipiant te Martyres et perducant te in civitatem sanctam Jerusalem! Chorus Angelorum te suscipiat, et cum Lazaro quondam paupere aeternam habeas requiem!

Kirche für ihn und Gebete vorkommen, die in ihrem Namen für seine Seele gesprochen werden.[1]) . . . Der Unterschied in dem Charakter der Leichenfeier der katholischen Kirche und der englischen Staatskirche tritt deutlich hervor, wenn die letztere im Stile eines Protokolles sagt: „Sintemal es dem Allmächtigen Gott in Seiner großen Barmherzigkeit gefallen hat, die Seele unseres hier dahingeschiedenen lieben Bruders zu Sich zu nehmen, so übergeben wir seinen Leib der Erde: Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub" u. s. w., — während die erstere Gott bittet, einen Seiner heiligen Engel zu senden, um das Grab zu bewachen und das, was ihm anvertraut ist, zu behüten (mit Anspielung auf die Auferstehung des Heilands) und seinen Staub vor Profanation und Beschimpfung zu schützen.

Diese katholische Idee ist es, welche dem wahren Sohne der Kirche hinsichtlich des Beerdigungsplatzes eine ganz andere Gesinnung einflößt, als stoische Gleichgültigkeit. Die alten Christen wünschten nach dem Tode neben den Gräbern der Martyrer zu ruhen, welche sie im Leben geehrt hatten; und unsere angelsächsischen Könige schienen ganz besonders froh zu sein, sich den Anblick eines Schauspiels sichern zu können, welches der h. Johannes Chrysostomus in so glühenden Farben schildert — der Auferstehung der glorreichen Apostel Petrus und Paulus aus ihren Gräbern am jüngsten Tage: darum wählten sie zu ihrem Begräbnißplatze die Vorhalle ihrer Basilika. Sie scheinen gedacht zu haben, sie würden, wenn sie mit ihnen auf demselben Gottesacker ruhten, in diesem furchtbaren Augenblicke in ihnen Beschützer finden, und die heiligen Reliquien derjenigen, welche Todte zum Leben erwecken konnten, könnten die Kraft einer seligen Auferstehung dem geringern Staube mittheilen, der neben ihnen ruhte. Wie sehr contrastirt

[1]) Der Uebersetzer übergeht hier einen Passus, welcher für deutsche Leser nicht von großem Interesse sein kann, da er sich auf den wohl nur in England früher vorkommenden Mißbrauch bezieht, die Leiche eines Katholiken von einem protestantischen Prediger beerdigen zu lassen.

mit solchen Gefühlen das moderne System, wonach ein bunter Haufe von Personen, die durch kein Band eines gemeinsamen Glaubens vereinigt sind, zusammen geworfen wird, — Christen und Ungläubige, Anbeter und Spötter des nämlichen Gottes, Verehrer und Feinde des nämlichen Altars. Wie todt muß die Ueberzeugung, wie erloschen der Glaube sein, wenn man nicht davor schaudert, so gleichsam von aller Gemeinschaft der Gläubigen durch den Tod abgeschnitten zu werden, unbekümmert um das Gebet, welches auf einem katholischen Gottesacker über die Gräber der dort Ruhenden gesprochen, und um das Weihwasser, womit dort der Rasen von priesterlicher Hand besprengt wird, — nur besorgt darum, daß die Pyramide oder der Obelisk auf dem Grabe und das zierliche Gesträuch daneben die Aufmerksamkeit der Müßiggänger auf sich ziehe, welche den hübschen Kirchhof zu ihrer Promenade wählen. Es ist nichts, namentlich in oder bei großen Städten, ein so dringendes Bedürfniß, als ein katholischer Gottesacker. Die in der letzten Zeit angestellten Untersuchungen haben gezeigt, daß in dieser Hinsicht keine Confession in England so schlecht gestellt ist, wie die Katholiken, und doch müßten wir grundsätzlich am allermeisten Gewicht auf den Ort der Beerdigung legen. Es ist also wohl eine positive Pflicht für uns, diese Sache in ernstliche Erwägung zu ziehen.

Noch viele andere Puncte bieten sich mir dar, die wohl einer Erläuterung werth wären. Ich spräche z. B. gern von dem Itinerarium Clericorum, dem schönen für Geistliche bestimmten, aber auch für Laien passenden Reisegebete [1]), — oder von dem Gebete beim Hinscheiden einer Seele, einem Gebete von ausgezeichneter Schönheit und ergreifender Erhabenheit, — oder von den vielen Segnungen, eines Hauses, der Speisen, der Felder, des Wassers u. s. w., — und ich könnte noch viele Gebräuche beifügen, die wenig bekannt und wenig in Uebung sind, aber wohl gekannt und geübt zu werden verdienten. Wenn aber Mangel an Raum mich nöthigt, sie zu übergehen, so möchte ich doch nicht gern diesen Gegenstand verlassen, ohne

[1]) Vgl. „Himml. Palmgarten" S. 511.

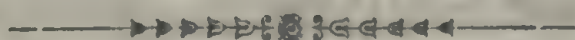
einige Worte über eine andere Ceremonie zu sagen; ich sage Ceremonie, weil ich keinen andern Namen dafür weiß; es ist aber eine stumme und zugleich eine immerwährende Ceremonie. Der Leser wird kaum errathen, was ich meine; ich meine aber die echt katholische Sitte, stets eine brennende Lampe vor dem h. Sacramente zu unterhalten [die **„ewige Lampe"**]. Die Lehre der Kirche über diesen Punct will ich nicht weiter erörtern; ich beschränke mich auf die Bemerkung, daß Jeder, der die Sache genauer studirt, sich nicht wenig über die bestimmten und wiederholten Decrete verwundern wird, welche es nicht freistellen, sondern zur strengsten Pflicht machen, vor dem Orte, wo das h. Sacrament aufbewahrt wird, Tag und Nacht eine Lampe brennen zu lassen. Wie weit die absolute Unmöglichkeit, diesen Anordnungen nachzukommen, ohne ausdrückliche Dispense die Nicht-Beobachtung derselben entschuldigen kann, brauche ich nicht zu untersuchen; sicher kann aber nichts Geringeres, als dieser traurige Grund, entschuldigen. Der Druck der Verfolgung mag allgemeine Gesetze suspendiren, und es wird dann immer auch ausdrücklich oder stillschweigend eine solche Praxis geduldet werden. Aber die Kirche besitzt eine wunderbare Elasticität, und sobald der Druck der Verfolgung aufhört, so hart und so dauernd derselbe auch gewesen sein mag, strebt und ringt sie, ihre frühere Stellung und Gestalt wieder zu gewinnen. Wenn wir darum geglaubt oder gemeint haben, der Gefahren wegen gewisse Puncte der Disciplin, wie ich sie hier behandle, nicht beobachten zu müssen, so müssen wir nie die Frage aus dem Auge verlieren, ob nicht die Zeit gekommen ist, wo wir sie wieder genau beobachten können. Die Beantwortung der Frage ist auch nicht schwer; man braucht nur zu sehen, ob die Ursachen, worauf unsere Entschuldigung beruhte, aufgehört haben oder noch fortbestehen. So haben wir uns drei Jahrhunderte lang nicht für verpflichtet gehalten, eine Lampe vor dem h. Sacrament brennen zu lassen, weil dadurch dieses selbst gottesräuberischen Feinden verrathen und das Leben von Priestern und die Existenz derjenigen, die sie beherbergten, gefährdet worden wäre. Aber verhält sich das

auch jetzt noch so? Wird wohl ein Spion oder Häscher durch die heilige Lampe vor dem Altar veranlaßt werden, uns anzuklagen oder den Schatz, der durch sie geehrt wird, wegzunehmen und zu profaniren? Ja, wird auch nur ein Dieb dadurch angelockt werden? Ich kenne im Gegentheil Fälle, wo solch ein Licht einen Gottesraub verhindert hat. — Wenn nun also die Gründe, welche uns von der Beobachtung dieser Sitte entbinden konnten, aufgehört haben, warum ist die Sitte nicht wieder hergestellt? „Weil wir zu arm sind, um die Kosten zu bestreiten." Aber habt ihr denn schon einmal die Kosten berechnet? Und wißt ihr, daß einige Schillinge für das ganze Jahr genügen? Ich glaube, es ist in dieser Hinsicht ein großer Irrthum sehr verbreitet, und es gibt nicht manche Orte in England, wo nicht die nöthigen Mittel aufzubringen wären.

Die ewige Lampe ist in der That eins der schönsten Symbole in der Kirche. Dieses stets brennende Licht — brennend in der Finsterniß, Stille und Einsamkeit der Nacht, brennend im Glanze des sonnigsten Tages, während des besuchtesten Gottesdienstes — ist eine sehr passende Darstellung der unaufhörlichen Huldigung, welche dem Herrn der Herrlichkeit in dieser Seiner Wohnung dargebracht werden, — der unermüdeten und ununterbrochenen Anbetung, welche das Herz Ihm weihen sollte für die „Barmherzigkeit, welche ewiglich währt." Diese wachsame Lampe scheint unsere Pflicht zu erfüllen, unsere Liebe zu versinnbilden, stets glühend, stets strahlend in freudiger Andacht. — Sie ist auch ein Symbol der steten Huldigung der Himmelsschaar, welche mit nie sich schließendem Auge und mit nie rastender Zunge wacht und lobpreist vor dem Tabernakel, wie vor dem Throne des Lammes. Sie ist ferner ein treffendes Seitenstück zu dem goldenen Leuchter, der im Alten Bunde stets brennen mußte vor dem Eingange des Allerheiligsten. — Diese Puncte führen mich auf eine lange Reihe von Gedanken, welche ich gern entwickeln möchte. Um ihnen aber gerecht zu werden, müßte ich auf einen Gegenstand eingehn, der mich zwar sehr anzieht, der aber nicht ohne einige Ausführlichkeit behandelt werden kann, — die Symbolik des katho=

lischen Cultus überhaupt und der sacramentalischen Handlungen insbesondere. Während man jetzt auf die symbolische Einrichtung der Kirchen und die symbolische Form ihrer Verzierungen vielen Fleiß verwendet, läuft man, fürchte ich, einigermaßen Gefahr, die viel tiefere mystische Bedeutung der kirchlichen Functionen, Ceremonien und Gebräuche zu übersehn.

Für jetzt muß ich aber diesen Gegenstand verlassen, indem ich dringend den letzten Punct der Beachtung empfehle und hoffe, daß bald die Frömmigkeit der Gläubigen nicht mehr gestatten wird, daß das allerheiligste Sacrament ohne die gebührende Ehre aufbewahrt wird, daß sie vielmehr dafür sorgen wird, daß an keinem Orte, wo es gestattet ist, das passendste, bedeutsamste und schönste Zeichen der Andacht und Liebe mangelt, die stets brennende Lampe des Heiligthums, das unterscheidende Kennzeichen des katholischen Altars, das Emblem des „Morgensterns, der nie untergeht" — ille inquam lucifer, qui nescit occasum. [1])



[1]) Dieser Ausdruck ist dem Gesange bei der Weihe der Osterkerze am Charsamstag entnommen. — Beim Wieder-Abdruck dieses Aufsatzes im J. 1853 hat der Verfasser die Bemerkung beigefügt, die hier ausgesprochenen Wünsche seien großentheils erfüllt und es gebe jetzt in England nur noch verhältnißmäßig wenige Kirchen ohne ewige Lampe.

VII.

Alter und neuer Katholicismus,

mit Rücksicht auf die Schrift:

„Eine Stimme aus Rom, im Jahre des Herrn 1842. London 1843.“ [1])

Ich hätte nicht daran gedacht, von dieser Broschüre Notiz zu nehmen, die aus Briefen besteht, welche früher in der Zeitschrift „the English Churchman“ erschienen sind, wenn ich sie nicht als einen Typus, eine Vertretung einer gewissen Classe von Ansichten betrachtete, die ich geneigt bin, mit Achtung zu behandeln, wiewohl mir das, ich gestehe es, mitunter schwer wird.

Man kann wohl sagen, es gebe in England dreierlei Ansichten über die katholische Kirche. Die erste ist die wahre, zu der wir uns natürlich bekennen: die mit dem heiligen Stuhle in Gemeinschaft stehende Kirche allein ist katholisch, sie allein ist die Braut des Lammes und als solche „ohne Makel und Runzel;“ wer Wahrheit und Heiligkeit finden will, muß sich ihr anschließen, wie sie ist, ohne zu feilschen oder Bedingungen stellen, und ohne, gleich den Donatisten, warten zu wollen, bis sie sich nach seinem Geschmack ändert oder modificirt. — Die zweite ist die merkwürdig glückliche Vorstellung von Katholicität, welche alle ihre Attribute und Eigenschaften

1) Aus der „Dublin Review“ vom Dec. 1843, abgedruckt in den „Essays“ Bd. 1, S. 537 ff.

in der englischen Staatskirche, wie sie ist, findet, welche um alles in der Welt nicht ein Atom an dem Bestehenden ändern, nicht daran denken mag, den Talar in einen Chorrock, den Tisch in einen Altar umzuwandeln, oder in die häuslichen, kirchlichen oder bürgerlichen Verhältnisse der Geistlichkeit irgendwie einzugreifen. Es ist dies die bequeme Theorie öffentlicher Versammlungen wegen religiöser Angelegenheiten und kirchlicher Vereine aller Art; sie steht unter dem besondern Schutze der Bank der Bischöfe und anderer Prälaten; Phrasen, wie „unsere wahrhaft apostolische Kirche," „unser apostolischer Zweig der katholischen Kirche," „unsere reine und primitive Kirche," sind ihre Losungsworte. — Mit den Anhängern der dritten Ansicht [1]) habe ich es hier hauptsächlich zu thun. Dieselbe ist eine Art von Mittelweg, nicht das alte, hoffentlich jetzt ganz aufgegebene System der via media, sondern eine Theorie, die gern den jetzigen Katholicismus und den jetzigen Anglicanismus zu Einer Kirche verschmelzen möchte. Sie hält den Ton des einen für zu hoch, den des andern für zu tief, und möchte den einen so herab-, den andern so heraufschrauben, daß beide zu einer mittlern Note sich vereinigten. Wie weit jeder von beiden Theilen nachgeben muß, ob England mehr, oder Rom mehr, oder beide gerade gleich viel, das ist noch keineswegs ausgemacht; denn ich fürchte, wenn man diejenigen, welche nach dieser Theorie eine Einheit herstellen wollen, aufforderte, erst unter sich auszumachen, wie viele Modificationen, Veränderungen und Verstümmelungen aller Art sie auf unserer Seite für nöthig halten, so würde man nicht zwei finden, die in Bezug auf den Punct ganz Einer Ansicht wären, bis zu welchem wir herabsteigen sollen und bis zu welchem sie glauben, daß ihre Kirche hinaufsteigen müsse.

Und nun der Grund, weshalb ich von dieser Broschüre Notiz nehme. Sie hat einen Mann zum Verfasser, welcher dieser dritten Classe angehört und charakterisirt viele seiner Parteigenossen. Sie will das Böse und das Gute gegen einander abwägen, was Rom bei einer zweijährigen Beobachtung

[1]) Den Puseyiten oder Tractarianern.

darbietet. In der letzten Zeit haben sich mehrere englische Reisende mit ähnlichen Forschungen befaßt: sie ziehn umher, nicht, wie früher, um die Wunder der neuern Kunst anzustaunen und die Reste alter Größe zu erforschen, sondern um, den Bleistift in der Hand, vor jedem Denkmal ländlicher Frömmigkeit und vor den mehr frommen, als guten Bildern an den Wänden der Suburra und Trastevere stehn zu bleiben und dort zum Erstaunen der Vorübergehenden die einfachen und schlechten Verse abzuschreiben, die darunter stehn; sie gehn in die Kirchen und Basiliken, nicht um das Andenken und die Reliquien der Apostel und Martyrer zu ehren, die dort ruhen, sondern um neben und hinter den Altären umherzuspähen, um irgend eine verborgene Tafel zu entdecken, die von Ablässen spricht. Solche Dinge werden dann sorgfältig notirt und als urkundliche Beweise für die Corruptionen der apostolischen Kirche und des apostolischen Stuhles veröffentlicht. Mit solchem Material füllt unser Verfasser über dreißig Seiten, während er, um seine Unparteilichkeit zu zeigen, auf halb so vielen Seiten einen Bericht über die zahl- und gränzenlosen mildthätigen Anstalten jener Stadt gibt, die in der Uebung der dritten theologischen Tugend eben so groß ist, wie in der der ersten.

Und was soll aus diesen Untersuchungen und dem ihnen beigefügten Raisonnement folgen? Offenbar dieses: „Rom mag die erste und die Mutterkirche sein; es mag alle Vorrechte besitzen, die dem h. Petrus verliehen sind; es mag unbestreitbare Ansprüche auf die Verehrung, die Liebe, ja den Gehorsam aller Menschen und aller Kirchen haben; es mag der wahre und rechte Mittelpunct der Einheit sein, dem sich Alle anschließen müssen; es mag allein viele große Lehren und viele heilige Traditionen bewahrt haben; es mag allein heroische Frömmigkeit, ascetische Andacht, Jungfräulichkeit, Abtödtung und den Geist des Martyrthums genährt haben; es mag allein bis auf unsere Zeit herab wirkliche Heilige, wie den h. Carl Borromäus und die h. Theresia erzeugt haben; es mag allein die Idee der Kirche Christi in ihrer Allgemeinheit und Einheit verwirklichen: alles das gebe ich zu; so lange aber der Papst

diese schlechten Verse auf den Wänden stehen läßt und nicht die Verleihung gewisser Ablässe zurücknimmt, erkläre ich, N. N., daß alles das für nichts zu achten ist; ich stelle mein Urtheil dem der apostolischen Kirche gegenüber, und da ich überzeugt bin, daß diese Dinge götzendienerisch, abergläubisch u. s. w. sind, so erkläre ich es für besser, auf alle Vortheile der Gemeinschaft mit der Kirche zu verzichten, als ihrer Versicherung zu glauben, daß sie nicht götzendienerisch, abergläubisch u. s. w. sind, und als zu glauben, daß ich eher irren und mißverstehen könnte, wie sie." So schließt man, um, wenn ich es offen sagen soll, solche Mücken von Mißbräuchen (darum handelt es sich im schlimmsten Falle) zu seihen und sich selbst zu rechtfertigen, daß man das Kameel des Schisma, noch dazu mit einem guten Höcker von Ketzerei verschluckt.

Aber wie leicht ist es, Entschuldigungen zu finden, wenn man an einem Irrthum festhält. Diese und andere Puncte führen Viele als Gründe an, weshalb sie sich an die Gemeinschaft des heiligen Stuhles nicht anschließen könnten und weshalb eine Wiedervereinigung mit demselben unmöglich sei. Aber nehmen wir einmal an, Seine Heiligkeit wollte sich ihren Wünschen fügen, und eine fleißige Anwendung des Tünchquastes an den anstößigen Wänden anordnen, so daß jede Inschrift getilgt würde, die einem dieser theologischen Touristen bedenklich vorkommen könnte; er wollte ferner alle Ablaß-Verleihungen, die ausgedehnter sind, als ihnen gut scheint, zurücknehmen und endlich durch strenge Gesetze befehlen, niemand solle beim Gruße seinem Nachbar den Segen oder die Fürsprache der Mutter des Erlösers wünschen (denn auch das ist ein Anklagepunct) — mit Einem Worte, gesetzt, Alles, was in der „Stimme aus Rom" oder in ähnlichen Werken getadelt wird, würde abgeändert, glaubt irgend Jemand für einen Augenblick, die englische Kirche würde dann gleich reuig in die Arme ihrer beleidigten Mutter eilen und der Bischofsstab von Canterbury, welcher der Bischofsstab des h. Augustinus sein will, würde dem Namensgenossen [1]) und Nachfolger des h. Gregorius zu Füßen gelegt

[1]) Als dieser Aufsatz geschrieben wurde, regierte Gregor XVI. Der

werden. Es ist eine große Selbsttäuschung, wenn man sich einbildet, solche Dinge seien die Hindernisse der Vereinigung; tausend Vorurtheile, tausend Leidenschaften, tausend Interessen und, was schlimmer ist, als dieses, die gänzliche geistige Erstorbenheit, die Unempfindlichkeit gegen die Wichtigkeit und Nothwendigkeit religiöser Einheit bei den Hochgestellten und die kalte politische Idee von der Kirche bei ihren weltlichen und geistlichen Obern, — das sind die Hindernisse, welche für jetzt keine Concession von unserer Seite würde entfernen können. Mögen diejenigen, welche wahrhaft sich nach Einheit sehnen, darauf ihre Aufmerksamkeit lenken. Ich möchte ihnen empfehlen, den Brief des h. Augustinus an eine Nonne zu lesen, welche nach ihrer Bekehrung an den Unordnungen, welche sie im Leben von katholischen Geistlichen zu finden glaubte oder wirklich fand, so großen Anstoß nahm, daß sie sich versucht fühlte, zum Schisma zurückzukehren. Der große Kirchenlehrer sucht nicht die Wahrheit ihrer Angaben zu bestreiten, sondern ermahnt sie eindringlich, sich durch diese scheinbaren Uebel nicht zu einer schismatischen Gemeinschaft verleiten zu lassen, worin sie nicht selig werden könne: „denn wenn du aus diesem Leben schiedest, getrennt von der Einheit des Leibes Christi, so würde es dir nichts nützen, daß du deinen Leib unbefleckt bewahrt hast.“ [1]) Und weiter sagt er ihr in Bezug auf diejenigen, in deren Gemeinschaft sie geneigt war, wieder einzutreten: „die aber von der Kirche getrennt sind, können, so lange sie gegen dieselbe feindlich gesinnt sind, nicht gut sein; scheinen auch vielleicht einige wegen ihres Lebenswandels gut zu nennen zu sein, schon wegen der Trennung von der Kirche sind sie böse.“ [2])

h. Gregor I., der Große, war es bekanntlich, von welchem der h. Augustinus, der Gründer des Erzbisthums Canterbury, nach England gesandt wurde.

[1]) Si enim de isto saeculo exires separata ab unitate corporis Christi, nihil tibi prodesset servata integritas corporis tui.

[2]) Ab ea (ecclesia) vero separati, quamdiu contra illam sentiunt, boni esse non possunt; quia etsi aliquos eorum bonos videtur ostendere quasi laudabilis conversatio, malos eos facit ipsa divisio. Ep. 208 ad Feliciam.

Diejenigen, mit denen ich hier zu thun habe, können diese Worte nicht hart finden; denn sie geben sich große Mühe, zu beweisen, daß unsere Kirche nicht nur verderbt, sondern götzendienerisch sei, um sich selbst gegen den Vorwurf des Schisma zu vertheidigen. Dem gegenüber müssen wir auch offen sein, und sie dürfen nicht empfindlicher sein, als sie wünschen, daß wir sein möchten. Ich weiß, daß Viele, die leider dem anglicanischen System anhangen, andere Gründe anführen, die gleich unhaltbar, aber wenigstens nicht ungerecht und hart gegen uns sind, und daß sie solche Vorwürfe mißbilligen; mit diesen habe ich es aber jetzt nicht zu thun, ich denke an diejenigen, welche sich zu Richtern über die Kirche aufwerfen und in ihren parteiischen Ansichten die Rechtfertigung dafür suchen, daß sie in ihre Gemeinschaft nicht eintreten.

Indeß bin ich geneigt, selbst diesen milder gegenüberzutreten, als einige dieser Bemerkungen anzudeuten scheinen können; denn so hart auch ihre Anklagen gegen uns sein mögen, wir können sehr ruhig dabei bleiben. Dieses Geschrei über Mißbräuche, und besonders über Götzendienst, oder die Gefahr desselben, ist stets das Kriegsgeschrei der Feinde der Kirche gewesen, und wir können es ruhig anhören, nachdem es der h. Hieronymus mit Entrüstung gezüchtigt hat. Eunomius, Porphyrius und Vigilantius tadelten in ihrer Zeit laut die Verehrung der Heiligen als übertrieben, abergläubisch und abgöttisch; sie waren in dieser Hinsicht die Protestanten der ersten Jahrhunderte; sie brachten ganz die nämlichen Argumente vor, die jetzt gegen uns vorgebracht werden, und sprachen fast in denselben Worten. Das ist tröstlich und ich freue mich beinahe, daß ich für meine armen und unwissenden Mitbrüder zu reden habe, wie jener Kirchenvater die „Unwissenheit und Einfalt" einiger frommen Männer und besonders frommer Frauen seiner Zeit zu vertheidigen hatte, wenn er ausrief: „Solche Leute nennst du Götzendiener?"[1]) Und um meiner Absicht, bei dieser Discussion die Ruhe und gute Laune nicht zu verlieren, treu zu bleiben,

[1]) Idololatras appellas hujusmodi homines! — Hier. adv. Vigil. Opp. ed. Vallars. t. 2. p. 394.

will ich sie ganz in der ruhigen und angenehmen Form einer geschichtlichen Erzählung führen. Ich will den Thatsachen einige beifügen, welche die fleißigen Sammler der Classe, womit ich zu thun habe, zusammenzusuchen lieben; ich will ihren Erzählungen ebenso interessante und merkwürdige gegenüberzustellen suchen, und es dann dem Leser überlassen, zu entscheiden, wer am besten erzählt hat.

Denken wir uns, ein Herr aus Persien sei in alten Zeiten nach christlichen Ländern gereist: er hat einen instinctmäßigen Abscheu gegen Götzendienst und gegen sichtbare Symbole beim Gottesdienst, wie das von einem Manne nicht anders zu erwarten ist, der seine Fömmigkeit nur an der ätherischen Feinheit der Sonnenstrahlen zu nähren gewohnt ist; er sucht nun alle möglichen Gründe zusammen, warum er kein Christ werden dürfe. Er versteht zwar sehr wenig von den Sprachen der Länder, die er durchreist, und kann sich mit den Sitten, Ideen und Gefühlen ihrer Bewohner nicht gründlich bekannt machen; aber mit Hülfe eines Wörterbuchs und eines valet de place findet er sich zurecht, und jedenfalls kann er sehn, was die Leute treiben, und ihre Bücher und Inschriften lesen. Welche Stelle nimmt nun Christus in ihrem Cultus ein? Wie erscheint Gott in seinem Verhältniß zu den Menschen? Sicher wird ihm gleich auffallen, eine wie hervorragende Stelle die Marthyrer in dem ganzen Cultus, in den Gedanken, Worten und Gefühlen der Christen einnehmen, der Geistlichen, wie der Laien, der Gelehrten, wie der Ungelehrten. Er kommt in keine Stadt, wo er nicht findet, daß die besuchteste Kirche die eines Marthyrers ist, während kleinere Kapellen an allen Orten die Lieblingsplätze der Betenden sind, weil sie dem Andenken irgend eines andern Heiligen geweiht sind oder einen Theil seiner Asche enthalten. Er sieht nirgend einen Altar, auf dem sich nicht Reliquien von Heiligen befinden. Vor denselben hangen Lampen, Guirlanden und Votivgaben; sie sind in Seide und reiche Stoffe eingehüllt; ihre Särge strahlen von Gold und Juwelen; die Kirche ist gefüllt von knieenden Betern, worunter Kranke und Betrübte, die von dem Diener Christi Heilung

und Trost erflehn; aus der Ferne hergekommene Pilger nehmen mit einfältigem Glauben etwas Staub vom Boden oder von dem Grabe mit; die Prediger, ein Basilius, ein Gregorius, ein Chrysostomus oder ein Ambrosius, statt die Andacht der Menge zu beschränken, fachen dieselbe zu neuer Gluth und Innigkeit an durch begeisterte Reden. [1]) Und wenn er nachher hingeht und diese heiligen Männer fragt, die sich, wie er glaubt, von ihrem Eifer und ihrer Beredsamkeit haben hinreißen lassen, was sie denn eigentlich glauben, da er doch annehmen müsse, man könne in Bezug auf die Verehrung der Heiligen und Reliquien nicht so weit gehen, wie sie gegangen zu sein schienen, so erhält er eine Antwort, wie folgende: „Wie, du willst die nicht ehren, sondern verachten, durch welche böse Geister ausgetrieben und Kranke geheilt werden, welche erscheinen und die Zukunft vorhersagen, deren Leiber sogar, wenn sie berührt oder verehrt werden, mit derselben Macht begabt sind, wie ihre heiligen Seelen; deren Blutstropfen oder geringste Leidenssymbole dieselbe Kraft haben, wie ihre ganzen Leiber?“ [2]) Was wird er sagen, wenn diese ernsten und gelehrten Männer in ihren Reden über die Glorie und das Verdienst der Martyrer sogar behaupten: „Vielleicht können, wie wir durch das kostbare Blut Jesu erkauft sind, so Einige erkauft werden durch das kostbare Blut der Martyrer?“ [3]) Gewiß wird er, wenn er diese Worte zuerst hört, ausrufen, die Heiligen würden ihrem Erlöser gleichgestellt, und das sei eine traurige Abweichung von dem, was Er doch wohl gelehrt habe. Und wenn er seine Ohren verschließt und keine Erklärung anhören will, was können wir anders von ihm erwarten, als einen irrigen Bericht?

[1]) Man vergleiche unter Anderm die Reden des h. Chrysostomus auf St. Bernice u. s. w. (t. 2. p. 645 ed. Maur.), des h. Basilius auf die 40 Martyrer (t. 2. p. 149 ed. Maur.), des h. Gregor von Nyssa auf St. Theodorus (t. 3 p. 580 ed. Paris. 1638).

[2]) St. Gregorii Naz. or. 2. adv. Julian. Opp. ed. Par. 1609 t. 1. p. 76.

[3]) Origenes exhort. ad. mart. Opp. ed. de la Rue t. 1. p. 309.

Er sieht sich weiter um. Zu Antiochia findet er die Kirche des h. Barlaam reich mit Gemälden verziert; alle aber stellen das Leben und den Tod des Heiligen dar, Christus kommt darauf nur gleichsam als Verzierung oder zufällig vor.[1]) Zu Nola findet er eine prächtige Basilika, die mit Mosaiken und Inschriften voll Lobsprüche auf die Heiligen und namentlich die Martyrer buchstäblich bedeckt ist.[2]) Zu Rom sieht er die Basiliken der Apostel, des h. Laurentius und andere, die mit ähnlichen Inschriften geziert sind. Wenn er auch „eine Stimme aus Rom" schreibt, wird er gewiß sagen, ihm komme das als eine übertriebene Verehrung von Menschen vor, so heilig dieselben auch gewesen sein möchten. Es wäre interessant zu wissen, wie irgend ein großer Kirchenvater ihm geantwortet hätte; die Antwort würde auch auf unsern Fall passen. — Wenn er in die Katakomben hinabsteigt, den Lieblingsaufenthalt frommer Christen, was findet er da? Martyrer überall, ihre Gräber heiligen jeden Gang dieser heiligen Labyrinthe und bilden den Altar jeder Kapelle; ihre Bilder und Lobsprüche bedecken die Wände; Bitten um ihre Fürsprache stehen auf ihren Grabsteinen. Er geht in die Häuser der Gläubigen: Erinnerungszeichen an die Heiligen überall. Die Becher und Gefäße sind mit ihren Bildern geziert; neben Einer Darstellung des Heilands findet er zwanzig von der h. Jungfrau, der h. Agnes, dem h. Laurentius oder den Aposteln Petrus und Paulus.[3]) Was wird seine „Stimme aus Rom" darüber sagen? Gewiß wird sie seinen Glaubensgenossen, den Feueranbetern, nicht rathen, die christliche Religion anzunehmen. Noch einmal, es wäre interessant zu wissen, was der h. Hieronymus darauf geantwortet hätte.

Wenn uns von der alten Kirche nichts erhalten wäre, als die Liturgie, so würden die alten Christen uns gerade so erscheinen, wie wir jetzt Andern erscheinen, wenn sie nur unserm feierlichen

[1]) S. die wahrscheinlich von Chrysostomus verfaßte Homilie in den Werken des h. Basilius, ed. Garn. t. 2. p. 141.

[2]) S. Paulini ep. 32. ed. Murat. p. 194.

[3]) Buonarotti osservazioni sopra alcuni frammenti di vetri antichi.

Gottesdienste zusehen. Die beiden Liturgieen, unsere und die ihrige, sind ganz gleich. Ein Anglicaner meint nun, insoweit und nicht weiter seien wir mit dem Gebrauch des Alterthums in Uebereinstimmung; insoweit wird auch er mit uns übereinstimmen wollen, wenn er sich nicht vielleicht an den Gebeten für die Verstorbenen stößt und an der Erwähnung der Martyrer, die sich in allen alten Liturgieen so gut, wie in der unserigen finden, wiewohl sie von denen gestrichen sind, welche den steten Brauch der Kirche Gottes verbessern wollten und von der Braut Christi sprachen, wie Pilatus von ihrem Herrn: emendatum ergo illum dimittam.[1]) Aber glücklicher Weise haben wir eine Menge von andern Documenten, welche uns zeigen, was der Glaube und der Gebrauch der alten Väter in Bezug auf solche nicht zur Liturgie gehörige Gegenstände war, welche in Schriften, wie die uns vorliegende besprochen werden. Wir haben ihre Homilien, worauf wir uns bereits bezogen haben; wir haben außerdem auch noch, was in dieser Hinsicht noch interessanter ist, eine große Menge von kleinen Notizen und Anekdoten in ihren Briefen und Biographieen, die uns besser als alle Andere, in den Stand setzen, zu beurtheilen, ob diese großen Männer katholisch oder protestantisch, oder wenn man lieber will, römisch oder anglicanisch dachten und fühlten. Die Documente für die Volksreligion sucht man heutzutage in ganz ähnlichen Quellen. Die Bekehrung Ratisbonne's z. B. wird man in späterer Zeit in Briefen und Broschüren aus unserer Zeit finden oder in irgend einer Sammlung von erbaulichen Erzählungen; und viele von den Versen und Inschriften, die unsern Reisenden so ärgern, werden vielleicht einer Veränderung des Geschmacks oder dem Zahne der Zeit, der edax vetustas, zum Opfer fallen, und wenn sie nicht eines Platzes in einem fleißigen Sammelwerke eines Fabretti oder Muratori würdig erachtet werden, wird die Nachwelt davon nur durch die Aehrenlesen neugieriger Forscher nach solchen Dingen zu

[1]) Luc. 23, 16: „Ich will ihn züchtigen und dann loslassen." Die Worte könnten auch übersetzt werden, wie sie der Cardinal im Text gebraucht: „ich will ihn verbessern und dann passiren lassen."

confessionellen Zwecken etwas erfahren. In ähnlicher Weise sind viele solcher Kleinigkeiten, solche einfache Gedanken und Gefühle, die mit der Alltagsreligion der Alten verwebt waren, solche Erzählungen, welche die fromme Einfalt zur Erbauung, nicht zu gelehrten Zwecken aufzeichnete, nicht in den großen gelehrten Geschichtswerken, nicht in den Abhandlungen über bedeutende dogmatische Controversen, sondern in freundschaftlichen Briefen und Berichten über stille Tugenden und Familien-Erlebnisse zu finden. Wenn Vieles davon verloren ist, so ist doch genug davon erhalten, um uns zu zeigen, wie sich die großen Männer der Kirche von ihrem Lehrstuhl zu der innigen Einfalt (jetzt sagt man: Leichtgläubigkeit) ihrer ärmsten Kinder herabließen und mit zweifellosem Vertrauen Berichte von Wundern glaubten und vortrugen, wodurch Gott in Seinen Heiligen verherrlicht war, und dieselben in einer solchen Weise erzählten, daß sie die interessanteste Probe bilden, um zu sehen, womit sie in ihrem Glauben und ihrer Gesinnung übereinstimmten, — mit Rom oder England, mit dem vertrauensvollen, gläubigen, freudigen Rom oder dem zweifelnden, mißtrauischen, mürrischen England.

Aber ich vergesse mein Versprechen. Kommen wir also zur Sache. Zum Beweise dafür, daß die heilige Jungfrau „als die Mutter der irdischen und geistigen Gnaden verehrt wird“, beruft sich unser Verfasser auf den Bericht des Baron de Bussière über die Bekehrung Ratisbonne's, „welche derselbe ausdrücklich der unmittelbaren Wirksamkeit der Jungfrau Maria zuschreibt; denn er erzählt, sie sei durch eine Erscheinung der Jungfrau Maria bewirkt.“ Was der Verfasser hier zugeben, und was er bestreiten will, ist mir nicht klar. Ich denke, Niemand zweifelt daran, daß Ratisbonne aus einem Juden ein Christ geworden und in einen Orden getreten ist, nachdem er Heimath und Freunde und ein inniges Verhältniß aufgegeben; ebenso gut könnte man bezweifeln, daß Sir Robert Peel jetzt [1]) englischer Premierminister ist. Daß er in die Kirche St. Andrea als Jude hineinging und als Christ aus ihr herauskam,

[1]) Im Jahre 1843.

ist so gut bezeugt, wie irgend eine Thatsache, — durch das Zeugniß glaubwürdiger und achtbarer Männer, die ihn vorher und nachher gesehen und mit ihm gesprochen haben. Die Umwandlung muß aber irgend einen Grund haben. Daß es eine wirkliche Bekehrung vom Judenthum zum Christenthum war, mit großen weltlichen Opfern verbunden, ist klar; eine solche Bekehrung muß das Werk der göttlichen Gnade gewesen sein. Wie diese mitgetheilt wurde, das ist die Frage. Der einzige Zeuge kann der Bekehrte sein. Er nun sagt, es sei durch eine Erscheinung der Mutter Gottes geschehen, die ihn in den Geheimnissen unserer heiligen Religion unterwiesen habe. Können wir nun glauben, ein Mann sei von der göttlichen Barmherzigkeit für eine ausgezeichnete Gnade ausersehen in dem Augenblicke, wo er eine abscheuliche Lüge ausgesonnen und ausgesprochen, um Gott der Ehre zu berauben und dieselbe der Jungfrau Maria zuzuwenden? Was bezweifelt der Verfasser der „Stimme aus Rom"? Die Erscheinung, als für einen solchen Zweck unmöglich? Oder die Folgerungen, die daraus gezogen werden? Sicher nicht die letztern; denn wenn die Erscheinung wirklich stattfand, so war es auch recht, die heilige Mutter Gottes, nicht als die Quelle, aber als den Kanal einer großen „geistigen Gnade" zu betrachten. Wenn er sagen will, man beeinträchtige die Ehre Gottes oder widerspreche den von Ihm geoffenbarten Lehren, wenn man eine solche Weise der Mittheilung von Gnade und religiösen Unterweisungen für möglich halte, folglich müsse das Ganze eine Erdichtung oder eine Täuschung sein, so will ich als Antwort eine andere ähnliche Geschichte erzählen, bei welcher nicht ein Jude, sondern ein Bischof betheiligt war. Ich schicke voraus, daß die Geschichte auf's Beste verbürgt ist.

Die Person, welche ich meine, war ein junger Mann von ausgezeichneter Frömmigkeit und Tugend. Früh verwaiset, widmete er sich dem Studium an einer berühmten Universität. Sein Fleiß wurde nur von der Unschuld und Reinheit seines Lebens übertroffen, welche die gefährlichsten Proben bestand und den Fallstricken entging, welche verdorbene Gefährten, die auf

seine Tugend neidisch waren, ihm legten. Als er sich alle profane Gelehrsamkeit angeeignet hatte, widmete er sich der heiligen Wissenschaft unter der Leitung des berühmtesten Lehrers seiner Zeit und machte bald bedeutende Fortschritte. Er empfing sehr früh die heiligen Weihen und wurde sogar zum Bischof gewählt, ehe er sich noch für gründlich genug in der Theologie unterrichtet hielt, wiewohl er wahrscheinlich in seiner Demuth seine Kenntnisse zu gering anschlug. Er glaubte, er sei der Aufgabe, das Wort Gottes zu predigen, gar nicht gewachsen, und am Abende vor dem Tage, wo er dies zum ersten Male zu thun hatte, lag er schlaflos voll Unruhe und Angst auf seinem Bette. Plötzlich sah er die ehrwürdige Gestalt eines alten Mannes vor sich; seine Haltung, Figur und Kleidung verrieth großen Ernst, dabei sah er aber sehr milde und gütig aus. Erschreckt durch diese Erscheinung sprang der junge Mann von seinem Lager auf und fragte, wer er sei und weshalb er gekommen. Der Greis antwortete mit sanfter Stimme, er sei gekommen, um seine Bedenken zu beruhigen und seine Zweifel zu lösen. Diese Antwort beschwichtigte seine Furcht und machte, daß er voll Freude und Ehrfurcht auf den Greis hinsah; er bemerkte aber, daß dieser mit der Hand nach der andern Seite des Gemaches hinwies, also dorthin seine Aufmerksamkeit lenken zu wollen schien. Er wandte also die Augen dorthin und sah dort eine Frau von unvergleichlicher Majestät und mehr als menschlicher Schönheit, so strahlend, daß seine Augen den Glanz ihrer Erscheinung nicht ertragen konnten und daß er sie in ehrfurchtsvoller Scheu niederschlug. So hörte er das Gespräch dieser beiden himmlischen Wesen, wodurch er in Bezug auf alle Puncte, die ihm Schwierigkeiten machten, vollständig unterwiesen wurde und zugleich erfuhr, wer seine Besucher waren. Die Frau redete den Greis als Evangelisten Johannes an und bat ihn, den Jüngling in das Geheimniß der himmlischen Weisheit einzuführen, und der Greis antwortete, er wolle das gern thun, da die Mutter seines Herrn es wünsche; und er that es.

Das ist unser Seitenstück zu der von unserm Verfasser angefochtenen Erzählung von der Bekehrung Ratisbonne's. Ehe

ich aber meinen Gewährsmann für diese wunderbare Geschichte und die Person, der sie zustieß, nenne, bitte ich den Leser, wenn er nicht in der kirchlichen Biographie genügend bewandert ist, um die Namen zu kennen, zu sagen, welcher Kirche oder Religion wohl der Erzähler und der Held dieser Anekdote angehörte. Würde er mir wohl glauben, wenn ich sagte, Bischof Ken oder Bischof Wilson oder Erzbischof Laud habe diese Erscheinung gehabt und ich hätte den Bericht darüber bei einem in ihrer Zeit lebenden anglicanischen Geistlichen gefunden? Gewiß nicht. Den Gedanken, daß ein protestantischer Bischof seinen Glauben durch eine Erscheinung der heiligen Jungfrau gelernt haben sollte, würde man als allen Grundsätzen seiner Religion widersprechend betrachten. Wenn ich aber sagte, der fragliche Bischof sei der h. Alphonsus Liguori oder auch der h. Carl Borromäus, und der Berichterstatter ein italienischer Mönch oder Priester, so würde jeder Leser gestehen, ein solcher Bericht aus einer solchen Feder über eine solche Person stimme ganz mit den Grundsätzen Beider, und wenn auch ein protestantischer Leser erklären sollte, er glaube die Geschichte nicht, so würde er doch gestehen, daß es ihn nicht überrasche, sie dort zu finden. Es muß also ein Katholik und nicht ein Protestant gewesen sein, welcher eine solche Erscheinung sah oder zu sehen glaubte, und es muß ein Katholik und nicht ein Protestant sein, der sie gläubig erzählt. Und so ist es: der Bischof, welcher so seine Theologie lernte, war der heilige Gregorius Thaumaturgus, wenig mehr als 200 Jahre nach Christus, und der Berichterstatter ist der Bruder des h. Basilius des Großen, der heilige Gregorius von Nyssa.[1]) Das wäre eine schöne Anekdote für unsern alten reisenden Forscher nach den Lehren der Katholiken aus Persien gewesen.

Ich beabsichtige nicht, eine systematische Ordnung einzuhalten, sondern will nur einzelne Puncte anführen, die uns zeigen können, wie unsere Väter im Glauben über Gegenstände dachten, die man uns so sehr zum Vorwurfe macht. Da ich mit den Heiligen und den durch sie gewirkten Wundern be-

[1]) De vita S. Greg. Thaum. Opp. ed. Par. 1638, t. 3. p. 545.

gonnen habe, so will ich noch ein paar Worte darüber sagen. Man gebe sich nur die Mühe, eins der Wunder zu lesen, die der h. Augustinus im 22. Buche seiner Schrift „vom Staate Gottes" erzählt und wende darauf das angegebene Kriterium an und frage sich, in was für religiösen Schriften unserer Zeit man wohl erwarten dürfe, ähnliche Berichte zu finden. Man nehme z. B. die Geschichte eines armen Schneiders zu Hippo, Namens Florentius, welchem es ganz an Kleidern fehlte und welcher nun zu der Kirche der zwanzig Martyrer ging und dort laut betete, die Heiligen möchten ihm doch Kleidung verschaffen. Einige junge Leute, Spötter von Profession, hörten ihn und folgten ihm nach und verhöhnten ihn, daß er die zwanzig Martyrer um fünfzig Denare gebeten hätte, um sich einen Rock zu kaufen. Der arme alte Mann ging aber ruhig weiter und fand auf seinem Wege einen an das Ufer geworfenen, noch lebendigen Fisch, den er verkaufte; in demselben wurde noch dazu ein goldener Ring gefunden, den ihm der ehrliche Käufer mit den Worten zurückgab: „Siehe, wie die zwanzig Martyrer dich gekleidet haben!"[1]) Nun bin ich aber ziemlich fest überzeugt, mancher arme Italiener würde es in seiner Noth ebenso machen, wie Florentius, und in eine Kirche der h. Jungfrau oder eines andern Heiligen gehen und sich vor ihr Bild hinknieen und beten, wie er. Und ebenso fest bin ich überzeugt, wenn eine Gesellschaft von englischen protestantischen jungen Leuten (die adolescentes irrisores katholischer Gebräuche in unsern Tagen) ihn hörte, sie würden die Sache geradeso gut als einen schönen Spaß ansehn, wie die jungen Laffen zu Hippo. Mit leichter Mühe lassen sich also die dramatis personae der Anekdote des h. Augustinus bestimmen, wenn man dieselbe auf die neuere Zeit übertragen und Katholiken und Protestanten den ihnen zustehenden Theil zuweisen will. Und ohne Zweifel würden ein alter und ein neuer Sammler von Beweisen dafür, daß die Heiligen im katholischen System als Zuwender „zeitlicher Gnaden" betrachtet werden, die Geschichte gleich brauchbar finden, mit dem einzigen Unterschiede, daß, da Augustinus

[1]) Aug. Opp. ed. Maur. t. 7. p. 688.

sie neben andern als Beweis dafür anführt, daß die christliche Religion noch durch Wunder bestätigt werde, — der alte Reisende sie gegen das Christenthum benutzt haben würde, wie der neue gegen den Katholicismus; so vollständig sind diese beiden identisch.

Nehmen wir einen andern Fall, der noch treffender ist. In einer kleinen Schrift, welche die Geschichte der Medaille der h. Jungfrau erzählt, die gewöhnlich die wunderthätige genannt wird, werden viele außerordentliche, aber gut verbürgte Fälle angeführt von Bekehrungen verhärteter Ungläubigen durch das Gebet ihrer Freunde und durch die Anwendung jenes heiligen Symbols ohne Vorwissen der Sünder selbst. Das ist für Fleisch und Blut, für den dummen Verstand und das kalte Herz unserer Generation schwer zu glauben, und die Thatsachen werden entweder stillschweigend abgeleugnet oder offen verspottet, — und wollte Gott, dies geschähe nur von unsern Gegnern! Ein Soldat, wird z. B. berichtet, liegt im Militair-Hospital zu Paris am Sterben und weist allen religiösen Beistand zurück. Vergebens bemühen sich die barmherzigen Schwestern, die ihn verpflegen, und der gute Priester, der ihn besucht, ihn zur Besinnung zu bringen und zu veranlassen, sich mit Gott zu versöhnen. Er weist Alles zurück und verlangt endlich unter heftigem Fluchen und mit brutaler Wuth, man solle darüber schweigen. In dieser Noth nehmen die frommen Schwestern ihre Zuflucht zur h. Jungfrau, da sie fürchten, er möge die Nacht nicht mehr überleben; sie legen heimlich eine Medaille in sein Bett. Er schläft ruhig und beim Erwachen bittet er sanft, man möge den Priester rufen; er empfängt die h. Sacramente mit großer Andacht und stirbt in Frieden. [1]) Das ist nur Ein Fall von vielen; oft sind es fromme Verwandte, eine Tochter oder eine Gattin, welche die Gnade erbitten; bei allen Fällen lesen wir von inbrünstigen Gebeten zu Gott und zu Seiner heiligen Mutter. Diejenigen, welche in die „Stimme aus Rom" mit einstimmen, können durch solche Erzählungen nicht sehr erbaut sein, ja sie werden wahrscheinlich sich daran

[1]) Notice historique etc. 6. edit. p. 76.

stoßen und darüber ärgern. „Welche Wirkung kann es haben, werden sie sagen, wenn man solch ein bloßes Symbol, gleich einem Amulet, nahe bei oder auf eine Person legt, die nichts von der Nähe desselben weiß? Wer kann glauben, daß in dieser Weise geistliche Gnaden durch das Gebet zu einem Heiligen erlangt werden können? Das müssen wir als papistischen Irrthum oder Betrug in unserm Notizbuche verzeichnen."

Immerhin, — aber dann muß unser alter persische Reisende eine ähnliche Geschichte in sein Notizbuch eintragen. Hier ist sie: „Zu Calama lebte ein vornehmer Mann, Namens Martialis; er war schon bejahrt und hatte einen großen Widerwillen gegen die christliche Religion. Seine Tochter und sein Schwiegersohn waren Christen und in jenem Jahre getauft. Sie baten ihn unter vielen Thränen, ein Christ zu werden; aber er weigerte sich entschieden und wies sie sehr unwillig ab. Seinem Schwiegersohne fiel es ein, in die Kapelle des h. Stephanus zu gehen und dort andächtig für ihn zu beten, daß Gott ihm die Gnade verleihen möge, ohne Verzug an Christus zu glauben. Er that es unter vielen Seufzern und Thränen und mit der Inbrunst inniger Andacht. Beim Weggehen nahm er einige Blumen vom Altare mit und legte sie des Nachts dem kranken Manne neben den Kopf. Er schlief; aber vor Tagesanbruch rief er, man solle den Bischof rufen; dieser war aber zufällig bei mir zu Hippo. Da er dies hörte, bat er, man möge einige Priester rufen. Sie kamen; er erklärte, er glaube, und zum Erstaunen und zur Freude Aller ließ er sich taufen. So lange er lebte, hatte er die Worte im Munde: „o Christus, nimm meinen Geist auf!" obwohl er nicht wußte, daß dies die letzten Worte des heiligen Stephanus waren, als er von den Juden gesteinigt wurde. Es waren auch seine letzten Worte; denn bald darauf starb er."[1]) In dieser Erzählung des h. Augustinus haben wir also eine Parallele: jeder Zug der neuen Erzählung findet in der alten sein Seitenstück; verwirft man die eine, so muß man auch die andere verwerfen. In beiden haben wir einen ver-

[1]) S. Aug. de civ. Dei 22, 8. Opp. t. 7. p. 668.

stockten Ungläubigen oder Sünder, der sich nicht zu Gott bekehren will; in beiden fromme Personen, die zu den Heiligen beten; in beiden ein Symbol oder Zeichen ihrer Fürsprache, — denn die Blumen vom Altar sind in dieser Hinsicht der Medaille gleich zu achten; — in beiden wird dasselbe ohne Vorwissen des Kranken in sein Bett gelegt und in beiden erwacht dieser des Morgens, um nach dem Priester Gottes und einem Sacramente der Sündenvergebung zu verlangen. Und doch hat sich das eine Ereigniß im neunzehnten Jahrhundert in Frankreich, das andere im Anfange des fünften (im J. 427) in Africa zugetragen. Wie sind solche übereinstimmende Vorfälle bei einer solchen Verschiedenheit des Ortes und der Zeit möglich, wenn es nicht Früchte Eines Baumes, Pflanzen Einer Saat, Beweise Eines Systems sind? Und müssen nicht diejenigen, welche in unsern Zeiten und Gegenden solche Beweise angreifen, sie auch in andern bestreiten, und sich dadurch in die unangenehme Stellung von Spöttern über das Christenthum, — nicht über das Papstthum bringen, wie sie es bei den spätern Vorfällen zu nennen belieben.

Ich könnte diesen Vergleich zwischen den Wundern, die als Erzeugniß des modernen Katholicismus betrachtet werden, und denjenigen, welche von alten Schriftstellern berichtet werden, noch weiter führen und bei jedem Falle denselben Schluß ziehn, ein Schluß, der ebensogut wie dogmatische Stellen aus Homilien und Abhandlungen, als Beweis für die Identität des alten und neuen Katholicismus in Bezug auf die Puncte dienen kann, in Bezug auf welche letzterer als Abweichung von ersterm am bittersten getadelt wird.

Mit diesem Puncte hängt ein anderer zusammen, den ich berühren will, weil er sehr gewöhnlich, nicht nur in dem uns vorliegenden Schriftchen, sondern auch in vielen ähnlichen, scharf getadelt wird. Ich meine die besondere Vorliebe, die zu gewissen Zeiten für eine einzelne Kirche an den Tag gelegt wird, worin sich irgend welche Reliquien oder Bilder befinden, durch welche Gott, wie man glaubt, besonders wundervoll wirkt. So verhält es sich für den Augenblick mit den Reli=

quien der h. Philomena zu Mugnano oder der Kirche des h. Augustinus zu Rom. Es wäre leicht, aus alten Schriftstellern viele Stellen zu sammeln, welche beweisen, daß auch früher eine ähnliche Ansicht und eine ähnliche Sitte herrschte. Derselbe Abschnitt in den Werken des eben erwähnten heiligen Kirchenlehrers, auf den ich mich mehr als einmal bezogen habe, könnte uns Beweise für die besondere Verehrung liefern, die er gegen gewisse, durch Reliquien geheiligte Orte, z. B. die Kapellen des h. Stephanus, hegte. Aber solche Gefühle der Verehrung, des Vertrauens und der Liebe zu einem einzelnen Heiligen und seinem Heiligthume finden wir bei Niemand so gut dargestellt, als bei dem gelehrten, heiligen und liebenswürdigen Paulinus. Wenige Väter lassen uns in lieblicherer Weise in die Geheimnisse des christlichen Lebens und des christlichen Herzens in alten Zeiten hineinblicken, als der Bischof und Dichter von Nola. Ein Patricier von Geburt, der Schüler des Ausonius (der ihn mit den alten Classikern vergleicht) durch Erziehung, ein armer Mönch durch Wahl und Beruf, der Freund und Liebling des h. Augustinus, des h. Ambrosius, des h. Hieronymus, des Sulpicius Severus und aller großen und guten Männer seiner Zeit, die Bewunderung der ganzen Kirche, zeigt er in seinen Briefen eine Einfalt des Glaubens, eine Zartheit der Empfindung, eine unschuldige Heiterkeit und eine ungekünstelte Demuth, die sich mit der Tiefe seiner Andacht und dem Reichthum seiner theologischen Gelehrsamkeit auf's lieblichste vereinigen. Es gibt wenige Väter, welche mehr unser alltägliches, gewöhnliches Gefühl ansprechen und sich mit dem Leser vertrauter machen, als er. In all seinen Werken aber ist er der Diener des h. Felix, des glorreichen Martyrers von Nola. Bei seinem Grabe wohnt er, obwohl er selbst aus Gallien gebürtig war, als armer Eremit (er hatte Alles verkauft und den Armen gegeben) und als Priester, später als Bischof der Diöcese; den Jahrestag des Heiligen durch Gedichte und Festlichkeiten zu feiern, ihm zu Ehren eine Basilika zu bauen und sie mit Mosaiken und Versen zu verzieren, seine Freunde zur Liebe gegen ihn und zum Glauben an seine Macht zu bewegen und sie einzuladen,

das Grab seines Vaters und Beschützers, wie er ihn nennt, zu besuchen, das scheint seine angenehmste Beschäftigung zu sein. Wie katholisch klingen seine Worte überall katholischen Ohren, und wie papistisch müssen sie Protestanten klingen! Zum Beispiel! Die „Stimme aus Rom" declamirt heftig gegen folgenden Vorfall: eine junge Frau wird von einem Wagen überfahren (der Wagen war leer, aber die römischen Wagen sind, auch wenn sie leer sind, nicht leicht), nahe bei der Muttergottes-Kirche des Hospitals della Consolazione, worin gerade Gottesdienst gehalten wird. Sie entgeht der offenbaren Todesgefahr und das Volk ruft aus: „E un miracolo della Madonna!" (Es ist ein Wunder der Madonna!) Dies wird als Beweis dafür angeführt, daß man zeitliche Gnaden von der heiligen Jungfrau erwartet. Zufällig berichtet der h. Paulinus einen ziemlich ähnlichen Vorfall und urtheilt darüber so ziemlich geradeso, wie diese armen Italiener, — glücklicher Weise waren keine englische Protestanten in der Nähe.

Ein Mann mit Namen Martinianus war auf dem Wege zu ihm mit Briefen oder vielmehr mit einer Bestellung; auf der Straße von Capua nach dem etwa 20 (engl.) Meilen entfernten Nola trifft er einen Mann, der mit seinen Maulthieren nach Hause zurückkehrt, nachdem er seine Fracht abgeliefert hat, wie man noch jetzt oft den Maulthiertreibern, die Wein nach Rom gebracht haben, auf den tusculanischen Hügeln begegnet. Er handelt mit dem Manne über die Benutzung eines Maulthiers und diese wird ihm für eine geringe Vergütung gestattet. [1]) Auf halbem Wege wird das Maulthier scheu, und Martinianus, der ein besserer Schiffer als Reiter ist, wird abgeworfen. Wiewohl er aber unter Steine und Dornen fiel, kam er ohne Beulen und Wunden davon. Wie ging das zu? Der h. Paulinus weiß es leicht zu erklären. Hätte er sich in Prosa und italienisch ausgedrückt, so hätte er gesagt: „E un miracolo di San Felice!" (Es ist ein Wunder des h. Felix!)

[1]) Nactus vacantem sarcina mulum, ut solent
Jumenta revocari domum,
Parvo breve per iter ære conductum sedet.

da er aber in lateinischen Versen schrieb, schilderte und erklärte er den Vorfall folgendermaßen:

Medioque mox spatio viae
Muli pavore sessor excussus procul
Vectore subducto cadit.
In ora lapsus, ora non laesit sua;
In saxa fusus et rubos,
Nec sente vultum nec lapide artus contudit,
Felicis exceptus manu;
Qui jam propinquantem aedibus fratrem suis
Non passus occursu mali
Suis periclum in finibus capessere,
Hostem removit invidum,
Et hunc fidelem compotem voti suis
Confessor induxit locis.
Nostrisque juxta sedibus gratum intulit
Felix patronus hospitem. [1])

Der h. Paulinus sagt also unbedenklich, der h. Felix habe den armen Mann vor Schaden bewahrt und unverletzt an das Ziel seiner Reise geführt, weil derselbe nur einige Meilen von seiner Kirche entfernt und auf dem Wege zu seinem Clienten Paulinus war. Sicherlich war St. Paulinus ein echter Römling.

Das war er auch. Denn er machte es sich zur Regel, wie er zu wiederholten Malen sagt, alljährlich zum Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus nach Rom zu reisen [2])

[1]) Poema 22, v. 405—421. Opp. ed. Murat. col. 583: „Auf halbem Wege wird er von dem scheu gewordenen Maulthiere abgeworfen. Auf das Gesicht fallend, verletzte er das Gesicht nicht; in Steine und Dornen geworfen, verletzten die Dornen nicht sein Gesicht und die Steine nicht seine Glieder. Denn er wurde durch des Felix Hand beschützt, der nicht zugab, daß der seinem Tempel schon nahe Bruder auf seinem Gebiete Schaden nehme, und den neidischen Feind abwehrte und diesen Gläubigen glücklich an seinen Ort führte. So brachte Felix, unser Beschützer, den dankbaren Gast zu unserm Wohnsitze."

[2]) Romae, cum solemni consuetudine ad beatorum Apostolorum natalem venissemus (als wir nach alter Gewohnheit zum Feste der

und war sehr erfreut darüber, daß ihn der römische Papst so gütig zur Feier des Jahrestages seiner Wahl nach Rom einlud. Dies führt uns zu dem Puncte, weshalb wir uns zunächst auf den h. Paulinus bezogen haben, — auf seine Vorliebe für einen besondern heiligen Ort und für einen einzelnen dort verehrten Heiligen. In einem seiner Briefe an seinen Freund Sulpicius Severus, den er in jenem Jahre nicht, wie er erwartet, zu Rom getroffen hatte, macht er demselben halb scherzhaft, aber dabei in vollem Ernst Vorwürfe, daß er nicht, wie er versprochen habe, gekommen sei und „seinen Herrn Felix", wie er ihn nennt (Dominum meum Felicem), besucht habe. Er bittet ihn, zu bedenken, „wie er sich sein Mißfallen zuziehe, indem er ihm eine Wallfahrt gelobe und das Gelübde nicht erfülle. Ich weiß zwar, fügt er bei, daß mein Herr Felix äußerst gütig ist, aber ich bitte dich, liebe und fürchte ihn nur umsomehr, je besser und nachsichtiger er ist, und scheue dich umsomehr den Liebling Gottes zu beleidigen, je bereitwilliger er verzeiht." [1]) Das ist gewiß eine sehr unprotestantische, und darum eine sehr katholische Redeweise. Wir können uns leicht denken, daß der gute Erzpriester von Mugnano (St. Paulinus war noch nicht Bischof, als er so schrieb) gerade so zu einem Freunde spräche, der versprochen hätte, das Grab seiner Patronin St. Philomena zu besuchen, und ausgeblieben wäre. Hätte er aber so geschrieben, welch' ein prächtiges Stück hätte der Brief in dem Notizbuch eines modernen englischen Reisenden gebildet! Als Ersatz erlauben wir uns, ihm den Brief von dem Nachbar des Pfarrers, dem Orte und dem Glauben nach, vom h. Paulinus, anzubieten.

seligen Apostel nach Rom gekommen waren.) Ep. 20, col. 108. Cum apostolicam solemnitatem voti nostri et itineris annui socius celebrasset. (Da der Genosse unserer Andacht und unserer jährlichen Reise das Fest der Apostel gefeiert hatte.) Ep. 43, col. 254.

[1]) Scio quidem et in Domino meo Felice viscera pietatis affluere; sed te quæso, hoc cum magis diligas et timeas, quo melior est et indulgentior ... ut tanto magis carissimum Dei metuas offendere, quanto promtius dignatur ignoscere.

Ehe ich den Band, der die Werke des h. Paulinus enthält, bei Seite lege, wollen wir ihn noch über einen mit dem vorigen zusammenhangenden Punct hören. Ich muß aber vorher eine kleine Geschichte erzählen und den Leser errathen lassen, ob die dabei Betheiligten Katholiken oder Protestanten waren.

In einem Hause für fromme Jungfrauen, die sich Gott geweiht hatten, lebte ganz zurückgezogen eine Nonne von ausgezeichneter Frömmigkeit und Weisheit, die Schwester von zwei Bischöfen, die sich beide durch gelehrte Schriften und ein heiliges Leben berühmt gemacht haben. Der Eine derselben, der berühmtere, war eben gestorben und sein Tod wurde allgemein als ein großes Unglück beklagt. Der Andere beschloß, da er einige Tage frei hatte, seine fromme Schwester zu besuchen, die er in vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte. Die Entfernung war groß; als er noch eine Tagereise weit von ihrem Wohnorte entfernt war, hatte er des Nachts eine merkwürdige Erscheinung, welche seine Hoffnung in Furcht verwandelte. „Es kam mir vor", so berichtet er selbst, „als trüge ich in meinen Händen die Reliquien von Martyrern, wovon ein Glanz ausging, als wenn man einen Spiegel gegen die Sonne hält, so daß meine Augen von dem grellen Lichte geblendet wurden. Dreimal in jener Nacht sah ich diese Erscheinung." [1]) Nicht im Stande, die Bedeutung derselben zu erkennen, erwartete er von der Zukunft Aufschluß. Als er dem Kloster näher kam, fragte er nach seiner Schwester, und hörte jetzt zuerst, sie sei nicht ganz wohl. Seine Ankunft war mittlerweile bekannt geworden und Viele gingen ihm entgegen; die frommen Jungfrauen erwarteten ihn in der Kirche und nachdem er gebetet und ihnen den Segen gegeben hatte, wobei sie sich tief verneigten, zogen sie sich zurück. Als er das Kloster betrat, fand er seine Schwester sehr krank in ihrer Zelle; aber sie lag nicht in einem Bette, sondern auf einem Brette am Boden mit einem Stück Holz als Kopfkissen. Ich will den Leser nicht aufhalten mit dem erbaulichen Berichte über ihre Worte und Gebete in

[1]) An der anzuführenden Stelle p. 188.

ihren letzten Stunden, wie sie ihren Bruder entließ, als die Töne des Vespergesanges bis in ihre Zelle drangen, damit er nicht seine Pflicht versäume,[1]) wie oft sie, wenn sie ihr Gebet schloß, die Augen, den Mund und die Brust mit dem Kreuze bezeichnete, und wie es ihre letzte Bewegung war, die Hand in dieser Absicht aufzuheben.[2]) Diese Umstände können dem Leser das Urtheil darüber erleichtern, zu welcher Religion sich diese heiligen Personen bekannten, aber sie sind nicht das, worum es sich hier handelt. Die fromme Jungfrau stirbt, und eine mit ihr befreundete Matrone übernimmt es, wie sie versprochen, ihre Leiche zur Beerdigung zuzubereiten. Ich lasse nun ihren Bruder, den Bischof, reden: „Vestiana brachte mit eigenen Händen das heilige Haupt in Ordnung und da sie ihre Hand unter den Nacken hielt, rief sie, sich zu mir wendend, aus: „„Siehe, was diese Heilige für einen Halsschmuck getragen hat!““ und dabei löste sie eine Schnur im Nacken, streckte ihre Hand aus und zeigte uns ein eisernes Kreuz und einen Ring von demselben Metall, welche an einer dünnen Schnur über ihrem Herzen hingen. Darauf sagte ich: „„Wir wollen diese Erbschaft theilen; du behältst das Kreuz als Andenken; ich will mich mit dem Ringe als Erbtheil begnügen; denn auch auf ihm ist das Kreuzzeichen eingegraben.““ Worauf sie, den Ring näher besehend, antwortete: „„Du hast nicht schlecht gewählt; denn der Ring ist hohl, und es ist darin eine Partikel vom Baume des Lebens (dem wahren Kreuze) verschlossen; und das darauf eingegrabene Kreuz bezeichnet die Stelle, wo sich dieselbe befindet““[3]).

Welcher Leser ist wohl noch im Ungewissen darüber, zu welcher Religion sich alle hier erwähnten Personen bekannten? Waren es Anglicaner? Ich möchte gern wissen, wie viele Kreuze, — nicht goldene, die bloß als bedeutungsloser Schmuck getragen werden, sondern von geringerm Metalle, — verborgen und auf dem Herzen ruhend, und wie viele Reliquienbehälter, die zu demselben Zwecke gebraucht wären, in den Häusern engli=

[1]) p. 192. — [2]) p. 195 — [3]) S. Greg. Nyss. Vita S. Macrinae Opp. t. 2. p. 198.

scher Bischöfe zu finden sein würden. Aber man sehe nur nach dem Halse eines sonnenverbrannten italienischen Bauern, der mit entblößter Brust auf dem Felde oder im Weinberge arbeitet und man wird die „dünne Schnur“ finden und daran ein ähnliches Erinnerungszeichen an das Leiden Christi. Ja auf unseren beiden Inseln wird man den armen Katholiken von dem Protestanten an eben solchen Symbolen unterscheiden können, wie ein Kreuz, eine Reliquie, eine Medaille oder auch ein Ring mit dem Kreuze, um den Hals gebunden und auf der Brust ruhend, im Leben und nach dem Tode. Ich erinnere mich, daß man nach einem Schiffbruche die Leiche eines Katholiken gleich in dieser Weise erkannte. Wie fest bindet eine solche „dünne Schnur“ den Glauben und die Gesinnung der alten und neuen Kirche zusammen und beweist, daß sie identisch sind! Wie heimisch kommt dem katholischen Herzen ein so unbedeutender, zufällig erwähnter Umstand vor, wie überzeugend, wie ermuthigend, wie tröstlich! Wie freudig ertragen wir selbst den Vorwurf des Aberglaubens, wenn er uns trifft gemeinsam mit der heiligen Makrina, der Schwester des heiligen Basilius, und ihrem Biographen, dem heiligen Gregorius von Nyssa! denn das sind die Personen, von denen wir jetzt gesprochen haben.

Wenn aber diejenigen, welche eine so vollkommene Armuth gewählt hatten, wie diese heilige Nonne, nur einen eisernen Reliquienbehälter trugen, so darf man daraus nicht schließen, daß eine so kostbare Reliquie, wie eine Partikel des heiligen Kreuzes nicht sehr werthgeschätzt worden wäre; denn wer es konnte, oder ohne Verletzung eines Gelübdes durfte, trug sie in Gold gefaßt. Wir haben darüber einen schönen Brief vom heiligen Paulinus. Severus hatte ihn um Reliquien von Martyrern gebeten für eine Kirche, die er baute. Er antwortete, wenn er nur „ein Loth von ihrer heiligen Asche übrig hätte, würde er es ihm schicken“; da er aber Alles, was er davon habe, für seine eigene neue Kirche bedürfe, so sende er ihm ein anderes Geschenk, welches er den Reliquien, die er sich anderswoher verschaffen müsse, beifügen könne, nämlich eine

Partikel von dem „göttlichen Kreuze." [1]) Die Partikel, die er ihm schicke, schreibt er, sei kaum sichtbar, aber er müsse glauben, daß sie alle Macht und Kraft des ganzen Kreuzes besitze und ein Schutz für dieses Leben und ein Unterpfand des ewigen Heiles sei. [2]) Die Reliquie war in eine kleine goldene Röhre eingeschlossen: „tubello aureolo rem tantae benedictionis inclusimus." [3]) Als er später dem Severus Verse für die Inschriften in seiner Kirche übersandte, schickte er zwei Inschriften für den Altar, eine für den Fall, daß er diese Partikel den übrigen Reliquien beifügen, die andere für den Fall, daß er dieselbe behalten sollte, um sie selbst zu tragen. Die Gründe, welche er für die letztere Alternative anführt, sind ganz katholisch: „Solltest du aber lieber diese heilige Partikel vom Kreuze behalten zu deiner täglichen Beschützung, damit sie nicht, einmal in den Altar eingeschlossen, dir nicht zur Hand sei, wenn du ihrer bedarfst" u. s. w.

Nun möchte ich wohl mit dieser Stelle ein Experiment machen bei einem gebildeten, aber mit dem Alterthum nicht gut bekannten Protestanten und einem ungebildeten Katholiken; es wäre das in der That ein experimentum crucis. Jener wird gleich Papismus darin wittern, eine vage Idee von Aberglauben in schwefeliger Nebelhaftigkeit wird ihm durch den Kopf gehen, aber er ist gewiß nicht im Stande, sich irgend

[1]) Invenimus, quod digne et ad basilicae sanctificationem vobis et ad sanctorum cinerum cumulandam benedictionem mitteremus, partem particulae de ligno divinae crucis. „Ich habe etwas gefunden, was ich dir schicken kann, und was sowohl zur Heiligung der Kirche als auch zur Erhöhung des Segens der Asche der Heiligen dienlich ist, ein Stück einer Partikel von dem Holze des göttlichen Kreuzes." — [2]) Accipite magnum in modico munus; et in segmento paene atomo astulae brevis sumite munimentum praesentis et pignus aeternae salutis. Non angustietur fides vestra carnalibus oculis parva cernentibus, sed interna acie totam in hoc minimo vim crucis videat. „Nimm also dieses große, wenn auch äußerlich kleine Geschenk; in dem fast unsichtbaren Stückchen hast du eine Bürgschaft deines jetzigen, ein Unterpfand deines ewigen Heils. Mögen die fleischlichen Augen nur etwas Kleines sehen, mit dem Auge des Geistes möge der Glaube in diesem Kleinen die ganze Kraft des Kreuzes erblicken." — [3]) Ep. 31. col. 189.

etwas Bestimmtes und Klares bei den Worten zu denken. Er wird gewiß nicht denken, sie seien aus den Briefen John Wesley's oder des Bischofes Bull entnommen. Man denke sich nur, Herr Bickersteth hätte einen solchen Brief geschrieben, oder Doctor Hook, der kürzlich in den Zeitungen erklärte, wer sage, er mache jemals das Kreuzzeichen, der sage eine Unwahrheit! Aber unser armer Katholik würde gleich einsehen, daß die Worte ganz katholisch seien; er würde wissen, was sie bedeuten und wie er sie, wenn er Gelegenheit dazu hätte, praktisch ausführen könnte. Die Königin von Frankreich[1]) wußte das auch, wie man eine solche Reliquie gebrauchen kann, wenn man sie zur Hand hat, als sie den Reliquienbehälter mit einer Partikel des heiligen Kreuzes von der Brust nahm und ihn auf die Stirne ihres sterbenden ältesten Sohnes legte.

Aber es ist Zeit, zu einem andern Puncte überzugehen und zum Schlusse zu eilen. Unser Verfasser gibt sich viele Mühe, zu beweisen, die Leute hätten zu Rom ganz verkehrte Begriffe von den göttlichen Geheimnissen und von der Messe. Der Gedanke an Communion, sagt er, ist ganz ausgeschlossen und die Messe „wird bloß als ein Sühnopfer für Lebende und Abgestorbene angesehen; daß es sich so mit den Messen für Verstorbene verhält, kann Niemand bestreiten.“ Er fährt dann fort, nur sehr selten communicire Jemand außer dem Priester und nur einige Male im Jahre finde zu Rom eine allgemeine Communion statt. Dieser Behauptung muß ich auf's bestimmteste widersprechen. Es gibt Tausende, die jede Woche, und Viele, die noch öfter, sogar jeden Tag communiciren, und es gibt kaum ein Haus in Rom, aus welchem nicht Einige jeden Monat communicirten. Unser Reisender wußte aber wahrscheinlich, wie die meisten englischen Reisenden, nicht, wann und wo sie zu finden sind. Ehe er an einem Winter-Morgen seine Wohnung an der Piazza di Spagna verlassen, war vielleicht manche Kirche schon mehr als einmal gefüllt gewesen und wieder leer geworden. Aber für jetzt will ich nur von der irrigen Ansicht über das heilige Meßopfer sprechen, die

[1]) Die Gattin Louis Philipp's beim Tode des Herzogs von Orleans.

er den Römern unterschiebt. Er ist im Irrthum, wenn er sagt, dasselbe werde „bloß als Sühnopfer für Lebende und Abgestorbene angesehen.“ Wenn man das Adverbium ausstreicht, ist Alles richtig. Aber um die Sache ebenso zu behandeln, wie andere Puncte, wende ich mich zu einem andern Theile des Buches, wo er über Gegenstände spricht, die mit den Messen für Verstorbene zusammenhangen.

Indem er Beispiele von privilegirten Altären anführt, citirt er folgende Inschrift „von der sogenannten Zelle des h. Gregorius in seiner Kirche auf dem Cölischen Hügel“: Hac in cella TT. Gregorii I. Pont. Max. celebratae missae animam cruciat. purgatori solvunt, was er übersetzt: „In den Zeiten Papst Gregor's I. befreiten Messen, die in dieser Zelle gefeiert wurden, eine Seele aus den Qualen des Fegfeuers.“ Hier waltet sicher ein Mißverständniß ob: das Verbum steht im Präsens und kann sich nicht auf die Zeiten des h. Gregorius beziehen. Ich habe keine Gelegenheit gehabt, die Inschrift zu vergleichen; aber ich vermuthe, TT. ist ein Irrthum. Aber das schadet nichts; es gibt mir Anlaß, zu untersuchen, ob der h. Gregorius selbst in Bezug auf unsere widersprechenden Ansichten über Messen, die an eben diesem Orte für Verstorbene gefeiert wurden, auf meiner oder auf meines Gegners Seite stehen würde.

Er erzählt, in seinem Kloster, eben jenem Kloster auf dem Cölischen Hügel, sei drei Jahre vorher, ehe er seinen Bericht schrieb, ein Mönch Namens Justus gestorben, welcher Krankenwärter gewesen war und sich durch seine medicinische Praxis eine kleine Summe Geldes verdient hatte. Als er seinem Ende nahe kam, offenbarte er dies seinem Bruder, einem Laien, der es dem Superior mittheilte. Dieser, bestürzt über eine so ungewöhnliche Verletzung des Gelübdes der Armuth, brachte die Sache vor den heiligen Gregorius. Dieser verordnete, den Schuldigen strenge zu strafen; keiner der Brüder sollte zu ihm gehen und ihn in seiner letzten Stunde trösten, sein Leib sollte in ungeweihter Erde begraben und sein Geld, wie die ägyptischen Einsiedler in einem ähnlichen Falle gethan hatten, ver-

ächtlich darauf geworfen werden. Er starb jedoch sehr reuig und zerknirscht. Nach dreißig Tagen, erzählt der h. Papst weiter, habe er voll Mitleid an die Strafe gedacht, die der Verstorbene in der andern Welt leiden müsse, und wie er davon befreit werden könne. „Da ließ ich," sagt er, „Pretiosus, den Superior des Klosters, rufen und sagte zu ihm: Unser neulich verstorbener Bruder ist jetzt lange im Feuer gequält (igne cruciatur), wir müssen ihm einige Liebe erweisen und sehen, ob wir ihm helfen und ihn befreien können. Geh darum und sieh zu, daß du für ihn an dreißig Tagen das Opfer darbringst, von diesem Tage an, so daß kein Tag vorübergeht, ohne daß das erlösende Opfer für seine Befreiung dargebracht wird." [1]) Dies wurde genau ausgeführt. Nach dreißig Tagen, erzählt der h. Gregorius, sei der Verstorbene seinem Bruder erschienen, der nichts davon wußte, was für ihn gethan war, und habe ihm gesagt, er habe bis jetzt leiden müssen und sei an diesem Tage befreit. Der h. Gregorius glaubte also, daß das Meßopfer in seiner Zeit Seelen aus den Qualen des Fegfeuers befreite und zwar auf dem Cölischen Hügel. Und dabei glaubte er, es sei nichts dagegen zu erinnern, das heilige Opfer öfter darzubringen, in der ausdrücklichen Intention, dadurch die Sünden eines Verstorbenen zu sühnen.

Und in Bezug auf die Lebenden glaubte der h. Gregorius dasselbe. Denn in einem andern Capitel gibt er einen Bericht über einen ungewöhnlichen Vorfall, der gut bezeugt ist, da er sich nur sieben Jahre vorher zutrug. Agatho, Erzbischof von Palermo, wurde vom Papste nach Rom beschieden und leistete natürlich Folge. Auf der Reise wurde er von einem heftigen Sturme überfallen, und während desselben stieg ein Matrose Namens Baraca (als Gregorius schrieb, war er Kirchendiener zu Palermo) in ein Boot, welches mit einem Tau an das Schiff gebunden war; das Tau zerriß und das Boot wurde fortgetrieben. Das Schiff selbst wurde nach der Insel Ustica verschlagen; der gute Erzbischof wartete drei Tage und da er nun den armen Matrosen für verloren hielt, that er das

[1]) Dial. l. 4. c. 4. Opp. t. 2 p. 468 ed. Maur.

Einzige, was er für ihn thun konnte, „er ließ das heilige Opfer dem Allmächtigen Gott für die Erlösung seiner Seele darbringen.“ Darauf segelte er nach Italien. Wie groß war sein Erstaunen, als er bei seiner Landung zu Porto den verloren geglaubten Matrosen erblickte! Er erfuhr von ihm, das Boot, in welchem er fortgetrieben sei, sei bald umgeschlagen, er sei aber glücklich auf den Kiel gekommen. Dort sei er nach langem Hungern und vieler Anstrengung ohnmächtig geworden und in einem halbwachen Zustande sei ihm Jemand erschienen, der ihm ein Stück Brod gegeben habe, wodurch er sich gleich ganz gestärkt gefühlt habe; ein vorüberfahrendes Schiff habe ihn aufgenommen. Bei weiterem Nachfragen fand der Bischof, daß dies in demselben Augenblicke geschehen war, wo zu Ustica das heilige Opfer für ihn dargebracht wurde. [1])

Es handelt sich hier nicht darum, ob diese Erzählungen wahr sind oder nicht; ich finde sie ganz glaublich; aber wenn die Gegner sie verwerfen wollen, so hat das auf meine Argumentation keinen Einfluß. Ich frage nur: hätte ein protestantischer Geistlicher oder Bischof einen solchen Vorfall glauben oder erzählen können? hätte er denselben als Erläuterung oder Bestätigung seiner Lehre vom kirchlichen Gottesdienst und der Application desselben für Lebende und Verstorbene anführen können? Aber könnte nicht ein Katholik dies noch jetzt thun, ohne eine Silbe daran zu ändern? Paßt das Alles nicht ad amussim auf die Lehre über die Messe, welche unser Tourist tadelt?

Ich will noch ein anderes Beispiel von der Application der heiligen Geheimnisse für einen besondern Zweck anführen, wo nicht die Communion, sondern die Erlangung einer Wohlthat der Zweck ihrer Feier war. Jemand hatte ein Landhaus, welches, wie er glaubte, von bösen Geistern beunruhigt wurde. In Abwesenheit des Bischofes bat er die Geistlichen, einer von ihnen möge hingehen und um Abwendung der Plage beten. „Einer von ihnen ging hin und brachte dort das Opfer des Leibes Christi dar, und betete andächtig, die Plage möchte auf-

[1]) l. c. c. 57. p. 469.

hören; — und durch Gottes Güte hörte sie auf."[1]) Hier wurde also die Messe gefeiert, um für einen Einzelnen eine Gnade zu erlangen. Der Mann und der Priester, — deren Handlungsweise der h. Augustinus, welcher die Geschichte erzählt, billigt, — thaten ganz dasselbe, was Katholiken heutzutage unter ähnlichen Verhältnissen auch thun würden. Kein anglicanischer Geistlicher aber würde daran denken, den „Communion-Ritus" zu einem solchen Zwecke zu verrichten. Es ist aber auch sonst noch etwas Papistisches an dieser africanischen Geschichte, was Erwähnung verdient. Dieser gute Mann hatte von einem Freunde etwas Erde aus dem heiligen Lande, vom Grabe des Heilandes, erhalten und dieselbe in seinem Zimmer aufgehängt, daß er dadurch beschützt werden möchte. Da er sie aber nun nicht mehr bedurfte, „wollte er sie aus Ehrfurcht nicht länger mehr in seinem Zimmer behalten." Was that er also? Da er hörte, Augustinus und ein anderer Bischof seien in der Nähe, so bat er sie, herüberzukommen. Sie kamen und er erzählte ihnen Alles, was vorgefallen war, und bat sie, die heilige Erde in irgend einer Kapelle mit Ehrfurcht vergraben zu lassen. Sie lachten ihn nicht aus und sagten ihm nicht, er sei abergläubisch, sondern erfüllten seinen Wunsch; und ein junger Mann, der gelähmt war und sich dorthin tragen ließ, ging geheilt nach Hause. Nun mag jeder entscheiden, ob der Katholicismus des gelehrten und heiligen Kirchenvaters, der dies ernsthaft und gläubig erzählt, mit unserm Katholicismus übereinstimmt oder mit dem, welchen die anglicanische Kirche für sich in Anspruch nimmt.

Es ist jetzt Zeit, daß ich schließe. Diese Untersuchung mag man so ansehen, als sei sie nur von untergeordneter Wichtigkeit in Vergleich mit der Besprechung bedeutender Auctoritäten und wichtiger Texte. So sehe ich sie selbst auch an; aber oft dient genaue Uebereinstimmung in Kleinigkeiten sehr zur Bestätigung eigentlicher Beweise. Bei der Erforschung der Abstammung von Nationen und Stämmen wird der Naturforscher auf kleine Aehnlichkeiten Gewicht legen: das Vorherr-

[1]) S. Aug. l. c. p. 666.

schen desselben Kleidungsstückes, irgend eines Nahrungsmittels oder einer Waffe, die Aehnlichkeit von Gebräuchen im häuslichen oder öffentlichen Leben wird oft für den Nachweis der Identität irgend eines neuern Volkes mit einem alten Volksstamme ebenso wichtig sein, wie eine Masse von ethnographischen und geschichtlichen Daten. So bietet uns auch jeder Umstand in dem verborgenern Privatleben der alten Christen, der uns ihre täglichen Gedanken erschließt und uns über ihre häuslichen Gebräuche unterrichtet, einen Vergleichungspunct dar zwischen ihnen und denen, welche in unserer Zeit auf die Abstammung von ihnen Anspruch machen, und dieser Vergleichnngspunct ist ebenso entscheidend, wenn auch an sich eben so unbedeutend, wie die genannten. Man könnte noch sagen, einige Beispiele, wie ich sie ohne viele Mühe gesammelt habe, rechtfertigten nicht das häufige Vorkommen solcher Gebräuche unter modernen Katholiken. Ich antworte darauf mit den Worten des h. Hieronymus, womit er einer ähnlichen Einwendung begegnet: „Was einmal zu thun gut ist, kann nicht böse sein, wenn es häufiger geschieht; und wenn etwas als Böse zu meiden ist, so liegt das Böse nicht darin, daß es oft, sondern daß es überhaupt einmal gethan wird.“ [1]) Dabei erinnere ich aber noch daran, daß Ein Fall, von welchem uns aus der alten Zeit der Bericht erhalten ist, wenn er als etwas sich von selbst Verstehendes und öfter Vorkommendes erzählt wird, eine Menge von andern ähnlichen repräsentirt, worüber uns kein Bericht erhalten ist. Er ist gleich dem Pfeile oder Helme, der in einem Grabe eines alten Volkes gefunden wird: wir werden dadurch in den Stand gesetzt, seine Bewaffnung danach zu reconstruiren; Niemand glaubt auch nur einen Augenblick, sie seien Specimina eines einzigen nie wiederholten Modells. Wer wird nun denken, Niemand als die h. Makrina habe ein Kreuz und eine Reliquie am Halse getragen, und Niemand als der h. Gregorius Thaumaturgus habe an Erscheinungen der heiligen

[1]) „Quod semel fecisse bonum est, non potest malum esse, si frequentius fiat: aut si aliqua culpa vitanda est, non ex eo quod saepe, sed ex eo quod fit aliquando, culpabile est.“ adv. Vigil. p. 396.

Jungfrau geglaubt, weil diese Beispiele vielleicht in den Berichten aus ihrer Zeit allein stehen? Beide Ereignisse werden ohne Verwunderung, — den Stempel des Neuen und Ungewöhnlichen, — erzählt. Dasselbe gilt von allen andern oben angeführten Fällen.

Wir dürfen also kühn schließen, daß, soweit wir die Sache untersucht haben, wohl eine „Stimme aus Rom" ertönen dürfte, die kräftig gegen die Religion derjenigen protestirte, welche sich zu Verbesserern und Kritikern der großen apostolischen Kirche aufwerfen, statt sich gelehrig vor ihrer auctoritativen Belehrung zu beugen; — eine Stimme, die murrend von den Katakomben aufsteigt und mit ihrem geheimnißvollen Tone die Erde erschüttert, die in goldenen Echo's von den Gräbern der Marthyrer unter den Altären wiederhallt bis zu den Mosaiken, welche sich darüber wölben, die auf den Schwingen katholischen Glaubens und katholischer Liebe bis zu fernen Ländern dringt über Alpen und Seen, die an den Küsten von Africa, von Pontus und von Spanien erschallt, und von allen in zürnenden Worten ihrer größten Männer zurücktönt, um mit ihrem Donner die Anmaßung eines modernen Schisma's niederzuwerfen, welches auf Verbindung mit dem alten Katholicismus Anspruch macht.



VIII.

Die Strafen des Gottesraubes

mit Rücksicht auf das Werk:

„Geschichte und Schicksal des Kirchenraubes. Von Sir Henry Spelman. Neu herausgegeben mit einer Fortsezzung, bedeutenden Zusätzen und einer Einleitung von zwei englischen Priestern.“ (London 1846.) [1])

Ich habe längst auf diese neue Ausgabe der hinterlassenen Schrift Sir Henry Spelman's gewartet; sie erscheint jetzt, wie ich glaube, zu einer sehr gelegenen Zeit. Es ist freilich nicht wahrscheinlich, daß die jetzigen Besitzer dessen, was früher der katholischen Kirche gehört hat, dadurch in ihrem Gewissen beunruhigt werden und uns ihr schlecht erworbenes Besitzthum zurückgeben sollten; denn, wie wir sehen werden, ist nur noch wenig Kirchengut in den Händen von Nachkommen derjenigen, die es zuerst an sich gebracht haben, und es ist nicht wohl ein solches Opfer von solchen zu erwarten, die durch Kauf

[1]) Aus der „Dublin Review“ von 1846, abgedruckt in den „Essays“ Bd. 1. S. 359 ff. Der Uebersetzer hat sacrilege in der Ueberschrift mit „Gottesraub“ wiedergegeben; denn wenn Spelman selbst in seinem Werke nur von den Strafen des Kirchenraubes spricht, so handelt dieser Aufsatz, namentlich am Schlusse, sowie die Zusätze zu Spelman's Werke, auch von der Art des sacrilegium, welche in der Moral sacrilegium personale heißt. — Spelman's Werk ist, wie im Verlaufe des Aufsatzes erwähnt wird, nicht lange nach der Confiscation der Güter der katholischen Kirche in England geschrieben, aber erst nach seinem Tode gedruckt.

oder auf eine andere indirecte Weise in den Besitz desselben gekommen sind.[1]) Nicht darum also, als ob ich glaubte, Sir Henry Spelman's furchtbare Schilderung der Strafgerichte über die Berauber der Kirche werde schlummernde Gewissen wecken und zur Restitution veranlassen, freue ich mich, dieses Werk in zugänglicherer Form und mit so werthvollen Zusätzen gedruckt zu sehen; wenn ich etwas Gutes davon erwarte, so beruht diese Erwartung vielmehr auf der Hoffnung, daß offene und religiöse Gemüther dadurch zu dem Gedanken dürften veranlaßt werden: wenn Gott durch solche sichtbare Strafgerichte diejenigen heimsucht, welche Orte, Sachen oder Personen, die Ihm und Seinen Armen geweiht waren, zerstören, rauben oder profaniren, liegt es dann nicht nahe, zu hoffen, Er werde die segnen, welche solche gottesräuberische Gewaltthaten wieder gut machen und wiederersetzen, wiederherstellen oder aufs Neue schenken, was zu religiösen und mildthätigen Zwecken nöthig ist?

Aber auch aus einem andern Grunde halte ich den Wiederabdruck dieses Werkes für zweckmäßig. Es wird dazu dienen, immer mehr Abscheu gegen das furchtbare Ereigniß in der englischen Geschichte einzuflößen, dessen Schrecken man mit dem Namen „Reformation" verdeckt, und Mancher wird sich fragen: kann das Gottes Werk gewesen sein, was dadurch ausgeführt wurde, daß ein bis dahin in der Christenheit seltenes Verbrechen in großartigem Maßstabe verübt wurde; kann das Sein Werk gewesen sein, was durchgängig mit einer systematischen Plünderung alles dessen verbunden war, was Ihm geweiht war; kann das Sein Werk gewesen sein, was die Strafe des Himmels über alle brachte, die dabei betheiligt waren?

In der That, jemehr die wahre Geschichte und der wahre Charakter jener Revolution und Rebellion gegen Gott und Seine

[1]) Es sind mir indeß mehrere Fälle aus der letzten Zeit bekannt, wo Kirchengut durch Kauf oder Erbschaft in katholische Hände kam und wo ein Theil davon, der Betrag der Zehnten, der Kirche zurückgegeben oder zu religiösen Zwecken verwendet wurde. Ersteres ist aber die einzige sichere Art der Restitution.

Kirche bekannt wird, desto mehr wird man gegen jenes schlimme Ereigniß Abscheu, und für Alles, was dadurch vernichtet wurde, Sympathie empfinden. Was mich betrifft, so frage ich mitunter mich selbst mit nicht geringer Verwunderung, was es jetzt noch gibt, woran man sich in Bezug auf jenes Ereigniß anklammern oder wodurch man den Namen rechtfertigen kann, den man ihm beilegt. Die Alterthumsfreunde, wie Paley und Neale, beklagen die profane und sacrilegische Zerstörung heiliger Gebäude und heiliger Gegenstände; die Liturgiker, wie Maskell, bedauern die Abschaffung alter religiöser Uebungen und die Vermessenheit der Beseitigung des „apostolischen Meßkanons"; die Asceten sehen nur einen Rückschritt in der Beseitigung aller mystischen Andacht und alles das Gefühl ansprechenden Gottesdienstes; die Freunde der Mildthätigkeit beklagen den Verfall der Anstalten, in welchen die Armen unterstützt und unterrichtet wurden und Reumüthige und Trauernde eine Zufluchtsstätte fanden; die Theologen endlich klagen über die Unvollkommenheit und Mangelhaftigkeit der damals sanctionirten neuen Glaubensformeln, über die Unbestimmtheit des dadurch eingeführten Glaubens, über die ketzerischen Lehren, denen dadurch Duldung gewährt ist und über die Entfernung der Schutzwehren, welche die Wahrheit bis dahin hatte. Was hat auch in der That die Reformation geändert, was nicht verständige und fromme Männer gern wieder haben möchten? Es klingt vielleicht hart, aber ich glaube wirklich nur sehr heftige Protestanten würden Vortheile der Reformation aufzählen, die nicht meist negativ wären; Niemand wird den geringsten positiven Vortheil namhaft machen können, den sie der englischen Kirche gebracht hätte.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich bei diesem Gegenstande länger verweilen; um also zu meinem Thema zurück zu kehren, wiederhole ich, daß Sir Henry Spelman's „Geschichte des Kirchenraubes" der Sache der Wahrheit einen Dienst leistet, indem sie uns neue Beweise für die Massenhaftigkeit der Verbrechen gibt, welche einen wesentlichen Theil der

Reformation bildeten, wodurch dieselbe gefördert wurde und welche eine Folge derselben waren.

Die Herausgeber haben dem ursprünglichen Werke viele Ergänzungen beigefügt und den Text sorgfältig revidirt; der Hauptvorzug der neuen Ausgabe vor den ältern besteht aber in der Einleitung, die fast 130 Seiten füllt. Ihr Zweck ist, in mehr systematischer Weise das zu zeigen, was Spelman's Werk gleich durch Thatsachen zu beweisen sucht. Sie gleicht der Rede des Advokaten vor dem Zeugenverhör. Ohne eine solche einleitende Abhandlung würden viele Leser nicht die ganze Kraft von Spelman's Raisonnement empfinden; und in unserer nicht sehr gläubigen Zeit würde man wahrscheinlich Einwendungen dagegen gemacht haben, — es war klug und zweckmäßig, diesen in voraus zu begegnen. Für uns sollte das freilich nicht nöthig sein. Wenn Jemand „die Geschichte und Strafe des Mordes" schriebe, so würde jeder Leser, der das Buch in die Hand nähme, erwarten, darin eine Reihe von Thatsachen aufgezählt zu finden, welche alle die wunderbare Verfolgung des Mörders durch die göttliche Gerechtigkeit und die merkwürdige und unerwartete Weise zeigen, wie sie ihn oft erreicht. Der schlaueste Advokat und der beschränkteste Bauer würden gleich gern zugeben, daß in der Entdeckung und Bestrafung dieses Verbrechens das Walten der Vorsehung oft klar zu erkennen ist; — ist ja doch der Satz: „Der Mord will an's Licht" fast eben so sehr ein juristisches Axiom, wie ein volksthümliches Sprüchwort. Wer nun glaubt, daß Gottes- oder Kirchenraub ein großes Verbrechen ist, — und das muß jeder glauben, der die heilige Schrift gelesen oder seinen Katechismus gelernt hat, — wird es nicht auffallend finden, daß Gott denselben gleichfalls auf eine eclatante Weise straft; wenigstens wird er sich davon durch Thatsachen leicht überzeugen lassen. Ferner wer glaubt, daß es eine Vorsehung gibt und daß dieselbe die Verbrechen straft, wird von vornherein erwarten, daß die Strafe dieser Sünde ganz besonderer Art sein müsse, da die Erfahrung beweist, was von den Menschen mit allgemeiner Uebereinstimmung geglaubt wird, daß

für besondere Sünden besondere Strafgerichte bestimmt sind, welche theils in der Sünde selbst schon ihren Grund haben, theils zwar in keiner nothwendigen Verbindung mit ihr stehen, aber ihr offenbar analog und entsprechend sind. So führt die sündhafte Hingebung an sinnliche Genüsse und die Befriedigung der thierischen Triebe zur Zerstörung der Fähigkeit zu diesen Genüssen; sie zerrüttet die Gesundheit, zerstört die Lebenskraft, verursacht Krankheiten und führt eine frühe Altersschwäche herbei — der Wüstling wird zum Schwächling — zur Warnung für Andere, sich vor dieser Klippe zu hüten. Es bedarf keines Beweises für den Satz: „Hochmuth kommt vor dem Falle", oder wie die heilige Schrift sagt: „Vor dem Verderben geht Hochmuth einher und vor dem Sturze erhebt sich der Geist" (Sprüchw. 16, 18.). Wen wird es überraschen, wenn er hört, daß ein Mann, der hartherzig gegen die Armen, ein harter Gutsherr oder ein Wucherer gewesen, selbst in Noth gerathen und genöthigt sei, auf demüthige Weise sein Brod zu verdienen? Oder wer findet die Erzählung nicht wahrscheinlich, der Seeräuber, welcher die Glocke von dem Inchcaper Felsen weggenommen, habe an demselben Felsen Schiffbruch gelitten? Oder ein Mann, der Schätze gesammelt durch Bedrückung seiner Clienten, durch Beraubung seiner Mündel oder durch wucherische Contracte, sehe sein Vermögen in seiner Hand zusammenschmelzen wie Schnee und zerrinnen wie Wasser in einem Siebe — zur Bewahrheitung der Sprüchwörter aller Zeiten: „Male parta male dilabuntur" und „wie gewonnen so zerronnen?"

Wenn sich nun geschichtlich nachweisen läßt, daß das Schicksal der Kirchenräuber gerade der Art ist, wie wir es nach natürlicher Analogie und nach religiösen Grundsätzen als eine entsprechende und angemessene Strafe für ihr Verbrechen erwarten müssen, dann muß es doch, meine ich, als eine Strafe von Gott angesehen werden, wofern man nicht überhaupt leugnen will, daß Kirchenraub ein Verbrechen ist, und daß die Vorsehung strafend in die Geschichte der Menschen eingreift.

Betrachten wir also zuerst die Angemessenheit der Strafe. Eine Strafe ist um so angemessener, je besser sie die Errei-

chung des Zweckes des Verbrechens vereitelt, und zwar nicht bloß nach den Grundsätzen der vergeltenden Gerechtigkeit, sondern auch darum, weil Andere am kräftigsten von der Begehung der Sünde abgehalten werden, wenn sie sehen, daß der Zweck, den sie dabei haben, dadurch eher vereitelt als gefördert wird. So ist, wie wir gesehen haben, für ungerechten Erwerb von irdischen Gütern Armuth und Noth, eine gerechte Strafe. Der Gottesraub oder das Sacrilegium kann mit Bezug auf das der Begehung der Sünde zu Grunde liegende Princip doppelter Art sein. Es kann erstens ein Act plötzlicher Gewaltthätigkeit, das augenblickliche Werk der Leidenschaft sein: eine zügellose Soldateska kann im Kriege aus Wuth oder Muthwillen heilige Orte profaniren und heilige Gegenstände zerstören, zerbrechen oder wegschleppen, und Gott geweihte Personen können im Zorne oder aus Rachsucht mißhandelt werden. Zu dieser Classe von Sacrilegien, die aus böser Leidenschaft und unter ihrem vorübergehenden Einfluß verübt werden, gehören die meisten Sacrilegien der ältern Zeit, der Zeit vor der Reformation. Aber wohl mag Spelman, wo er zu dieser Periode in seiner Geschichte kommt, ausrufen: „Ich bin nun aus den Flüssen in den Ocean der Gottlosigkeit und des Sacrilegiums gekommen." Denn damals sah man zum ersten Male einen systematischen, einen zu Gesetz und Grundsatz gewordenen, kalt berechneten, schonungslos durchgeführten, nicht mit Vorwänden bemäntelten, sondern offen eingestandenen, gerechtfertigten und als gutes Werk gepriesenen Gottesraub, einen seinem Charakter nach universellen Gottesraub, wobei keine mögliche Art oder Form des Verbrechens übersehen wurde, welcher Heilige traf und Cardinäle und Bischöfe und Priester und Kleriker und Mönche und Nonnen, Kranke und Arme, Greise und Kinder, — Kathedralen, Abteien, Klöster, Kapellen, Hospitäler und Schulen, — welcher Landgüter wegnahm und Pächterhöfe und Aecker und Gebäude und Zehnten und Renten und alle möglichen Arten von Eigenthum, — welcher alles Heilige confiscirte und profanirte, Eisen, Stein und Holz, Gewölbe und Glocken, Altäre und Kirchengeräthe, Reliquien=

kasten, Tabernakel, heilige Gefäße und Kostbarkeiten jeder Art, — welcher plünderte und confiscirte und zerbrach und verbrannte und niederriß und mißhandelte und mordete mit Gewalt oder nach gerichtlichem Urtheil. Keine Person, kein Ort, kein Gegenstand und keine Weise wurde übersehen, wie man die Sünde des Gottesraubes begehen konnte. Diese wohlüberlegte und vollständig ausgeführte Ungerechtigkeit war aber offenbar nicht die Folge eines Aufwallens der Leidenschaft; sie hatte vielmehr einen Zweck und ein Ziel. Der König und seine Räthe wünschten und beabsichtigten, sich zu bereichern und ihren Kindern und ihren Familien die großen Ländereien und die reichen Schätze zu hinterlassen, welche die Kirche in Jahrhunderten gesammelt hatte. Sie wollten ihre Häuser bauen mit den Steinen des Heiligthums, ihre Nachkommen bereichern mit der Beute des Tempels. Welche sonstige Strafe am Leibe oder Geiste, an Besitz und gutem Namen nun auch Gott über die Urheber solcher gottesräuberischen Handlungen verhängen mag — es kann nicht auffallen, wenn die allgemeine und regelmäßige Strafe dieser Menschen die gänzliche Vereitelung ihrer Hoffnungen und des Zweckes ihrer Verbrechen ist; wir dürfen als natürliche Züchtigung einer solchen berechnenden und habsüchtigen Plünderung, wie sie hier stattfand, den Sturz und Ruin solcher Familien, oder den Verlust des auf sündhafte Weise erworbenen Reichthums, oder Störungen in der Erbfolge erwarten.

Das ist die Strafe des Gottesraubes der Reformation, welche wir a priori mit Recht erwarten dürfen; jedenfalls werden wir dieselbe als ganz passend anerkennen müssen, wenn die Thatsachen zeigen, daß sie wirklich eingetreten ist. Sehen wir aber weiter auf das positive göttliche Gesetz. Der allgemeine Volksglaube von der fast unvermeidlichen Bestrafung des Mordes, — welche, da e's sich hier um ein Verbrechen gegen die Gesellschaft handelt, in der Regel dadurch bewirkt wird, daß die Vorsehung es so fügt, daß der Mörder in die Hände der menschlichen Gerechtigkeit fällt — stimmt genau mit dem göttlichen Urtheilsspruch überein: „Wer Menschen-

blut vergießt dessen Blut soll wieder vergossen werden" (1 Mos. 9, 6.). Ebenso wird man leicht einsehen, daß die Erfahrung der Vergangenheit und Gegenwart, daß Gottesraub eine Pestbeule für die Familie des Schuldigen und ein Krebsschaden an seinem Erbe ist — im Einklange steht mit der furchtbaren Erklärung Gottes, die Er dem ersten Seiner Gebote beifügt: Er sei „mächtig und eifersüchtig, heimsuchend die Sünden der Väter an den Kindern bis ins dritte und vierte Geschlecht" (2 Mos. 20, 5.). Eine Sünde gegen dieses also eingeschärfte Gebot ist der Gottesraub, mag man ihn als Act schmählicher Habsucht (die nach Eph. 5, 5 „Götzendienst ist") betrachten oder als ein directes Vergehen gegen Gottes Ehre und Anbetung, und als rebellischen Versuch, Ihm zu rauben, was Ihm einmal gegeben ist.

Man wende nicht dagegen ein, daß in einigen Fällen diese Strafe nicht eingetreten ist. Einige oder auch viele Fälle, wo der Mord nicht gerächt ist, werden auch die erwähnte auf der täglichen Erfahrung beruhende Ueberzeugung nicht erschüttern. Die sehr kleine Zahl der Ausnahmen bei dem Gottesraub bestätigt eher noch unsere Argumentation. Die eifrigen Nachforschungen der Herausgeber des Spelman'schen Werkes haben das Resultat ergeben, daß nur noch vierzehn Familien Abtei-Ländereien durch directe Erbschaft von 630 besitzen, welche sie zuerst besaßen; und auch einige von diesen vierzehn Familien hat der Fluch auffallender Unglücksfälle bis auf unsere Tage verfolgt.

Eine Erwägung der Art hat ja auch Spelman veranlaßt, sein Buch zu schreiben. Er lebte in den ersten 80 Jahren nach der Epoche des großen Kirchenraubes und konnte also die Geschichte der ursprünglichen Besitzer des Kirchengutes noch leichter verfolgen. Da ihm selbst der Besitz eines solchen sacrilegischen Gutes nur Unglück brachte, so daß er froh war, als er dasselbe endlich verlor,[1]) so begann er eine Untersu-

[1]) Er erzählt die Geschichte der Beraubung der Abteien Blackborough und Wrongey und erwähnt sich selbst dabei also: „Sir Henry Spelman verlor viel dabei; er ist nicht vom Glücke gesegnet, aber

chung von beschränkter Ausdehnung. Er beschrieb um ein Haus in der Nähe des seinigen einen Kreis mit einem Durchmesser von 12 Meilen. In diesem Kreise lagen 25 Besitzungen von Abteien und 27 Güter von vornehmen Familien; während von diesen letztern keines in den Besitz einer andern Familie übergegangen war, waren jene alle bis auf zwei „wenigstens dreimal, zum Theil fünf- oder sechsmal" in den Besitz einer andern Familie gelangt.

Ich führe einen andern Fall an, den Reynerus in seinem Apostolatus Benedictinus mittheilt. Er nahm in einem Theile von England 260 Familien, welche von dem Raube der Kirche einen Theil erhalten hatten, und auf der andern Seite zwanzig Männer, denen Thomas Herzog von Norfolk von seinem Vermögen Legate im Betrage von 40 Pfund jährlich ausgesetzt hatte. Diese Letztern hatten alle einen Sohn, der „in seines Vaters Erbschaft blühte," von denjenigen dagegen, welche vom Könige Kirchengut erhalten hatten, vererbten nicht sechszig ihre Besitzungen auf ihre Kinder.

Die Herausgeber des Spelman'schen Werkes haben mit vieler Mühe, was man eine Statistik des Kirchenraubes nennen kann, entworfen. Sie haben untersucht, wie lange durchschnittlich Personen und Familien einerseits Ländereien, die früher der Kirche gehörten, und anderseits Ländereien, die nie Kirchengut gewesen waren, besessen haben. Das Resultat ist dieses: einzelne Personen haben Kirchen-Ländereien 17 und Familiengüter 23 Jahre durchschnittlich, Familien haben Güter der ersten Art 38 [1]) und Güter der andern Art 70 Jahre durchschnittlich besessen. Die Durchschnittszahlen für die Familiengüter sind absichtlich zu niedrig angegeben. [2])

Man kann die zwei Anhänge, in welchen das Schicksal der Familien erzählt wird, welche zuerst mit Gütern von Abteien

er ist froh darüber, daß er aus der Patsche ist und besonders darüber, daß er dadurch zuerst erkannt hat, wie verderblich es ist, mit geheiligten Orten zu thun zu haben."

[1]) In Warwickshire kommen durchschnittlich 15 Jahre auf die Person und 27 auf die Familie. — [2]) In einem Bezirke von Kent kommen auf die Familie durchschnittlich 208 Jahre.

beschenkt wurden, nicht lesen, ohne zu bemerken, wie buchstäblich Gottes Drohungen sich erfüllt haben. Viele der ersten Besitzer starben kinderlos; von den Familien mehrerer derselben lesen wir: „in der dritten Generation ausgestorben,“ „in der vierten Generation ausgestorben“ und von andern läßt sich nach den Daten leicht berechnen, daß sie um dieselbe Zeit untergingen. Bei andern finden wir in jeder Generation eine Reihe von Unglücksfällen und frühen Todesfällen; während wir manche Familien mit Erstaunen ganz erlöschen sehen, von denen man hätte erwarten sollen, daß sie sehr zahlreich geworden wären. Ich citire als ein furchtbares Beispiel die Geschichte des Herzogs Karl von Suffolk: „Dieser Berauber von dreißig Klöstern war viermal verheirathet. Von seiner ersten Frau hatte er keine Kinder.“

„Von seiner zweiten Frau hatte er eine Tochter, Marie; sie heirathete den Lord Monteagle und gebar diesem drei Söhne; zwei von diesen starben kinderlos; der dritte hinterließ nur eine Tochter und der Name erlosch mit ihm.“

„Von seiner dritten Frau hatte der Herzog einen Sohn, den Grafen von Lincoln, der jung starb, und zwei Töchter. Eine von diesen, Francisca, heirathete Heinrich Herzog von Suffolk, der 1554 enthauptet wurde; ihre Kinder waren: 1. Lady Jane Grey, — enthauptet; 2. Lady Katharina Grey, verheirathet mit Heinrich Lord Herbert, der sich von ihr scheiden ließ, dann mit Eduard Graf von Hertfort, der enthauptet wurde. Nach der Hinrichtung ihres Mannes heirathete Francisca Brandon den Adrian Stokes und scheint von ihm keine Kinder gehabt zu haben. Die andere Tochter des Herzogs, Eleonore, heirathete Heinrich Herzog von Cumberland und gebar ihm zwei Söhne, Heinrich und Carl, die beide jung starben, und eine Tochter, Margaretha, die Heinrich Grafen von Derby heirathete.“

„Von seiner vierten Frau hatte der Herzog zwei Söhne, welche beide seine Nachfolger wurden und an Einem Tage, am 14. Juli, im fünften Regierungsjahre Eduard's VI., an der Schweißkrankheit starben.“

„Ein merkwürdigeres Beispiel von dem gänzlichen Erlöschen des Namens eines Mannes in der ersten Generation kann man nicht finden."

Aber nicht nur diejenigen, welche zuerst Kirchengut in Besitz hatten, sind so gestraft worden; die göttliche Rache scheint an dem Gute selbst haften zu bleiben, auch wenn es in verhältnißmäßig unschuldige Hände kommt. Bei den Familien, die es besitzen, finden wir eine ganz ungewöhnlich und auffallend unregelmäßige Erbfolge. In der Familie Russell, die Tanner als eine Ausnahme von der allgemeinen Regel für die Vererbung von Kirchengut anführt, folgte in zehn Generationen nur dreimal der älteste Sohn seinem Vater. In derselben Familie starben vier eines gewaltsamen Todes (nicht auf dem Schlachtfelde), zwei in den Jahren 1840—46.

Der Leser wird mir gestatten, hier einen neuen Beleg des „Erbfolgegesetzes" in kirchenräuberischen Familien anzuführen. Er bezieht sich auf einen Theil von England, welcher vordem reich war an prächtigen Abteien und herrlichen Kirchen, und welchen die Herausgeber des Spelman'schen Werkes nicht viel berücksichtigt haben. Ich meine Yorkshire, und ich will den Brief wörtlich mittheilen, welchen mir über die Sache auf meinen Wunsch jemand geschrieben hat, auf dessen Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ich volles Vertrauen setze:

„Ich habe einen Freund in dieser Gegend mit Namen **. Er ist ein Beamter und ein gebildeter Mann, und hat namentlich viel in Büchern gelesen, die von alten Zeiten handeln."

„Als ich ihm eines Tages von den großen Vortheilen sprach, welche England in bessern Tagen seine klösterliche Institute gebracht hätten, fragte er mich, ob ich wohl wisse, daß Kirchengut sich in einer Familie nie drei Generationen hindurch direct vererbt hätte, vom Vater nämlich auf den Sohn und von diesem auf den Enkel. Ich antwortete, ich hätte darauf nie geachtet. „„Aber ich, erwiederte er, habe sehr sorgfältig darauf geachtet, und ich habe nie auch nur einen einzigen Fall entdecken können, wo in einer Familie Vater, Sohn und Enkel Klostergut besessen haben; und ich bin überzeugt, fügte er bei,

Sie werden mir keine ununterbrochene Linie von drei Generationen nennen können.'" — Ich antwortete: „,Wie es sich auch bis jetzt damit verhalten haben mag, es ist in diesem Augenblicke zu Kirklees Hall bei Huddersfield alle Aussicht auf eine solche Vererbung vom Vater auf den Sohn und den Enkel vorhanden. Sir Georg Armitage, der jetzige Besitzer, steht schon mit einem Fuße im Grabe: sein Sohn wird ihn beerben und dieser hat gesunde Knaben.'" — „,Es wird sich zeigen,'" entgegnete mein Freund. Und es hat sich bald gezeigt; der älteste Sohn wurde krank und starb einen oder zwei Monate vor seinem Vater, und so war die regelmäßige Erbfolge unterbrochen."

„. . . Da ich Ihren Brief wieder durchlese, sehe ich, daß Sie Mittheilungen über Familien in meiner nächsten Umgebung wünschen. Die Priorei Nostell, welche jetzt Herrn Winn gehört, ist nie regelmäßig vom Vater auf den Sohn und den Enkel vererbt, seit sie auf höchst grausame und ungerechte Weise den Mönchen geraubt ist. — Der jetzige Lord Fitzwilliam, welcher Klostergüter besitzt und etwa 16 Meilen von hier wohnt, hat seinen ältesten Sohn verloren. — Sir Eduard Dodsworth, welcher die Güter des Klosters Newland besaß, ist ohne Nachkommen gestorben. — Temple Newsham gegen 10 Meilen von hier, ist so viel ich weiß von einer Familie zur andern gekommen, ohne daß in einer derselben einmal ein Enkel geerbt hätte."

Der Verfasser dieses Briefes macht zur Bestätigung seiner Angaben auch auf die frappante Thatsache aufmerksam, daß in unserm Königshause seit der sacrilegischen Beraubung der Kirche keinem Souverän ein Enkel auf dem Throne gefolgt ist.

In Spelman's Werke mögen die Leser mehr und mannichfaltigere Beispiele von der Heimsuchung der Sacrilegien der Väter an ihren Familien nachlesen. Aber es gibt aus unsern Zeiten noch ein Beispiel von einem riesigen Versuch, ein Haus auf Kirchenraub zu bauen, und von einer so gänzlichen Vereitelung desselben, daß es hätte nicht übergangen werden sollen. Ich meine Napoleon, der allerdings seine Laufbahn als

Wiederhersteller der Hierarchie und des Friedens der Kirche begann und eine Zeit lang glücklich war. Er setzte seinen Fuß auf den Nacken von Fürsten und gab ihre Länder seinen Brüdern und sogar seinen Dienern. Nach menschlicher Berechnung könnte die Familie Bonaparte jetzt die Throne von Frankreich, Spanien, Holland, Westphalen und Italien inne haben, und jeder Zweig derselben Sprößlinge in Ueberfluß für die Nachfolge haben. Aber er streckte seine Hand nach verbotener Beute aus. Er gedachte sein Reich zu mehren mit den Schätzen die Gott geweiht waren; er fürchtete sich nicht vor dem Zorne dessen, der Attila von dem beabsichtigten Gottesraub abschreckte;[1]) er plünderte das Grab der Apostel; er raubte die ungeheuern Schätze des „heiligen Hauses" der Mutter Gottes;[2]) ja er legte, wie Herodes, gewaltsame Hand an Petrus selbst in der Person seines heiligen Nachfolgers. Von der Stunde an ging es schlecht mit ihm; sein kaiserliches Glück verließ ihn; seine Adler wurden zu Boden geworfen; seine Schätze zerschmolzen; er wurde zum Entsetzen und zum Sprüchworte für alle Völker. Seine Familienplane, das große Ziel seines Lebens, wurden noch auffallender vereitelt. Sein eigener Stamm starb bald aus; von seinen Brüdern ist einer nach dem andern in der Verbannung, fast in der Vergessenheit gestorben, und sie haben keine Söhne hinterlassen, welche den Namen der kommenden Generation bekannt machen könnten; und wenn das wahr ist, was man von der gänzlichen Zerrüttung ihres früher so großen Vermögens erzählt, von der Niemand sagen kann, wie sie stattgefunden hat, — so hat der Urtheilsspruch über diesen großartigen Plan von gottesräuberischer Vergrößerung fast seine volle Erfüllung erhalten.[3]) Und was war Napoleon selbst anders, als die Geißel Gottes für die Fürsten, die kurz zuvor die Kirche geplündert und ihre

[1]) Der heilige Stuhl schützt seine Rechte, indem er denjenigen, welche sie nicht achten, zuruft: „Sanctorum Apostolorum Petri et Pauli indignationem se noverit incursurum — er möge wissen, daß er sich den Zorn der hh. Apostel Petrus und Paulus zuziehen wird." — [2]) Der Sancta Casa zu Loretto. — [3]) Der Aufsatz ist 1846 geschrieben. Der Uebers.

religiösen Institute aufgehoben hatten? Und hat nicht der, welcher jetzt auf seinem Throne sitzt, und welcher gewissermaßen das Bestreben von ihm geerbt hat, seiner Familie durch viele fürstliche Ehebündnisse denselben zu sichern, — allen Grund zu fürchten, so lange Sanct Genovefa um Rache ruft für die Altäre, die profanirt, und für die Heiligen, die hinausgeworfen sind, um den elendesten Schurken Platz zu machen, die sich je vermessen haben, Gott zu verspotten, — so lange die bischöfliche Residenz in seiner Hauptstadt in Trümmern liegt, — so lange die Kirche geknechtet und der Mund ihrer Hirten geknebelt ist?[1]) Ein furchtbares Unglück — die Plage des Todes des Erstgeborenen[2]) — hat schon auf den wunden Fleck des Gottesraubes hingewiesen und das Niederreißen des Kreuzes und die Profanation heiliger Tempel gerächt, welche bei der Thronbesteigung dieser Dynastie stattfand.

Es wäre gut, wenn ein Auszug aus Spelman's Werk in fremde Sprachen übersetzt würde, namentlich in den Ländern von Europa, wo das Werk der Verwüstung noch nicht ganz ausgeführt ist. Was hat Spanien oder Portugal durch die Beraubung der Kirche und den Verkauf des Kirchengutes gewonnen? Ich habe an einem andern Orte[3]) gezeigt, wie verderblich derselbe für die spanische Regierung gewesen ist; es wäre gut, den Käufern zu zeigen, daß sie nichts Besseres zu erwarten haben. In der That fängt man auch in beiden Ländern an, dieses einzusehen; es kommen Fälle vor, die es deutlich beweisen, und man beginnt darauf zu achten. Personen, welche diese Länder kennen, haben mir erzählt, daß reiche Leute,

[1]) Der Aufsatz ist, wie gesagt, 1846 geschrieben; beim Wiederabdruck desselben im Jahre 1853 hat der Verfasser beigefügt: „Seitdem ist der Blitzstrahl gekommen. Aber wenn die Gerechtigkeit besänftigt und große öffentliche Irrthümer gesühnt werden können, so sind vielleicht die Frömmigkeit, die Ergebung und die wahrhaft königlichen Tugenden der Wittwe und der Kinder Louis Philippe's mächtig und verdienstlich genug, um diese Gnade zu erwirken." — [2]) Die Erstgeborenen in Aegypten wurden getödtet, weil Pharao auf sacrilegische Weise das Volk Gottes hinderte, in die Wüste zu gehen, um Gott zu opfern. — [3]) In dem Aufsatze über Spanien im ersten Bändchen der Vermischten Schriften S. 108 ff.

welche Kirchengut gekauft, bald in Dürftigkeit gerathen wären. Man erwähnte namentlich einen reichen westindischen Kaufmann; ferner erzählte man von einem jungen Manne, der in Portugal ein Kloster mit seinem Garten gekauft und in ein Local für Vergnügungen verwandelt hatte und der bald darauf an demselben Orte mit seinem eigenen Gewehr erschossen gefunden wurde; man konnte nicht ermitteln, ob er sich vorsätzlich oder durch einen unglücklichen Zufall erschossen hatte.

Ehe ich schließe, kann ich nicht umhin, einige Worte über eine besondere Art des Gottesraubes zu sagen, über Gewaltthätigkeit gegen gottgeweihte Personen. Die Beispiele, welche die Herausgeber anführen, beziehen sich alle auf protestantische Geistliche, deren priesterlichen Charakter wir natürlich nicht anerkennen; aber durch Gewaltthätigkeit gegen sie wird doch die Sünde des Gottesraubes von denjenigen begangen, welche glauben, sie besäßen einen priesterlichen Charakter, oder welche diesen an ihnen insultiren wollen. [1]) Ich will zwei Beispiele von merkwürdiger Bestrafung dieser Art des Gottesraubes in unserm Vaterlande anführen. Es ist bekannt, wie grausam und brutal während der sogenannten irischen Rebellion die Geistlichen von den Soldaten und den protestantischen Beamten behandelt wurden, denen sie in die Hände fielen. Vor nicht vielen Jahren machte der verstorbene Sir W. B. als Candidat für eine Parlamentswahl die gewöhnlichen Besuche bei den Wählern, und kam auch in den Laden, ich glaube eines Buchhändlers, um denselben um seine Stimme zu bitten. Es war ein alter Mann, und der Candidat und ein Freund, der ihn begleitete, fragten ihn, ob er sich noch der schlimmen Zeiten zu erinnern wisse, und ob sie wirklich so schlimm gewesen seien, wie man sie schildere. Der alte Mann antwortete, er erinnere sich derselben noch gut und sie seien schlimmer gewesen, als man sich dieselben vorstelle; „und ich erinnere mich noch gut, fuhr er fort, daß Ihr Oheim, Sir W., einen Priester

[1]) Nach diesem Grundsatz erklärt sich auch die Bestrafung des Sacrilegiums in heidnischen Zeiten. Diejenigen, welche sich desselben schuldig machten, wurden nach ihrem eigenen Gesetze gerichtet.

festbinden und schrecklich durchpeitschen ließ, bis das Blut auf die Steine herabrann; und Jahre nachher sah ich Ihren Oheim todt auf derselben Stelle liegen; er war aus dem Fenster gefallen und hatte sich an den nämlichen Steinen den Schädel zerschmettert, auf welche jenes Blut geflossen war." Ich brauche nicht zu sagen, mit was für Gefühlen die beiden Angeredeten aus dem Hause eilten. Ich habe diese Erzählung von einem Augenzeugen. Die folgende ist von einem angesehenen Manne, von anerkannter Rechtlichkeit und Vaterlandsliebe, der mit großer Sorgfalt die Thatsachen gesammelt und geprüft hat. Ich glaube, er hat eine ausführliche Darstellung des schrecklichen Vorfalles entworfen.

In der eben erwähnten ereignißreichen Zeit erschoß nämlich ein Soldat in der protestantischen Armee einen Priester mit einer Pistole. Einige Zeit nachher schoß er sich mit der nämlichen Pistole eine Kugel durch den Kopf. Einer seiner Brüder nahm dieselbe an sich, und erschoß sich mit derselben nach einigen Jahren gleichfalls. Ihre Mutter nahm jetzt das furchtbare Werkzeug der göttlichen Rache weg und warf es weit fort in einen tiefen Teich. Es war noch ein Bruder am Leben und dieser hatte, wie von einem grausamen Schicksal beherrscht, keine Ruhe, bis er die Pistole ohne Vorwissen der Mutter wieder aufgefischt hatte. Er reinigte sie und setzte sie wieder in Stand und verwahrte sie, bis seine Stunde gekommen war, und brachte sich dann mit ihr um's Leben gleich seinen Brüdern. In der modernen gerichtlichen Medicin wird man dafür vielleicht irgend einen gelehrten Namen haben, etwa „epidemische Monomanie", — ich wage es, bei dem altmodischen Sprachgebrauche zu bleiben und es den Fluch des Gottesraubes zu nennen.

Noch Ein Wort. Vor den Londoner Schaufenstern sieht man seit lange viele Kelche und Ciborien und sonstige heilige Gefäße, die sacrilegisch aus den spanischen Kirchen geraubt sind. Gottes Segen wird kommen über die und über die Häuser derjenigen, welche sie ohne die Kosten zu scheuen vor weiterer Entweihung bewahrt und ihrem rechten Orte und

Gebrauche zurückgegeben haben. Was aber die angeht, welche damit ihre Büffets zieren und gleich Baltassar sie ihren Gästen zeigen an den Tagen üppiger Feste, — ich sage zu ihnen nur dieses: ipsi viderint.



IX.

Cardinal Raphael Fornari.[1])

Das heilige Collegium hat vielleicht noch nie in einem einzelnen Jahre solche Verluste zu beklagen gehabt, wie im Jahre 1854. Drei seiner berühmtesten Namen sind von seiner Liste gestrichen, Namen, welche in verschiedenen Sphären der kirchlichen Thätigkeit einen guten Klang hatten, welche aber zusammen dem Purpur Glanz verliehen, womit Rom sie geehrt hatte.

Die Cardinäle Lambruschini, Fornari und Mai waren Männer von sehr verschiedenen Charakteren und Neigungen; aber sie wurden von Allen, welche sie kannten, gleich sehr geachtet, bewundert und geliebt. Keiner von ihnen begann seine Laufbahn unter günstigen weltlichen Verhältnissen, und keiner von ihnen schlug einen Weg ein, auf dem er zu höhern Kirchen-Aemtern zu gelangen hoffen durfte, geschweige denn zu der hohen Würde, die ihnen wirklich zu Theil wurde.

Lambruschini war ein Ordensmann aus der Schule des großen Cardinals Gerdil, — gleich diesem ein Barnabit [geb. 10. Mai 1776]. Aus dem demüthigen Kloster wurde er auf den erzbischöflichen Stuhl seiner Vaterstadt Genua erhoben;

[1]) Diese interessante Skizze ist aus dem „Catholic Directory" (Ordo recitandi officii divini) für 1855 (London, bei Burns und Lambert, 1855) übersetzt.

darauf wurde er Nuncius zu Paris und bekleidete dieses Amt, bis die Revolution von 1830 die Bourbonen entthronte. Nach seiner Rückkehr nach Rom wurde er zum Cardinal creirt (30. Sept. 1831) und bekleidete einige Jahre das wichtige Amt des Staatssecretärs. Er hatte sich längst von diesem Posten zurückgezogen, als das traurige Jahr 1848 kam. Damals drang der Pöbel, welcher den Quirinalischen Palast stürmte, auch in seine Gemächer in dem gegenüber liegenden Palast der Consulta ein, um ihn zu ermorden. Er entfloh durch eine Hintertreppe in einen Stall, und lag dort mit einem Soldaten-Mantel bedeckt, als die Mörder eindrangen, um sein Blut zu vergießen. (Diese Zeilen werden in demselben Zimmer geschrieben, wo er sich gewöhnlich aufhielt.) Seine schon geschwächte Gesundheit nahm nun schnell ab; schon einige Zeit vor seinem Tode [er starb am 12. Mai 1854] war er nur noch gleichsam ein Wrack des Cardinals Lambruschini. Neben seiner politischen Thätigkeit beschäftigte er sich auch mit theologischer Literatur, namentlich mit der Ausarbeitung von ascetischen und Andachtsbüchern. Einige seiner Schriften werden sehr geschätzt und sind in verschiedene Sprachen übersetzt, darunter eine theologische Abhandlung über die unbefleckte Empfängniß.

Cardinal Mai war in dem unberühmten Dorfe oder Städtchen Schilpario bei Bergamo geboren [7. Mai 1782]; den Armen seines Geburtsortes hat er sein ganzes Vermögen hinterlassen. Er war ein fleißiger und anspruchsloser Gelehrter, entdeckte wichtige Schriften in den Palimpsesten der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, und wurde von dem Cardinal Consalvi nach Rom gezogen, um dort seine Forschungen auf dem weitern und reichern Felde der Vaticanischen Bibliothek fortzusetzen. Er verdankte seinen Purpur [er wurde am 12. Febr. 1838 zum Cardinal ernannt] bloß seinen Verdiensten um die Wissenschaft, verbunden mit einem tadellosen und erbaulichen Lebenswandel und einer großen theologischen Gelehrsamkeit.

Cardinal Raphael Fornari hinterläßt allerdings nicht, wie die beiden Genannten, Denkmäler seiner ausgebreiteten und

gründlichen Gelehrsamkeit, war aber einer der Männer, durch deren Fleiß, Klugheit und Gewandtheit das große Werk der Kirche gefördert wird. Ständen nicht manche solcher Männer um den Thron des Papstes, es wäre schwer, die Regierung eines so ungeheuern geistigen Reiches zu führen. Anfragen aus allen Theilen der Welt sind in einer Anzahl von Congregationen zu studiren, zu erörtern und zu beantworten; sie betreffen oft sehr wichtige und unendlich mannichfaltige Gegenstände: Puncte der Dogmatik, der Moral, der Liturgik, des Eherechts und des Kirchenrechts überhaupt; es sind nach reiflicher Erwägung Bischöfe zu ernennen für alle Theile des Erdkreises; Berichte aus allen Ländern der Christenheit sind entgegen zu nehmen, zu untersuchen und zu beantworten; die Beschlüsse von Provincialsynoden sind sorgfältig zu studiren und die Regeln und Constitutionen vieler neuen religiösen Congregationen genau zu prüfen, ehe sie bestätigt werden; Appellationen von den Entscheidungen niederer kirchlichen Behörden sind entgegen zu nehmen und die Urtheile dieser letztern zu revidiren; Streitigkeiten zwischen Orden und Bischöfen sind zu schlichten, und Jurisdictions-Conflicte zu entscheiden; die Orthodoxie von Schriften, selbst angesehener Männer, ist zu prüfen; delicate und verwickelte Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat in katholischen oder protestantischen Ländern sind beizulegen; und endlich, um diese Aufzählung nicht noch länger zu machen, die Angelegenheit der Selig- und Heiligsprechung von Dienern Gottes ist durch ihre verschiedenen Stufen mit der Geduld, Genauigkeit und Strenge zu leiten, womit diese Processe in Rom immer geführt werden. Nehmen wir noch die Leitung von zwei Universitäten und von acht fremden und zehn italienischen Collegien hinzu (wobei die Propaganda nur als eins der fremden Collegien gerechnet ist) und die Verwaltung von zahllosen wohlthätigen Anstalten, so haben wir noch lange nicht Alles aufgezählt.

Um alle diese Geschäfte zu besorgen, bedarf es vieler Männer, welche gewandt und thätig, aber sicher und fast unfehlbar in ihrem Urtheil sind; welche gewohnt sind, gleich die

Hauptschwierigkeiten eines Gegenstandes aufzufassen, und gleich den Kern einer Frage zu erkennen, wenn derselbe auch noch so geschickt und noch so dicht verhüllt ist; welche Scharfblick genug haben, um gleich den Charakter von Parteien und Personen zu durchschauen, und dabei so aufrichtig sind, daß sie über den Verdacht nicht nur der Ungerechtigkeit, sondern schon der Parteilichkeit erhaben sind.

Von diesen Personen müssen einige die höchsten Stellen einnehmen und die Tribunale bilden, in welchen die Entscheidungen getroffen werden, wobei natürlich immer dem Papste das letzte und entscheidende Wort vorbehalten bleibt; Andere gehören zu der großen Zahl von Beamten, welche die vielen und wichtigen zur Discussion überwiesenen Angelegenheiten untersuchen, vorbereiten und in Ordnung und im Gange halten, während nicht wenige, als Consultoren oder Räthe der Congregationen selbst oder der Cardinäle, welche dieselben bilden, uneigennützig mit ihrer Gelehrsamkeit und Gewandtheit bei der Behandlung dieser kirchlichen Geschäfte helfen. Wiewohl nicht nothwendig Beförderung für solche Dienste in Aussicht steht, so kommt es doch oft vor, daß ein Mann, der demüthig und anspruchslos als ein Arbeiter in den untern Departements dieser Carriere begonnen hat, wenn er im Kleinen getreu befunden ist, über Vieles gesetzt wird, und später dort als Richter sitzt, wo er als Rath begonnen hat.

Zu dieser Classe von verdienstvollen Geistlichen gehörte auch der Cardinal Fornari, und dieser mühevollen Thätigkeit hat er seine Erhebung zu seiner hohen Würde zu danken. Auf einer solchen Laufbahn, wie die seinige war, wird man kaum besonders merkwürdige und hervorstechende Ereignisse erwarten. — Er wurde am 23. Januar 1788 zu Rom geboren; seine Eltern gehörten dem Mittelstande an und waren keineswegs reich. Der Cardinal della Somaglia ernannte ihn am 27. Sept. 1802 zum Alumnus des römischen Seminars. Dort machte er seine Studien und wurde am Ende des Studienjahres (im August) 1809 zum Doctor der Theologie promovirt. Er hatte also sieben Jahre im Collegium zugebracht,

und da vier Jahre für das Studium der Theologie und zwei für das der Philosophie verwendet werden müssen, so muß er, als er mit vierzehn Jahren in das Collegium eintrat, gleich in die Classe der Rhetorik aufgenommen sein, — ein Beweis, wie fleißig er schon als Knabe gewesen, und wie früh sich seine Anlagen entwickelt hatten. Am 23. Sept. 1809 wurde er, nachdem er schon früher die andern Weihen empfangen hatte, zum Priester geweiht.

Die Studien im römischen Seminar wurden von ausgezeichneten Gelehrten geleitet. Calandrelli und Conti lehrten die exacten Wissenschaften; de Rossi, ein Mann von fast fabelhafter Gelehrsamkeit, Exegese und Hebräisch; Giovanucci, Pistelli und Cavani Theologie; Gasparini und Marsella Literatur. Mit diesen Männern war Fornari innig befreundet; und so setzte er fleißig die Studien fort, zu denen er unter ihrer Leitung einen festen Grund gelegt hatte. Am 29. October 1814 hielt ihn der berühmte Cardinal Litta für geeignet, den Lehrstuhl zu besteigen, und er wurde zum „Academico“ der heiligen Schrift und der Kirchengeschichte ernannt. Als solcher hatte er die Professoren dieser beiden Fächer im Falle der Abwesenheit zu vertreten und die Disputationen der Studenten über die in den Vorlesungen behandelten Gegenstände zu leiten; auch gab ihm dieses Amt das Recht der Nachfolge in der einen oder andern dieser beiden Professuren, wenn einer der Professoren starb oder sein Amt niederlegte. Sein Gehalt betrug nicht ganz 20 Pfund Sterling; er hatte auch kein anderes Beneficium, als eine Kaplanei an der Corsini'schen Kapelle in St. Johannes im Lateran, welche vielleicht eben so viel eintrug. Er nahm darum gern im Jahre 1817 die Stelle eines Procurators des römischen Seminars an, die er 1821 wieder niederlegte.

In dieser Zeit kam er zuerst mit unserer Nation in Berührung. Im December 1818 kam die erste Colonie von Studenten nach Rom, um das unter der Leitung des verstorbenen Bischofes Gradwell wieder eröffnete englische Colle-

gium zu bevölkern. Da der Studiencursus an den öffentlichen Anstalten etwas früher begonnen hatte, so wurde der Abbate Fornari beauftragt, den neuen Studenten im Collegium Moral-Philosophie vorzutragen; später wurde er ihr „Repetitor" in der Theologie. Als Beweis für die gute Verwaltung seines Amtes kann angeführt werden, daß von den zehn Studenten, die damals ihren philosophischen Cursus begannen, neun im nächsten Sommer eine öffentliche Thesis (Disputation) hielten, in Gegenwart des großen Cardinals Consalvi, des Protectors des Collegiums, und einer glänzenden Versammlung von Prälaten und Professoren, unter denen ich mich noch gut des Pater Grandi und des Pater Fontana, (der später Cardinal wurde) des Herausgebers der Werke Gerdils, erinnere. Im Jahre 1823 wurde die Professur der dogmatischen Theologie durch den Tod Cavani's erledigt, und Fornari wurde sein Nachfolger. Es war dieses das letzte Jahr, daß die Weltgeistlichkeit das römische Collegium inne hatte; der letzte öffentliche Act, welcher dort stattfand, war die Thesis (Disputation) aus der gesammten Theologie, welche der jetzige Cardinal Wiseman unter dem Vorsitze des Professors Fornari hielt. Nach der Verlegung des Seminars und seiner Schulen in das deutsche Collegium zu St. Apollinaris wurde Fornari von dem Cardinal Zurla, Vicar von Rom, dort zum Professor der dogmatischen Theologie ernannt. Da die Studenten des englischen Collegiums fortfuhren, diese Schulen zu besuchen, so blieb Professor Fornari in enger Verbindung mit diesem National-Institut. Er wurde aber auch zum Professor der Theologie im Collegium der Propaganda ernannt, und erhielt so Schüler aus allen Theilen der Welt. Später zählte er oft mit Vergnügen die außerordentlich vielen Cardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe auf, welche seine Schüler gewesen waren; und wir dürfen auf der andern Seite beifügen, daß Alle, welche seinen Unterricht genossen hatten, ihn aufrichtig liebten. — Seine Verbindung mit England wurde auf andere Weise noch enger; als der verstorbene Cardinal Acton als Student der „kirchlichen Akademie" nach Rom kam,

wählte er Fornari zu seinem Repetenten in der Theologie; und der Cardinal Weld lud ihn ein, sein theologischer Rathgeber zu sein, ein Amt, welches er mit der größten Treue verwaltete.

Mittlerweile war er zum Consultor mehrerer Congregationen ernannt, in welchen er wegen der Klarheit seiner Gutachten immer großes Ansehen genoß. Dieses veranlaßte seine Ernennung zum Canonisten der Pönitentiarie, wo alle verwickelten Fälle, welche in irgend einem Theile der Welt vorkommen, zur Lösung vorgelegt werden. Die ungemeine praktische Kenntniß der Moral und des Kirchenrechts, welche er sich so erwarb, hielt er mit seinem außerordentlich klaren und scharfen Geiste und treuem Gedächtniß fest, und sie war ihm später von größtem Nutzen. Wer die ausgezeichneten Bullen und Constitutionen Benedict's XIV. kennt, weiß es, von wie unberechenbar großem Nutzen demselben bei seinen Entscheidungen die Kenntnisse waren, welche er sich als Secretär einer wichtigen Congregation gesammelt hatte, als er noch Minorist war.

Monsignor Fornari, wie er jetzt hieß, lebte fortwährend höchst einfach und anspruchlos und träumte gewiß nicht, was ihm bevorstand. Er bewohnte einige kleine Zimmer in einem Entresol eines Hauses am Campo Marzo, hatte nur einen Diener, welcher des Morgens kam, um aufzuräumen, speiste nur einmal im Tage und verwendete alle Stunden, welche ihm seine Amtsgeschäfte frei ließen, zum Studium der schwierigen Fragen, die ihm vorgelegt waren. Oft hat er mir, wenn ich seine Schelle zog, selbst die Thüre seiner bescheidenen Wohnung geöffnet.

Während er so geräuschlos für die Kirche Christi arbeitete, ließ ihn eines Tages im Jahre 1838 Monsignor Cappaccini, mit dem er sehr befreundet war, zu sich rufen und fragte ihn kurzweg: „Möchten Sie wohl als Internuncius nach Brüssel gehen?" Fornari hielt die Frage für einen Scherz und beantwortete sie als solchen. Da aber die Frage wiederholt wurde, sagte er, es sei ganz nutzlos, ihn zu fragen, ehe man

mit dem Papste gesprochen habe. Cappaccini bat ihn, nach einigen Tagen wiederzukommen und redete ihn dann also an: „Wie konnten Sie denken, ich hätte, ohne vom Papste ermächtigt zu sein, eine solche Frage an Sie gestellt? Alles ist in Ordnung; Sie sind zum Internuncius in Brüssel ernannt.“ Die Nachricht war ihm ganz unerwartet; eine so plötzliche Erhebung zu einem so hohen Posten war vielleicht ohne Beispiel. Er war nie außerhalb Rom's gewesen, wiewohl er flüssig französisch sprach, und hatte sich nie mit diplomatischen Sachen befaßt; indeß war er sonst für das Amt ganz vortrefflich geeignet, und seine Ernennung macht dem Scharfblick, der Hochherzigkeit und der Weisheit des heil. Stuhles alle Ehre.

In Belgien gewann er bald das Vertrauen der Bischöfe und der Geistlichen, welche in ihm ein Orakel theologischer Weisheit und dabei den liebenswürdigsten und anspruchlosesten Menschen fanden. Auch das diplomatische Corps lernte ihn bald schätzen, und seine Ansichten galten bei demselben viel. Scheuten wir uns nicht, von vertraulichen Mittheilungen hier Gebrauch zu machen, so könnten wir die schlagendsten Beweise von der großen Achtung anführen, in welcher er nicht nur bei seinen Collegen, sondern auch bei deren Höfen stand. Er litt einige Zeit an einer schweren Krankheit, welche ihn nöthigte, sich schmerzlichen Operationen zu unterwerfen; und während er so an's Bett gefesselt war, hat er des Abends die höchste Person im Staate vor sich sitzen gehabt, welche ganz allein gekommen war, um ihn über wichtige Angelegenheiten um Rath zu fragen.

Nach einiger Zeit wurde er zum Nuncius erhoben und zum Erzbischof von Nicea in partibus ernannt. Der belgische Adel gab ihm jetzt einen öffentlichen Beweis seiner Hochachtung. Ohne sein Vorwissen wurde eine große Summe zusammengelegt und in Paris prächtige Kirchengeräthe von vergoldetem Silber bestellt, darunter Alles, was ein Bischof bei seinen Functionen gebraucht. Dies Geschenk wurde ihm überreicht, und der König fügte ein kostbares Diamant-Kreuz und einen Ring bei.

Es wurden nun aber die Unterhandlungen über die Wiederbesetzung der Nunciatur zu Paris beendigt, welche seit dem Rücktritt des Monsignor Lambruschini erledigt gewesen war; und so viel wir wissen, wurde auf den Wunsch des Königs Louis Philipp Monsignor Fornari zu diesem Amt ernannt. Auf diesem schwierigen Posten büßte er nichts von dem Ruhme ein, den er sich in Belgien erworben hatte; derselbe nahm vielmehr in dieser seiner höhern Stellung nur zu; er legte nur noch größere Energie, Weisheit und Festigkeit an den Tag, nachdem die Sphäre seiner Pflichten ausgedehnter und ihre Elemente complicirter geworden waren. Er fand in Frankreich zwei verschiedene religiöse und viele mit einander kämpfende politische Parteien, während Belgien einen vollkommen einträchtigen Episcopat und ein fast ganz einmüthiges Volk hatte. Der Nuncius benahm sich höflich und wohlwollend gegen Alle; dabei waren aber seine Sympathieen für die stets zunehmende Zahl der Geistlichen kein Geheimniß, welche sich nach engerer Verbindung mit Rom und nach Befreiung von der Sklaverei des Gallicanismus sehnten. Ohne Unzufriedenheit zu erregen, förderte Monsignor Fornari entschieden jede Annäherung an die römischen Riten, Gebräuche und Ansichten und wir glauben, daß sein Einfluß nicht wenig dazu beigetragen hat, daß der römische Ritus in den letzten Jahren in Frankreich in so tröstlicher Weise sich ausgebreitet hat. Er legte gleichfalls große Unparteilichkeit und Klugheit in seinen politischen Beziehungen zu dem Hofe an den Tag. Welches auch seine persönlichen Neigungen oder Grundsätze gewesen sein mögen, er benahm sich offen und herzlich gegen die regierende Dynastie, und seine Aufrichtigkeit ist nie bezweifelt worden. Seinem Einflusse ist es vielleicht theilweise zu danken, daß die von Louis Philipp zu Bischöfen gewählten Männer nicht nur untadelhaft, sondern sehr geeignet für ihre Würde waren.

In dem Consistorium am 21. December 1846 ernannte der Papst Monsignor Fornari zum Cardinal, reservirte ihn aber in petto, das heißt, er nannte ihn nicht mit Namen. Seine öffentliche Ernennung fand statt im Consistorium am 30. Sept.

1850; sein Rang unter den Cardinälen wurde aber nach dem ersten Datum bestimmt. Nach seiner Rückkehr nach Rom fing er an, thätigen Antheil an den kirchlichen Geschäften zu nehmen. Er war fast in jeder Congregation zu finden, und hatte immer über die zur Entscheidung vorgelegten Fälle eine auf sorgfältigem Studium beruhende und reiflich überlegte Ansicht vorzutragen. Er war Präfect oder Präsident der Congregation der Studien, welche die Unterrichts-Angelegenheiten im Kirchenstaate zu leiten hat; dieses Amt nahm seine Aufmerksamkeit sehr in Anspruch und erheischte eine unausgesetzte Thätigkeit.

Vor seiner Reise nach Belgien erfreute sich Cardinal Fornari einer kräftigen Gesundheit. Während seines Aufenthaltes in diesem Lande hörte er auf, spazieren zu gehen und sich genug Bewegung zu machen, theils in Folge der erwähnten Krankheit, theils wegen der kleinen Unbequemlichkeit, die daraus entstand, daß er öffentlich die Kleidung der römischen Prälaten trug. In Paris vernachlässigte er dies noch mehr, so daß er selbst nicht mehr ausfuhr, wenn es nicht seine Geschäfte erforderten. Diese sitzende Lebensweise beförderte seine Anlage zur Corpulenz, so daß endlich das Spazierengehen zu ermüdend für ihn war, als daß er es hätte wieder anfangen können. Seine Gesundheit fing im Jahre 1853 an sichtlich abzunehmen. Es zeigte sich dies hauptsächlich durch wiederholte Anfälle des Wechselfiebers; sie dauerten bis zum Frühjahr fort, wiewohl die Kunst der Aerzte sie zu beherrschen schien. Am Montag den 12. Juni 1854 sagte er einem vertrauten Freunde, er befinde sich besser; er hoffte am folgenden Donnerstag der Frohnleichnams-Procession beiwohnen zu können. Das Fieber kehrte aber am folgenden Tage wieder und nahm bald den Charakter einer sogenannten „perniciosa“ an; es dauerte ohne auszusetzen fort, so daß das einzige Mittel dagegen nicht angewandt werden konnte. Er unterlag dem zweiten Anfalle am Morgen des 15. Juni. Ganz Rom trauerte über seinen Verlust; der Papst selbst wohnte den Exequien bei, die am 19. in der Chiesa nuova gehalten wurden.

Cardinal Fornari's Gesicht behielt bis zu seinem Tode viel von der Schönheit, die es in seiner Jugend charakterisirte. Seine Züge waren regelmäßig, seine Stirn hoch, seine Augen lebhaft, um seinen Mund spielte ein sehr einnehmendes Lächeln. Sein Haar war pechschwarz und etwas kraus; der ganze Kopf hatte eine edele antike Form. Niemand nahte sich ihm, ohne ihn lieb zu gewinnen, und Niemand konnte sich mit ihm unterhalten, ohne etwas zu lernen. Die Zahl seiner Freunde und Bewunderer in allen Theilen der Kirche war so groß, wie die Zahl seiner Schüler und der Personen, welche mit ihm in Berührung gekommen waren; und wenn Jemand, wie wir es gethan haben, in irgend einer verwickelten oder schwierigen Sache ihn um Rath gefragt, so wird er bereit sein, für die Raschheit, Vollständigkeit und Klarheit seiner Antwort Zeugniß abzulegen, als für einen Beweis der Güte und der Geschicklichkeit, womit er stets zu helfen bereit war.

Wir brauchen nicht beizufügen, daß das Benehmen dieses ausgezeichneten Mannes allezeit über jeden Tadel erhaben und sein Leben erbaulich und mit allen priesterlichen Tugenden geschmückt war. Einfach und ohne Affectation, war seine Frömmigkeit innig und aufrichtig; er arbeitete auch mit Eifer und Erfolg in der Angelegenheit der unbefleckten Empfängniß. Man kann wohl sagen: Cardinal Fornari war ein ausgezeichneter Typus eines römischen Priesters, eines römischen Prälaten und eines Fürsten der römischen Kirche.

